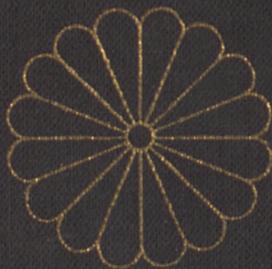


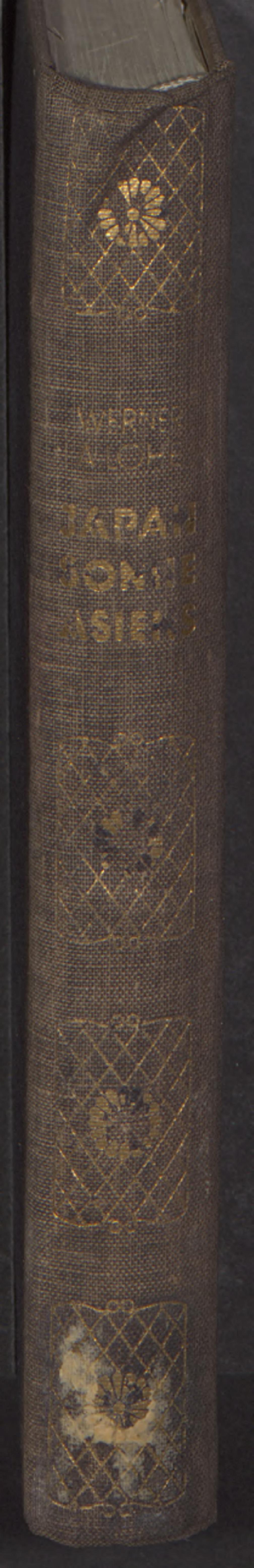
Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

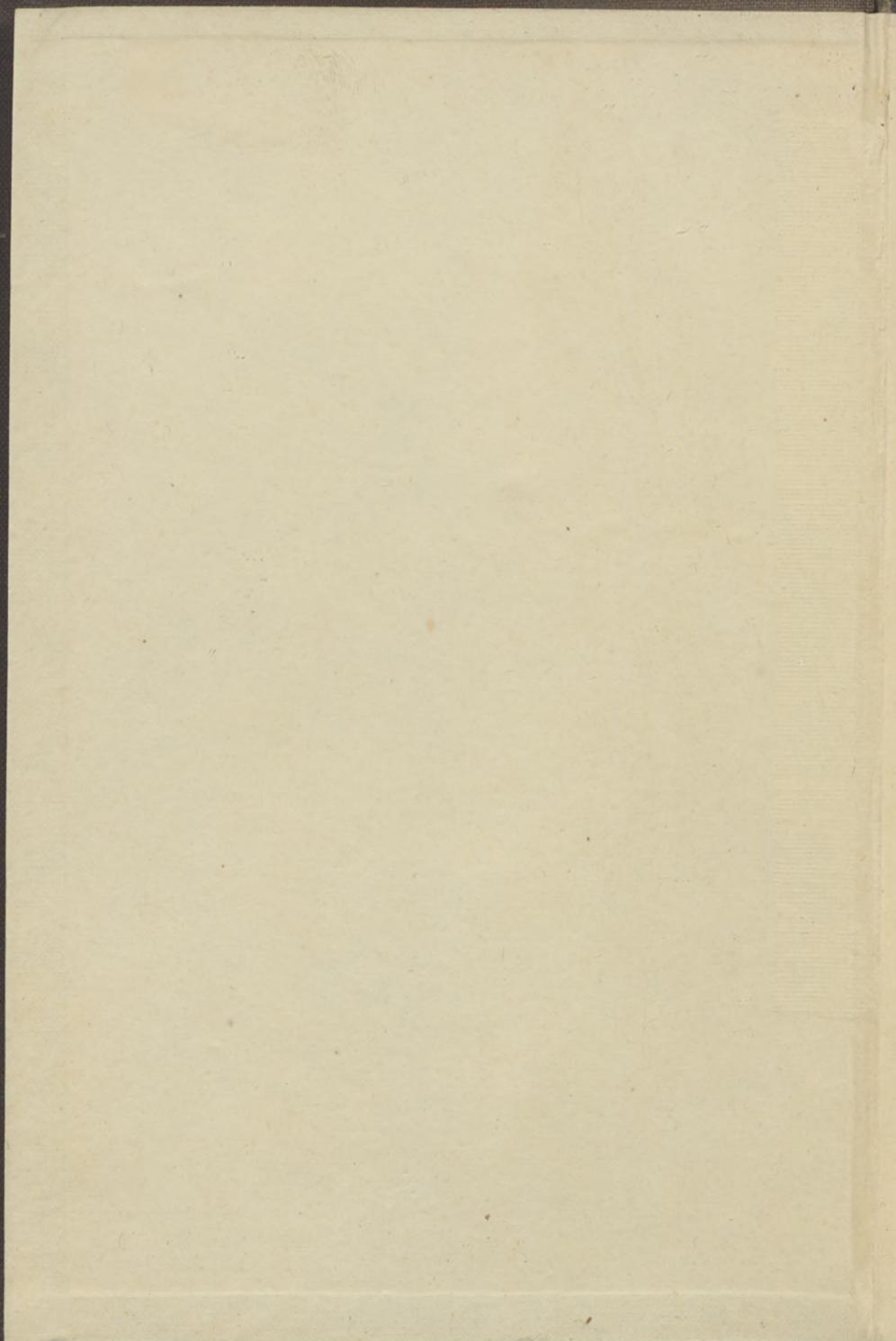
49421

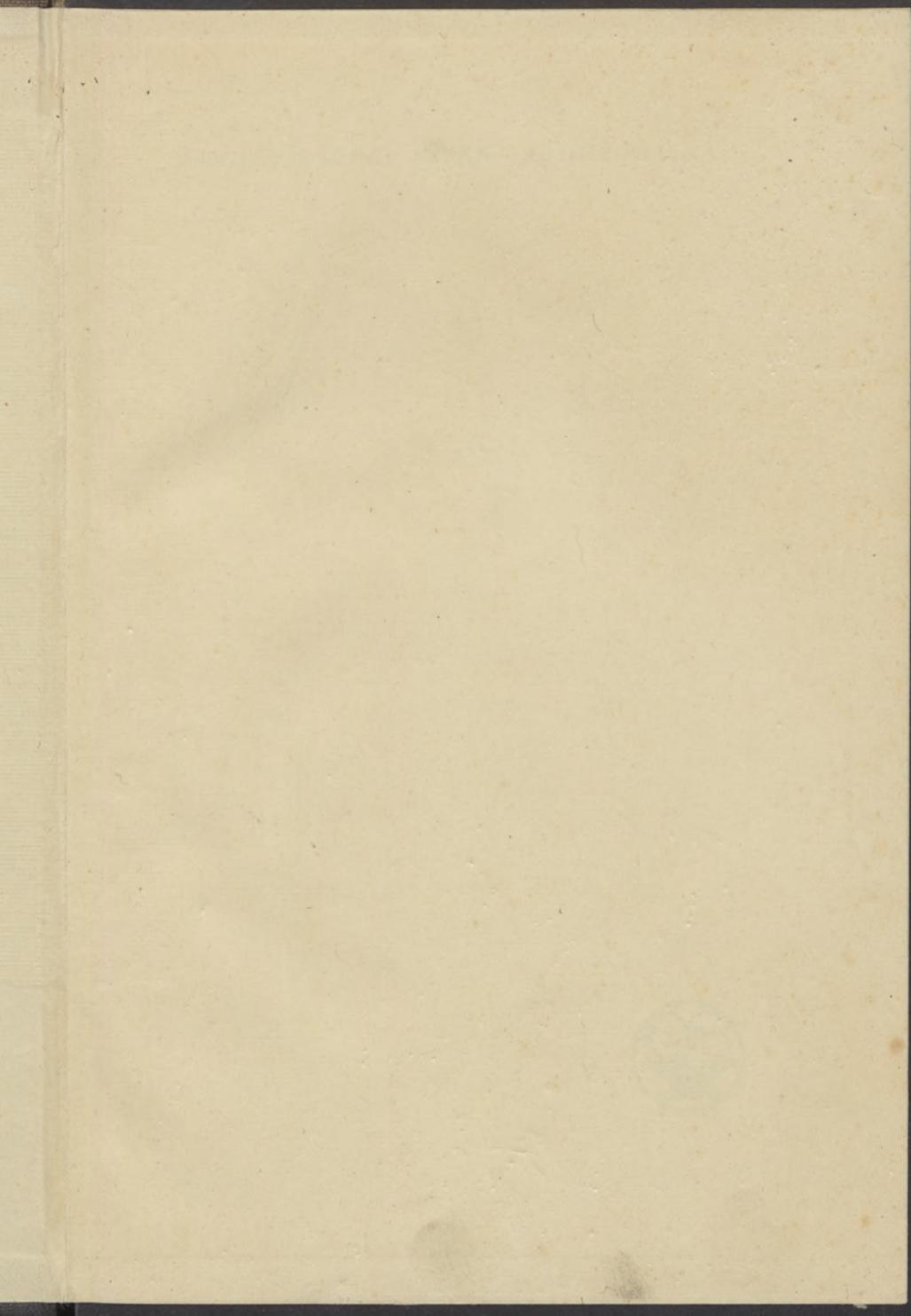
II

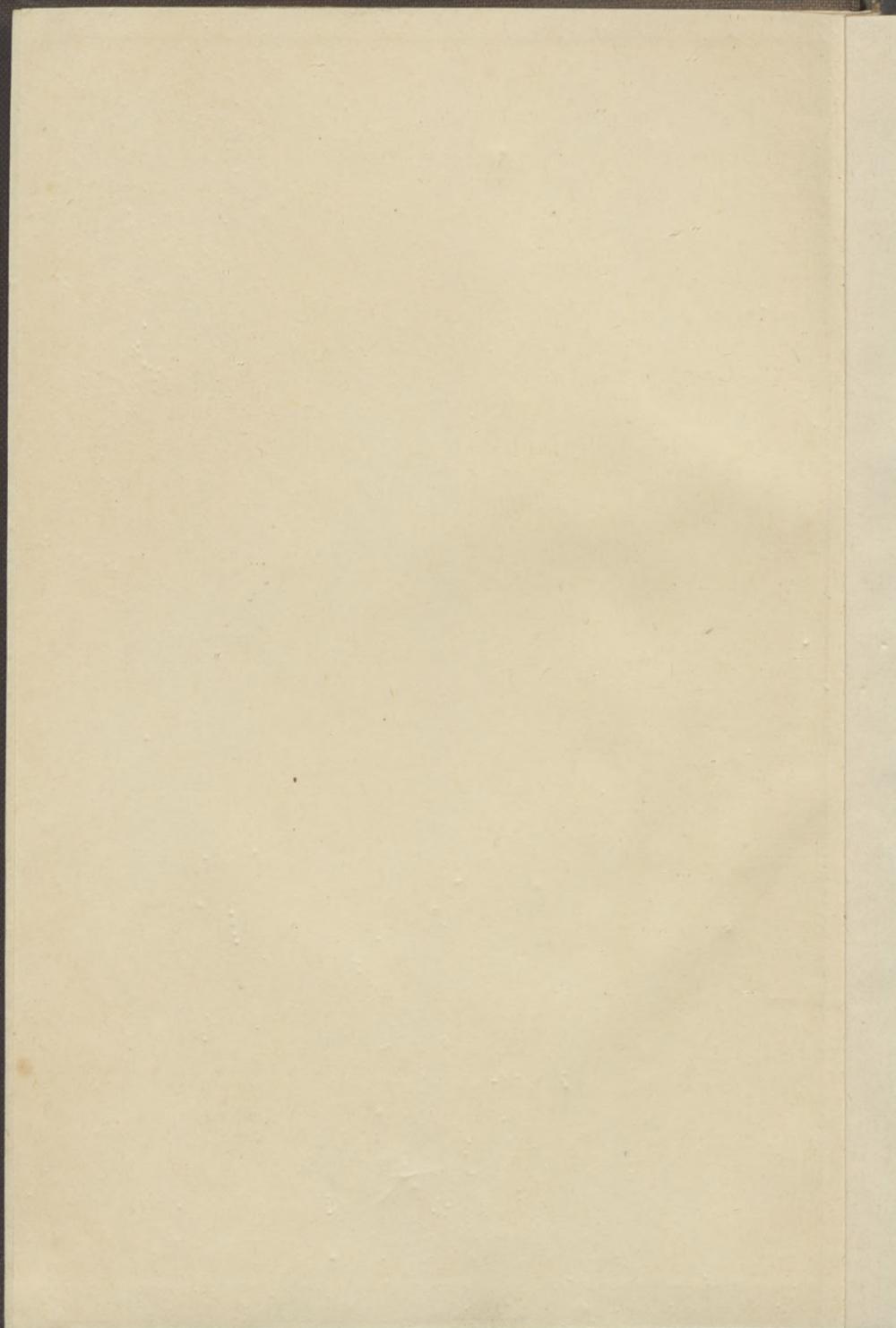


LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY  
OF TORONTO



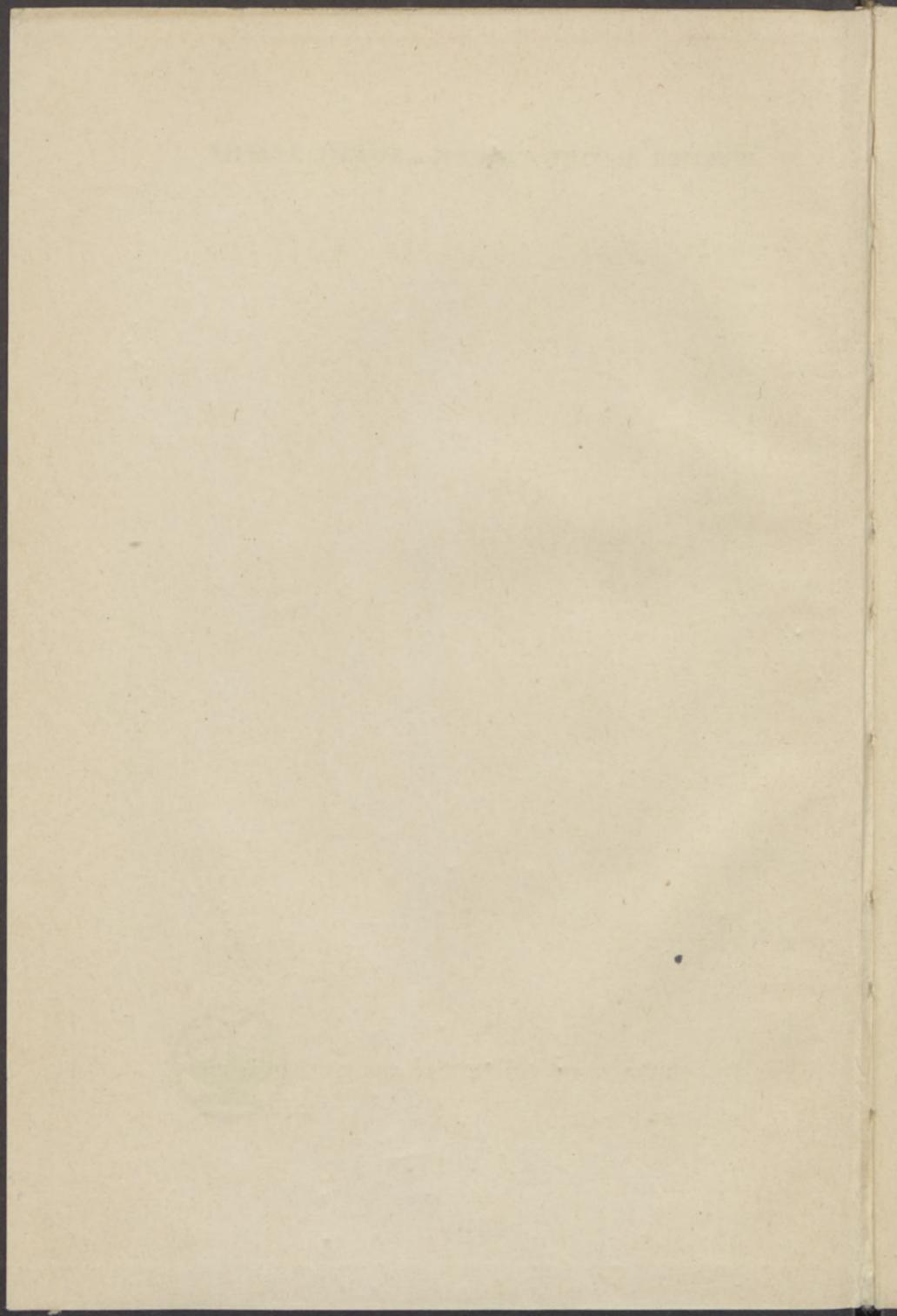






WERNER A. LOHE / JAPAN - SONNE ASIENS





FO II 57

WERNER A. LOHE

# JAPAN - SONNE ASIENS

WETTERLEUCHTEN

AM PAZIFIK

---

BRUNNEN-VERLAG/WILLI BISCHOFF/BERLIN

Entwurf des Umschlages und Einbandes

von Rose Pahl

Wilhelms-Universität  
für die Wissenschaften e.V.  
Königsberg (Pr)  
Bibliothek  
40.1624

49421

11



Printed in Germany

Copyright 1940 by Brunnen-Verlag / Willi Bischoff / Berlin

Gedruckt in der Offizin Poeschel & Treppe · Leipzig

## EINFÜHRUNG

In diesem Buch ist die Rede von Menschen, Staaten und Machtgruppierungen rund um den Stillen Ozean. Es werden darin diese Menschen, Staaten und Machtgruppierungen untersucht, um festzustellen, wieweit die Vorgänge in jenem wichtigen Raum der Welt zur entscheidenden Zuspitzung neigen, durch die das Weltbild eine grundsätzliche Veränderung erfahren könnte. Jeder zivilisierte Staat dieser Welt ist an dem pazifischen Geschehen interessiert, mittelbar oder unmittelbar, denn dort prallen Gegensätze aufeinander, ringen Kräfte um die Vorherrschaft, denen sich die zivilisierte Menschheit nicht verschließen kann. Was heute im Pazifik vor sich geht, ist keine interne Angelegenheit der Uferstaaten oder auch nur der betroffenen Weltreiche, sondern betrifft die Lebensinteressen der ganzen Welt.

Das Ringen im pazifischen Raum ist kein Novum für die Welt. Schon das Mittelmeer hatte einen entscheidenden Kampf zwischen westlichen und östlichen Machtgruppen gesehen, es bot — rückschauend betrachtet — im Kleinen das, was heute

im Großen, „Stillen“ Ozean vor sich geht. Denn überall dort, wo scharfe völkische Gegensätze aufeinanderprallen, bahnt sich eine Entscheidung an. Nur die Formen haben sich im Laufe der Jahrhunderte geändert, nicht der Inhalt des Kampfes, der stets auf der einen Seite Lebensrechte findet.

Mehr als ein geopolitischer, etwas touristisch gefärbter Streifzug durch den Stillen Ozean und seine Randländer soll dieses Buch nicht sein. Es wurde geschrieben in der Erkenntnis, daß gerade dem *jungen* Europa, das von Deutschland und Italien angeführt wird, eine Aufdeckung des fernöstlichen Geschehens nur dienlich sein kann. Denn das, was heute im großmongolischen Raum vor sich geht, ist ein Machtkampf um unabdingbare Lebensrechte, genau so, wie auch das heutige europäische Geschehen unter dem Zeichen eines energisch angemeldeten Rechtsanspruches der jungen Nationen gegen ein System der verkalkten Übersättigung steht.

Japan ist die junge Nation des Ostens, die sich einer dogmatisierten Jurisdiktion ebensowenig beugt wie die jungen Völker Europas. Die unermeßliche Weite des Stillen Ozeans hat schon vorher Machtkämpfe gesehen, noch nie aber einen Kampf um das Lebensrecht eines großen Volkes, wie er sich heute dort abspielt.

Im Begreifen der Zusammenhänge liegt der Schlüssel zu ihrer Meisterung.

Berlin, Juni 1939.

*Werner A. Lohe*

I.

## KOMPONENTEN DER MÄCHT

### Die weißen Herren

*San Diego, California*

Dieser Strand ist wohl das Schönste in Kalifornien. Ihm fehlt zu den Attributen der klassischen Riviera gar nichts, weder die prachtvolle, laue Luft, die schneeweißen, in Palmendickichten vergrabenen Riesenhotels, das alles umrahmende Gebirge, im Vordergrund die Coast Range, dahinter, wie eine trotzig, weiße Mauer aufgebaut, die Sierra Nevada, und vor uns, in unermeßlicher Weite und Unendlichkeit: das Meer. Der Pazifische Ozean. Die Küste entlang ziehen sich tadellos zementierte Autostraßen, darunter die bezaubernd schöne Ocean Avenue, die abwechselnd in Palmenwäldern verschwindend, dann plötzlich wieder hoch über dem Meer den Blick über die blaue Unendlichkeit freigibt. Hier scheinen Meer und Himmel ein immerwährendes Bündnis geschlossen zu haben, denn sie sind von einer phantastischen Abgestimmtheit von Bläue.

Die Amerikaner haben aus diesem Landstrich, der unter mexikanischer Herrschaft nichts als Wüstenei war, ein wahres Paradies gemacht, haben mittels künstlicher Bewässerung und Investie-

rung riesiger Kapitalien einen Wohlstand, ja Reichtum aus dem Boden gestampft, der jedem, der frisch aus der europäischen Enge hierher kommt, phantastisch erscheinen mag. Über die Stadt Los Angeles — die Spanier nannten sie La Puebla de Nuestra Señora la Reina de los Angeles —, ihr phantastisches Wachstum und ihr Film-Mirakel ist schon genug geschrieben worden, so daß wir hier darauf verzichten können, den Eindruck zu schildern, den sie auf den Beschauer macht. Man merkt hier überall die „amerikanische“ Note, die hart an der Grenze verläuft zwischen technisch-architektonischer Höchstleistung und Kitsch. Man weiß in den Vereinigten Staaten nie so recht, wo die beiden zu trennen sind, hier in Kalifornien wohl am allerwenigsten. Denn was hier durch Menschenhand geschaffen wurde, trägt die Symptome der Unfertigkeit und der Unausgeglichenheit an sich, so prächtig die Fassade auch erscheint.

Nirgendwo besser als in Kalifornien kann man beobachten, wie stürmisch und hemmungslos dieses junge Volk vorging, um den ungeheuren Raum, der offen vor ihm lag, in Besitz zu nehmen. Die Spuren der Unfertigkeit sind überall sichtbar. Wie könnte es auch anders sein bei einem Volk, das noch nicht einmal rassisch fertig ist? Die Vereinigten Staaten sind nicht nur der jüngste Uferstaat des Pazifik, sondern auch bei weitem der reichste, und aus diesem Zusammenfallen von unbeschreiblicher Jugend und großem Reichtum ergibt sich auch gleichzeitig der Grund für die Verzerrungen, denen dieses Amerika so oft ausgesetzt ist. Und gerade in der Politik zeigen sich diese Verzerrungen am deutlichsten.

Die Vereinigten Staaten sind sozusagen „über Nacht“ groß geworden; sie haben dazu nicht, wie

die europäischen Mächte, Jahrhunderte gebraucht, brauchten nicht einmal systematisch ein Steinchen auf das andere zu legen, wie Europa es tun mußte, um langsam weiterzukommen, sondern sie rasten in die Zukunft. In einem lächerlich knappen Jahrhundert haben sie den nordamerikanischen Kontinent verzaubert. Sie haben ihm sogar eine eigene „Luft“ gegeben, eine eigene Atmosphäre, die — darin sind sich alle Amerikafahrer einig, sowohl die Enthusiasten wie die sachlichen — eben „typisch amerikanisch“ ist. Und diese Luft weht hier am Pazifik, in Kalifornien, wohl am reinsten. Denn wenn im Osten der Union manchmal Kompromisse mit dem „Alten“ gemacht werden mußten: hier im äußersten Westen kennt man solche Kompromisse nicht. Hier begann man erst mit dem Aufbau, als er im Osten bereits im wesentlichen beendet war. Und darum erstand hier eben etwas „typisch Amerikanisches“, etwas ganz besonders Uneuropäisches. Der Osten der Vereinigten Staaten ist durch die atlantische Küste mit Europa verbunden, bezog von dort seine besten Anregungen, einen großen Teil seiner Kraft. Kalifornien dagegen ist schon rein geographisch ein Gegenpol Europas. Dieses Land sieht auf den Pazifik, das heißt es wendet sein Gesicht nach dem Fernen Osten. Das Felsengebirge und die Salzsteppen Nevadas und Utahs riegeln es ab von den Einflüssen des atlantischen Amerika. So war es, als die ersten Einwanderer in dieses Land strömten, und so ist es geblieben, bis das Flugzeug seinen Siegeszug antrat und die Entfernung von New York nach Los Angeles bagatellisierte. Aber da war Kalifornien schon „fertig“. Dieses Land ist damit das „typischste“ aller amerikanischen Bundesstaaten. Hier prahlt der Reichtum am amerikanischsten. In Hollywood tobt sich eine verflachte „Kunstrich-

tung“ aus, die uns vielleicht besser als alles andere einen wahren Begriff von der neu-amerikanischen Mentalität gibt. Dieses Amerika verlangt Prunk, schöne Äußerlichkeiten, behagliches Einlullen in eine Atmosphäre der Prosperity, es verlangt Leinwand-Rekorde und Leinwand-Helden und -Heldinnen, will kein Elend sehen, sondern das stereotype Lächeln der keep-smiling-beauties, von denen die eine aussieht wie die andere. Amerika hat das „happy end“ erfunden, weil es in seiner Jugendlichkeit kein anderes Ende sehen mag als ein glückliches. Diese motion-picture-Mentalität des amerikanischen Volkes ist beinahe symptomatisch für seine politische Linie. Gerade Kalifornien ist es gewesen, das durch seine heftige Opposition gegen die japanische Einwanderung den Stein der Rollen brachte. Kalifornien, die berufliche Heimat all der zahllosen Kino-Schönheiten, mag keine fremdartigen Gesichter sehen, es will eine hübsche Fassade, wenn es auch nur eine Larve ist. Es will vor allen Dingen mit dem Fernen Osten keine rassistischen Berührungspunkte. Die San-Franzisko-Chinesen genügen ihm vollauf.

Es ist unendlich schwer, über Amerika zu schreiben und nicht in den Fehler der Schönmalerei und Effekthascherei zu fallen. Es ist doppelt schwer, weil in diesem Lande so vieles gerade auf Effekthascherei aufgebaut ist. Es gibt zwar Amerikafahrer, die ernsthaft behaupten, daß aus den Wolkenkratzern etwas „Titanenhaftes“, „triebhaft Grandioses“ spreche. Man kann diese Leute nur darauf hinweisen, daß sie etwas ganz Ähnliches auch in Hadramaut und im Jemen finden können. Dort allerdings werden diese arabischen Zweckbauten wohl kaum als „titanenhaft“ bewundert, sondern eben als reine — Zweckbauten. Und das

sind letzten Endes die amerikanischen Himmelskisten auch. Wenn man aber sogar an der weiten, endlosen kalifornischen Küste, wo Raum genug zur Verfügung steht, sehen muß, wie sie in einen riesigen Palmenpark ein schmales, turmhohes Hotel von „nur“ dreißig Stockwerken gebaut haben, so muß man schon sagen, daß hier von Zweckmäßigkeit nicht mehr die Rede sein kann, sondern nur noch von einer triebhaften Sucht, einen Rekord zu schlagen, einen anderen Turmbau zu übertrumpfen. Und diese Sucht, zu übertrumpfen, hat auch in der Politik der Vereinigten Staaten Eingang gefunden, seitdem ein ungutes Schicksal sie auch noch in den Glauben versetzen konnte, die stärkste Militärmacht der Welt „besiegt“ zu haben.

San Diego. Natürlich auch hier „sky-scrapers“, wenn auch massenhaft Raum zur Verfügung steht. Wenn man vergleicht: hier die modern-amerikanische Stadt der Turmbauten, und nur wenige Kilometer nördlich die alte, von Franziskanermönchen vor 150 Jahren gegründete San Luis Rey-Mission, mit ihren „patios“ und Bogengängen, mit all der Romantik, die dem mystischen Zauber der römischen Religionskultur anhängt, wahrlich ein merkwürdiger Vergleich. Dort ein Stück altes, schon untergegangenes Europa, dem nur noch touristisches Interesse entgegengebracht wird, hier die Raserei des Rekordes, der Aufmachung der schönen Fassaden und das maskenhafte Lächeln eines uniformierten Volkes, dem Tradition ein Fremdbegriff ist. Ja, dieses Amerika ist schon ein Land der Gegensätze, aber nicht im bewundernden Sinne, sondern für uns Europäer eher wert eines weitherzigen Mitleides. Auch dieses Amerika hatte einst seine Tradition, denn schon sein Freiheitskampf gegen die britische Intoleranz wäre Tradition genug. Aber das heutige Amerika — und

ganz besonders das kalifornische Amerika — weiß von dieser Tradition blutwenig. Es identifiziert Tradition mit Rückschritt, glaubt darin etwas Verächtliches zu sehen. Und genau so identifiziert es Freiheit mit Dollar. Für uns Europäer hat man dort nur ein etwas mitleidiges Lächeln, glaubt uns befangen in Engstirnigkeit und Konservatismus. Der Durchschnittsamerikaner aber weiß von Europa so wenig wie von der siamesischen Rechtsprechung.

Die markierte Äußerlichkeit des Amerikaners, seine Sucht, alles nach Metern oder Dollars zu messen, führt ihn dazu, seine eigene Einseitigkeit als „liberal“ zu empfinden, alles das geringschätzig zu betrachten, was seiner — an sich so flachen, unfertigen — Mentalität nicht ganz entspricht. Die große amerikanische „Demokratie“ hat ihre eigenen Bürger in einen Zwangsrahmen der Uniformität hineingepreßt, der jedem europäischen Besucher sofort auffällt. Individualismus äußert sich in den Vereinigten Staaten nur in der Sucht, unter Anwendung aller — nicht ausgesprochen illegaler — Mittel den Nebenmann zu übertrumpfen, mehr Dollars anzuhäufen als er, einen besseren Wagen zu besitzen, eine schönere Villa in der „suburb“ und so fort. Die Architektur ist uniformiert — wie gesagt: Wolkenkratzer auf dem platten Land! —, die Kunst, die Herrenkonfektion, der Möbelschmack, die religiöse Denkweise, die politische Glaubensformel, kurz, der ganze Mensch. Einsichtige Amerikaner, wie der Schriftsteller Sinclair Lewis, haben diese abtötende Uniformierung mit ätzendem Spott gegeißelt, und dennoch wird Amerika auf dem Wege seiner langweiligen Gleichmacherei fortschreiten, weil es — bisher — auf diesem Wege nur Erfolge erzielt hat. Nie zurechtgewiesen wurde. Die Frage, die sich heute erhebt,

lautet: Wird dieses Amerika, dieses himmelstürmende Land, im pazifischen Raum die Zurechtweisung erfahren, der es in Europa — wegen der Uneinigkeit der Europäer — bisher entgangen ist? Sind die Reibungsflächen in diesem Riesenraum, der sich an der kalifornischen Küste öffnet, dann bis Ostasien und Hinterindien erstreckt, so groß und so schwerwiegender Natur, daß sich in ihnen Konfliktstoffe häufen, die zur Entladung drängen? Und welches sind die treibenden Kräfte hier? Wie wird die Entladung aussehen, und wird sie überhaupt kommen? Und wann?

Alle diese Fragen sind schon oft Gegenstand geopolitischer Betrachtungen gewesen. Schon seit Jahren sagt man im pazifischen Raum eine „entscheidende Auseinandersetzung“ unter den drei beteiligten Großmächten voraus. Und dennoch hat die Entwicklung der letzten zwei Jahre deutlich gezeigt, daß die Weltgeschichte — auch im pazifischen Raum — manchmal andere Wege geht, als man voraussagt. Man darf nie vergessen, daß im Stillen Ozean Kräfte wirken, von denen wir Europäer, überhaupt wir Weißen, so gut wie nichts wissen. Die treibenden Kräfte im Pazifik sind nicht mehr, wie ehemals, die weißen Eroberer, sondern Menschen, die es ausgezeichnet verstanden haben, sich die Methoden und Erfahrungen der Weißen zunutze zu machen, die sogar diese Methoden mit einer Meisterschaft handhaben, wie wir sie nie entwickeln konnten. Und diese Menschen sind es, die das Geschehen im pazifischen Raum in entscheidendem Maße bestimmen.

Es ist eigenartig. Man liegt am Strande von San Diego-Beach. Die Wogen des fremden, geheimnisvollen Meeres schlagen an diesen eleganten, ausgezeichnet aufgemachten Strand, an dem sich der eigenwillige Reichtum von Pasadena und Holly-

wood selbstgefällig und lärmend breitmacht. Was wissen diese badenden, flirtenden, gummikauenden oder Icedrinks schlürfenden jungen amerikanischen Menschen, die in der Äußerlichkeit des Lebens Kern sehen, was wissen sie schon davon, daß am „anderen Ufer“ dieses unendlichen Meeres sich ein neues Riesenreich entwickelt, daß dort ein großes, hart entschlossenes, dabei bitterarmes Volk um sein Lebensrecht kämpft, um seinen Platz an der Sonne des Ostens, wie sie seine Flagge versinnbildlicht? Was weiß Amerika überhaupt von diesem schweigenden, geheimnisvollen Meer, von seinen Völkern und ihren Leidenschaften und geheimen Wünschen? Es weiß zwar, daß dort drüben Japan liegt, dieses kleine, ehrgeizige Inselreich, das sich zum England des Pazifik emporschrauben möchte. Es weiß von den Kämpfen in China, weiß auch, daß dort, im japanischen Raum sozusagen, die Philippinen liegen, jene unter amerikanischer „Schutzherrschaft“ stehenden Inseln, dicht vorge lagert dem asiatischen Kontinent. Dann weiß Amerika noch von der Existenz des mystizierten Hawaii, der zahllosen anderen Südseeinseln, dann Australiens, Neuseelands. Alles das weiß Amerika. Eine ausgezeichnet organisierte und betriebsame Presse, die in Format und Komposition des Inhalts alles Europäische weit in den Schatten stellt, sorgt dafür, daß das amerikanische Volk über die kalifornische Mauer hinweg nach Osten blickt. Aber während hier, an dieser paradiesischen Küste, materiell vielleicht glückliche, innerlich jedoch hohle Menschen ihrem Reichtum leben, sich unbesorgt einem angenehmen, sorgfältig abgestimmten Dasein hingeben, kämpft dort drüben ein starkes Volk um seine Existenz. Im wahrsten Sinne des Wortes: um seine Nahrung. Und zwischen diesen beiden Gegensätzen des menschlichen Glücks

liegt schweigend, tobend, geheimnisvoll, beängstigend der Große Ozean, das größte Meer der Welt.

Über San Diego manövriert ein Geschwader amerikanischer Bomben- und Kampfflugzeuge. Die „Gekrönte Bucht“ – Coronado Beach – ist nicht nur Badeort und Vergnügungszentrum. Seine größte Bedeutung liegt in seiner maritimen Stellung. San Diego ist Flottenstützpunkt erster Klasse. Zusammen mit San Franzisko und Bremerton (Pudget Sound) bildet San Diego einen wichtigen Bestandteil der westamerikanischen Küstenverteidigung. Das strategische Zusammenspiel dieser drei Flottenstützpunkte, denen Hawaii und Dutch Harbor (Aleuten) als Außenbastionen vorgelagert sind, wird durch die Gunst der geographischen Gliederung noch erhöht. Die amerikanische Pazifikküste wird durch das Felsengebirge vollkommen abgeriegelt, abgesehen von dem fast ebenen Durchlaß der Colorado-Wüste, östlich San Diego, der aber für einen angreifenden Feind, der von jenseits des Ozeans kommen muß, praktisch nicht gangbar ist. Überhaupt nimmt die unendliche Weite des Ozeans der Möglichkeit eines territorialen Zusammenstoßes zwischen zwei konkurrierenden Mächten viel von ihren Gefahren. Die Entfernung in der Luftlinie zwischen San Franzisko und Yokohama beträgt rund neuntausend Kilometer, das heißt, ein Angreifer, der die Absicht hat, Truppen auf dem amerikanischen – oder umgekehrt auf dem asiatischen – Kontinent zu landen, müßte erst diese neuntausend Kilometer hinter sich bringen. Mit anderen Worten: Die größte Sicherheit der pazifischen Uferstaaten liegt in der militärisch nur schwer zu überwindenden Weite des Ozeans. Anders als in Europa, wo die nationalen Gegensätze, die zudem noch auf engem Raum ausgetragen werden müssen, vielfach territorialer Art sind und in

territorialen Kriegen ausgefochten werden müssen. Die Vereinigten Staaten sind heute, geopolitisch gesprochen, ein maritimer Staat, der sein Gesicht zwei Ozeanen zuwendet. Im eigenen Kontinent hat dieser Staat keine ebenbürtigen Feinde, darum kann er es sich leisten, kein großes stehendes Heer unterhalten zu müssen. Gerade dieser Punkt ist es ja, der zur Schaffung der Monroe-Lehre geführt hat, von der wir wissen, daß sie jede Stärkung eines ausländischen (europäischen) Einflusses innerhalb des amerikanischen Kontinents nicht „zuläßt“.

Dieses Amerika, das so weit von den Konflikt-herden der Welt abliegt, mußte wirtschaftlich und kolonialisatorisch Großes leisten, weil es in seiner Aufbauarbeit fast nie gestört, im Gegenteil von Europa in jeder Weise unterstützt wurde: mit Menschen, mit Kapital, mit Erfahrung. Die einzigen Reibungsflächen, die Amerika zu kennen braucht, sind innerer Natur, hängen mit der Buntscheckigkeit seiner Rassen und Volksgruppen zusammen. Wer gesehen hat, wie Amerika seine Rassenprobleme anpackt, der zweifelt allerdings daran, daß im Lande selbst die Einsicht besteht, daß diese Probleme dazu da sind, gelöst zu werden. Gewiß, vom Neger separiert sich das weiße Amerika, schafft eine unübersteigbare Trennungswand zwischen sich und ihm. Aber vom Juden trennt es nichts. Das offizielle und das wirtschaftliche Amerika sieht gar im Juden einen wertvollen Verbündeten, einen geschickten Wegbereiter der amerikanischen Expansion. Und doch: das amerikanische Volk beginnt, zwischen sich und dem Juden eine Schranke zu ziehen. Der Antisemitismus in diesem Lande wächst beständig. Man könnte fast sagen, dank Franklin Roosevelt. Denn dieser Präsident hat Amerika wirtschaftlich und politisch in

Abhängigkeit vom Judentum gebracht, auf Kosten altbewährter außenpolitischer Freundschaften, die zu Bruch gingen.

Kalifornien ist sicherlich ein Paradies. Aber wohl weit eher noch die Apotheose des paradiesischen Kitsches. Man trifft wohl in keinem Lande der Welt so viel Nachgemachtes, gut oder schlecht Kopiertes wie hier. Da bauen sie Landhäuser im „altspanischen Stil“, mit Patios, vergitterten Fenstern und all den architektonischen Attributen Andalusiens. Oder im Bungalow-Stil. Mit schattigen, weiß eingefaßten Veranden. Manchmal kreuzt sich der „Stil“ sogar mit einem Schuß „indianischer Eigenart“. Man sucht krampfhaft nach einem „Stil“ und verfällt dabei in die größten Geschmacklosigkeiten. Offenbar denken diese Leute, daß sie es dem fast immer blauen Himmel, dem großen Meer und dem ausgezeichneten Klima schuldig seien, die menschlichen Behausungen filmmäßig zu verkitschen. Wie gut würden sich in den Rahmen der Landschaft und des Klimas die sauberen, empirischen Wohnhäuser Neu-Englands einfügen! Aber statt den natürlichsten, geradesten Weg zu gehen, geht das kalifornische Amerika den Zickzackpfad der architektonischen Stümperei. Aufpassen! Das ist in diesem Lande der Filmreklame wohl der größte Begriff. Der eingewanderte Kalifornier, wie er sich uns heute hier präsentiert, hat nicht die Gabe, sich der Landschaft, die er doch zum Teil selbst erst schuf, anzupassen. Er sieht in der Landschaft, im Stillen Ozean und in der Bläue des Himmels in erster Linie Staffage. Überlegt, wie er innerhalb dieser Staffage am vorteilhaftesten, das heißt am auffälligsten zur Geltung kommen kann. Und so sehen auch die Städte aus, die Dörfer, die Villenviertel, die keine *eigene* Note tragen, sondern doch nur Staffage sind, effektvoller Hin-



tergrund für das Geltungsbedürfnis eines weitgehend veräußerlichten Volkes.

So vieles in diesem Amerika ist nur rein äußerlich. Ohne konkreten Untergrund. Nicht nur die Wolkenkratzer, die in den Riesenstädten des Ostens ihre Berechtigung haben mögen, niemals aber hier, wo unermesslicher Raum zur Verfügung steht. Äußerlich ist hier fast alles. Die ganze Lebensform. Ein hübsches Gesicht, ein Paar gutgewachsene Beine: das ist das Requisite, das eine Frau hier benötigt, um „ihr Glück zu machen“. Und ein möglichst spatzenkleiner Verstand. Und der Mann? Er macht die Dollars, die die hübschen, normalisierten Gesichtchen einkassieren. Der Dollar bestimmt den Geschmack ganz Amerikas. Er uniformisiert die „Kultur“, weil ja in diesem Lande alles am laufenden Band fabriziert wird. Und uniformiert. Nicht nur Autos, Maschinen, Gummireifen, Kaugummi, Kragen, Schuhe und was sonst noch alles. In diesem „Lande der Freiheit“ gibt es eine Normalisierung, die abtötender wirkt als jede mittelalterliche Inquisition.

Gewiß, in diesem normalisierten Rahmen leistet Amerika viel. Hier wird eben durch die Maschine der Mensch gemacht. Und genormt. Deshalb ist dieses Land ja auch nicht fähig, sich einen Architekturstil auszubilden, der zum Leben der Landschaft paßt. Alles das, was eine wirklich innerliche Bildung voraussetzt, kommt in diesem Lande zu kurz, alles, was irgendwie sich nicht in die verflachte Norm einfügen läßt. Aber der heutige Amerikaner, und ganz besonders der Kalifornier, kommt gar nicht zu dem Bewußtsein, daß alles das anders sein könnte. Ihm ist die Maschine alles. Sie ist sein Gott. Und je besser der genormte Mensch dieser Maschine dienen kann, je mehr er sich dem monotonen Lauf dieser Maschine anpaßt, um so

amerikanischer dünkt er sich. Die Maschine hat dieses kommerzielle Amerika hochgebracht, hat es ihm sogar gestattet, Europa zeitweilig zu überflügeln, selbst zum Kassierer der Welt zu werden. Der Maschinentanz hat dieses einst so stolze Land um seine Individualität gebracht, hat aus einer Nation von 130 Millionen Menschen einen ungeheuren Haufen genormter, sozusagen numerierter Wesen gemacht, die alle nach demselben Motto „glücklich“ zu werden trachten.

Die Maschine, ihre Durchbildung bis zur äußersten Konsequenz, hat Amerika „groß“ gemacht. Hat aus einem sehr jungen Volk ein erstaunlich altes, greisenhaftes gemacht, hat die Blasiertheit zur Tugend erhoben, die Kultur zur Serienware erniedrigt. Ist das denn das Wesen der Maschine? Wo bleibt der Mensch? Ganz Amerika ist ein ungeheurer, wandelnder Maschinenpark, und die Menschen, die hier wohnen, sind alle mehr oder weniger Mechaniker. Architektonische, kulturelle, politische, religiöse Mechaniker. Das alles richtet sich nicht nach ethischen, sozialen oder politischen Erkenntnissen, sondern von Anfang bis zu Ende – nach dem Dollar.

Fährt man von St. Louis nach Los Angeles mit der Santa-Fé-Linie, so bekommt man zwar auch einige sehr schöne Landschaftsbilder zu sehen, die sogar den Bildern ähneln, wie sie in den Prospekten der Bahngesellschaft stehen. Man sieht aber auch noch etwas anderes: die Technisierung selbst des „Wilden Westens“. In Kansas sieht man kaum etwas anderes als keuchende Traktoren, die die Weiträumigkeit des ganzen Landes besiegen. Dann weiter in Colorado und Neu-Mexiko Dutzende von großen Minengesellschaften. Quer durch das schaurig-öde Navajo-Plateau führt eine ausgezeichnete Autostraße. Hochkomfortable „Busses“

jagen über sie, begraben die an der Seite stehenden Indios in Benzinstaub und ersticken ihr Bettlergestammel im Motorendonner von 12 oder 18 Zylindern. In den Colorado-Cañon, dessen Landschaftsnote so eigenartig ist, daß man sie kaum beschreiben kann, wollen sie jetzt einen Personenaufzug bauen (die Eisenbahn geht schon bis direkt an den Rand des Cañon), damit die keep-smiling-beauties und die besseren Hälften der „Upper Ten“ desto leichter in das tausend Meter tiefe Bassin gelangen können, ohne Strapaze. Mit der Maschine. Und dort unten, wo der wütende Colorado durchbraust, werden sie dann gefilmt. Fünf Dollars die Aufnahme. „Please, sir! Keep smiling, sir!“

Dann kommt man nach Arizona. Als Junge pflegte man von den wilden, grausamen Navajos und von den noch wilderen und noch grausameren Apachen zu träumen. In der schulfreien Zeit warf man sich in die Kluft, von der man annahm, daß sie apachenmäßig genug sei. Oder navajomäßig. Und dann führte man Krieg gegen den tapferen Stamm der Sioux. Bis zu guter Letzt eine ganze Anzahl tapferer Streiter am Marterpfahl steckten und die Sieger ihnen in grauenvollen Tönen ein schauriges Ende ansagten. Diese schönen Zeiten sind vorüber, nicht nur für uns, sondern wohl in stärkerem Maße noch für die Navajos und Apaches. Die armen Häuflein, die heute an den Bahnstationen herumlungern und froh sind, wenn man ihnen für einen halben oder einen ganzen Dollar etwas Heimarbeit abkauft, haben Trinkernasen, unterlaufene Augen und scheinen kaum noch etwas davon zu wissen, daß ihre Großväter noch wirklich „Der Starke Arm“ und „Der Tötende Pfeil“ waren, vor denen die anrückenden Weißen recht erheblichen Respekt hatten. Heute sind nicht sie mehr die Respektpersonen, sondern die dik-

ken Gentlemen und die schnatternden, geistlosen „weißen Göttinnen“ in den funkelnden „parlor-cars“, oder die chauffierenden Leinwandfritzen mit ihren keep-smiling-Automaten. Heute ist der Indianer, soweit er überhaupt noch frei herumläuft, genau so Staffage geworden wie der blaue Himmel, die Wolkenkratzer in Santa Barbara und San Diego und die Palmenhaine von Pasadena. Staffage ebenso wie alles in diesem Lande. Er ist ebenso normalisiert, maschinisiert und katalogisiert wie das gesamte öffentliche Leben in USA.

Technisch sind diese USA. groß. Ich will nicht sagen: ganz groß, denn das würde zuviel sagen. Amerika ist groß an mechanisierter Leistung, an einer hohen, technisierten Durchschnittserzeugung. Es ist sogar groß an Rekorden, denn auch die Rekorde entspringen weit mehr einem standardisierten Geltungsbedürfnis als dem Streben nach exakter Forschung. Sicherlich ragen einzelne Männer weit über das Standardniveau hinaus, aber gerade durch ihr Herausragen betonen sie um so mehr die stereotype Gleichmachung der Nation. Man sieht auf jeder längeren Bahnfahrt durch die Vereinigten Staaten staunenswert große technische Anlagen, überhaupt eine technische Initiative, wie wir sie in Europa nicht in dem Maße finden. Ganz Kalifornien verdankt seine Existenz der künstlichen Bewässerung. Vorher war es nichts. Ein öder Sandhaufen. Jetzt eine blühende, riesige Landschaft, die zu den reichsten der Erde gehört.

Kalifornien ist das Fenster nach dem Fernen Osten. Von hier aus blickt Amerika hinüber nach Asien. Durch die kalifornische Brille sah es zuerst Japan, entdeckte es China. Und man kann sagen, daß gerade die Existenz Kaliforniens, auf das der Durchschnittsamerikaner so stolz ist, der Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten ihren Stem-

pel aufgedrückt hat. Kalifornien ist seit jeher der bitterste Antagonist Japans gewesen, dessen Menschen die amerikanischen Löhne und Preise ruinieren, das Sozialproblem Amerikas verschärfen und den Gegensatz zwischen Weiß und Gelb steigern. Und deshalb wurde aus dem kalifornischen Fenster eine hohe Mauer, die Japan abhalten sollte.

Die äußeren Eindrücke, die man in den Vereinigten Staaten empfängt, können leicht dazu führen, daß man die Kraft dieses Landes überschätzt. Es ist ja alles so groß angelegt, alles so sehr auf die unendliche Weite des Landes zugeschnitten, so sehr auf dem ursprünglich vorhanden gewesenen Optimismus Amerikas aufgebaut, daß uns vieles fremd dünkt, fremd und vielleicht großartig. Aber der Schritt von der „Großartigkeit“ bis zur Banalität ist nirgendwo kleiner als hier in Amerika. Groß ist die Technik, groß das Verkehrssystem, groß die Produktions- und Konsumgrundlage, groß der Arbeitsraum, der dem einzelnen zur Verfügung steht. Aber groß sind auch die Schwierigkeiten, die sich aus dem allzu raschen Anwachsen Amerikas ergeben haben. Wohl kein anderer großer Staat der Welt steht vor so vielen und turmhohen Schwierigkeiten wie die nordamerikanische Union. Und was diese Schwierigkeiten doppelt groß erscheinen läßt, das ist das mangelnde Ausgleichsgefühl, die mangelnde Fassung gegenüber widrigen Schicksalsschlägen. Das ist der wahre Grund für die innere Schwäche des heutigen Amerika. Gleichzeitig aber auch der wahre Grund für die politischen Exzesse, denen dieses Land ausgeliefert ist.

Amerika ist „europe-made“, daran ist kein Zweifel. Was rein amerikanisch ist oder vielmehr war, das ist die Unbeschwertheit, mit der Amerika an die Aufbauarbeit ging, um die Nation zu formen. Das Fehlen großer, ebenbürtiger Feinde hat eben-

so zur Erschlaffung dieses riesigen Landes beigetragen wie der Umstand, daß ihm in seiner kurzen Geschichte alles nach Wunsch ging. Wenn sich das heutige Amerika als Schiedsrichter der Welt gebärdet, so ist gerade dieses ständige Gelingen seiner Pläne daran schuld. Diesem Land ist bisher nie etwas schief gegangen und deshalb glaubt es, daß ihm alles gelingen *müsse*. Sicherlich eine törichte Annahme, die zur Enttäuschung und Ernüchterung führen mußte, wie sie unter Franklin Roosevelt dann eingetreten ist.

Amerika ist im Verlauf der letzten achtzig Jahre immer mehr in den Anzug der Großmacht, sogar der Weltmacht hineingewachsen, ungestüm wie ein emporschießender Jüngling, nicht eigentlich normal. Und etwas blieb bei diesem Emporschießen zu kurz. Das war die politische Bildung und das soziale Gerechtigkeitsgefühl. Die Ärmel des Weltmachtanzuges wurden diesem jungen Amerika bald zu kurz, obwohl die beiden sehr tüchtigen Schneider, John Quincy Adams und James Monroe, mit ihrer Doktrin einen Anzug gemacht hatten, der, richtig angezogen, dem jungen Volk hätte passen müssen. Aber dieses Amerika, festgefahren in den Gleisen des expansionistischen Materialismus, achtete nicht auf den Monroe-Anzug, sondern stürzte sich voll jugendlichen Ungestümes in die Intrigen der Welt. Viel zu früh.

Dieses Amerika betrachtete den pazifischen Raum ebenso als seine eigene Domäne wie den atlantischen. Es stemmte seine breiten Ellenbogen auf fremdes Land: auf Cuba, die Philippinen, Hawaii, Portorico. Und dann zog es seinen Körper nach. Nahm Besitz. Ließ sich häuslich nieder. Und als man erst Hawaii, die Philippinen und einen Teil der Samoas hatte, da entdeckte Amerika sein lebhaftes Interesse an allen pazifischen und ost-

asiatischen Dingen. Mit Macht drängte es vor. Es stieß die Tür nach Japan auf, eine Mission, der sich der amerikanische Admiral Perry 1853 in sehr geschickter Weise entledigte. Die Handels-expansion verlangte die „Aufschließung“ des Fernen Ostens, damit auch hier amerikanische Produkte abgesetzt werden konnten. Amerika wollte zwar mit Japan „Handel treiben“, das heißt, es hatte Interesse daran, daß seine Waren von den Japanern gekauft wurden, aber es lehnte es andererseits ab, daß sich Japaner in seinem Lande niederließen. Über hunderttausend Japaner waren schon nach Kalifornien und den übrigen west-amerikanischen Gebieten geströmt, als Amerika mit einem vernehmlichen Knall, der bis Tokio zu hören war, die Tür zuwarf. Damals, als Kommodore Perry wie ein römischer Triumphator in Japan einzog, sagte man, daß mit der Öffnung der japanischen Häfen eine „neue Ära“ begonnen habe. Aber wie ganz anders sich diese Voraussage erfüllen sollte, das ahnte man damals noch nicht. Die handeltreibenden Großmächte waren des Glaubens, daß das Geschäft einseitig sein würde, indem die Japaner ihre Waren kauften und im übrigen still und bescheiden auf ihren abgelegenen Inseln blieben. Darin hatte sich die Welt verrechnet. Zwar war die Tür nach Japan aufgestoßen, aber genau so, wie die Weißen nunmehr durch diesen Spalt nach Japan hineinsehen konnten, genau so konnten die erwachten Japaner einen Blick in die große Welt werfen und von ihr lernen. Und, wahrlich, gelernt haben sie.

Als man vor 85 Jahren die Japaner gegen ihren Willen zwang, sich an den Geschäften der Welt zu beteiligen, ahnte man nicht, daß dies nichts anderes bedeuten konnte, als die Teilhaberschaft um die Vorherrschaft im Pazifik um einen weiteren

Teilhaber zu erweitern. Wenn man von einer „Vorherrschaft im Pazifik“ spricht, so darf man dabei nicht in erster Linie an territoriale Machtausweitung denken, denn der Pazifik ist eine einzige große Wasserwüste. Nur hier und da sind kleinere Inselgruppen verstreut, die weit mehr strategische als wirtschaftliche oder gar siedlungspolitische Bedeutung haben. *Raum* ist im Pazifik nicht zu erobern, oder doch nur so mäßig, daß sein Gewinn einen Kriegkaum lohnen würde. Nein, nicht um Raum geht es hier, sondern um die Kontrolle des Ufers. Wenn wir uns die Uferstaaten näher ansehen, finden wir, daß auf der asiatischen Seite die Nationalstaaten zwar dicht bevölkert sind, aber machtpolitisch ein viel schwächeres Gepräge haben als die englischen oder amerikanischen Anrainer. Nur Japan bildet die einzige Ausnahme. Rußland wendet dem Stillen Ozean fast vollständig den Rücken zu, betreibt auch keine aktive Pazifikpolitik mehr, seitdem es durch Japan aus Nordchina und der Mandchurei vertrieben wurde. Streng genommen, liegt auch noch Französisch-Indochina am Stillen Ozean, wenn man, wie es ja wohl geographisch richtig ist, das Südchinesische Meer als Teil des Pazifik ansehen will. Geopolitisch wird jedoch der Pazifik im Westen von Japan — China — den Philippinen — Neuguinea — Australien und Neuseeland, im Osten von den beiden Americas begrenzt.

Innerhalb dieses Raumes haben sich im letzten halben Jahrhundert drei Herrschaftsgebiete herausgebildet, das japanische, das anglo-australische und das amerikanische, abgesehen von den kleineren Machtbereichen Frankreichs (in Tahiti und den Marquesas) sowie Deutschlands bis zum Weltkrieg. Diese drei Herrschaftsgebiete sind ziemlich deutlich voneinander getrennt, wenn sie auch an einzelnen Stellen ineinander übergreifen oder sich

kreuzen. Das amerikanische Machtfeld zunächst beherrscht fast den gesamten Nordost-Pazifik. Seit der Erwerbung der Aleuten durch die Vereinigten Staaten ist der Raum zwischen dieser natürlichen Inselbrücke nach Asien und den Marquesas eine ausschließlich nordamerikanische Domäne. Die drei Flottenstützpunkte Dutch Harbor, Hawaii und Panama grenzen den amerikanischen Raum deutlich gegen Westen ab. Im Südwesten schließt sich an das amerikanische Herrschaftsgebiet der anglo-australische Raum an, dessen Rückgrat der australische Kontinent ist. Man stellt keine verfehlte Behauptung auf, wenn man sagt, daß Australien der schwächste Punkt im pazifischen Raum ist, nicht nur wirtschaftlich, sondern in stärkerem Maße wohl noch bevölkerungspolitisch und strategisch. Kanada, der andere britische Exponent am Pazifik, wird durch die Vereinigten Staaten so weitgehend geschützt, daß es kaum einen eigenen Schutz braucht. Australien aber, der lockende Kontinent mit seinen unbekanntem Schätzen und seiner Leere, seiner räumlichen Weite und seiner noch sehr rückständigen Erschließung, bildet zeitweise den Kernpunkt aller pazifischen Machtinteressen.

Wir müssen stets eine Tatsache im Auge behalten, wenn wir das pazifische Problem betrachten, daß nämlich erst durch das Hinzuwachsen Japans das Gleichgewicht in diesem Teil der Welt erschüttert zu werden drohte. Die Status-quo-Mächte, Amerika, Anglo-Australien und in geringerem Maße auch Frankreich, sahen — und sehen — in dem Anwachsen der japanischen Machtstellung im Stillen Ozean eine Bedrohung nicht nur für ihren dortigen Besitzstand, sondern für ihre Weltstellung überhaupt. Man hat jahrzehntelang geglaubt — und glaubt es zum Teil heute noch —, daß Japan, um

von der Enge seiner Inseln befreit zu werden, die Kontrolle über weite Räume des Pazifik anstrebt, mit der Zielsetzung natürlich, zu einer territorialen Ausdehnung in diesen Räumen zu gelangen. Tatsächlich gibt es für Japan nur das eine Problem: seine rapid anwachsende, überschüssige Bevölkerung irgendwo zu placieren, wo sie produktiv zu arbeiten vermag. Daß Japan es dabei natürlich vorzieht, sie auf *eigenem* statt auf fremdem Gebiet unterzubringen, ist nicht weiter verwunderlich. Welcher „weiße“ Staat hätte dieses Bestreben nicht auch, an Stelle Japans?

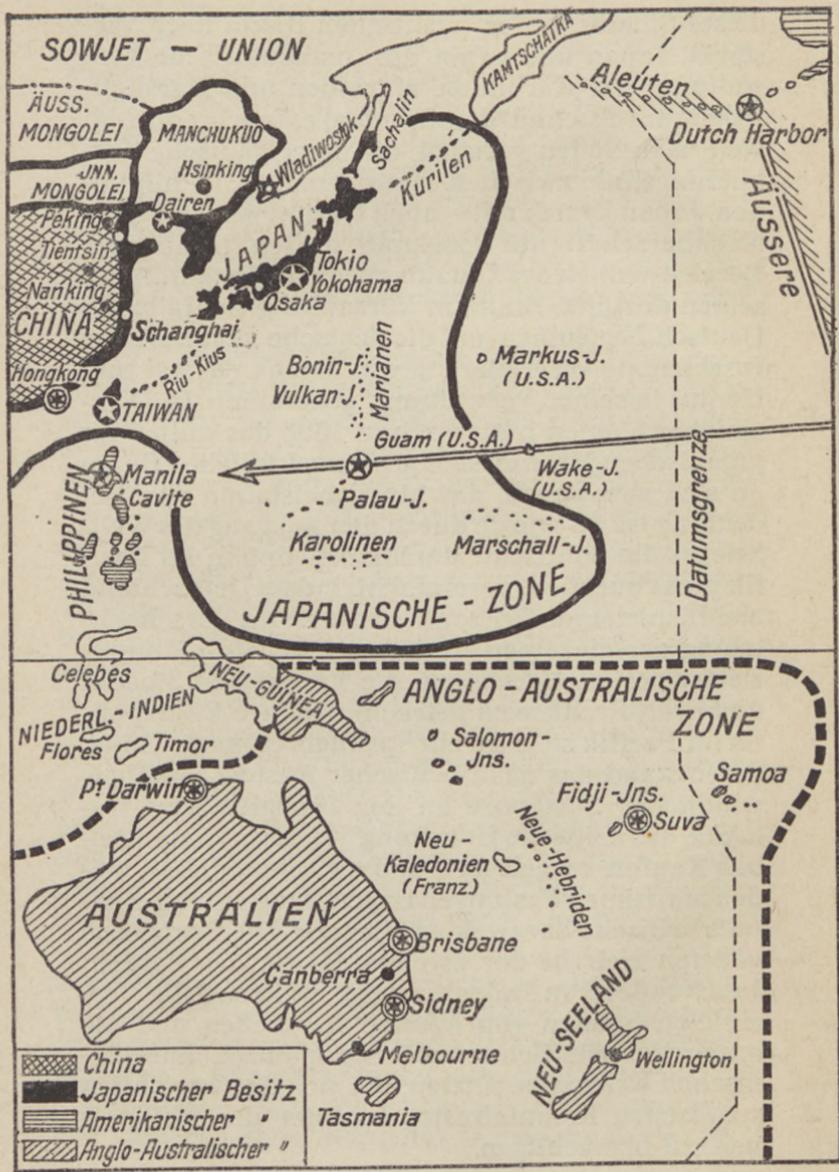
Und noch eins ist zu berücksichtigen, wenn man an den Machtkampf im Stillen Ozean den richtigen Maßstab anlegen will. Dieser Machtkampf ist wirtschaftlich bedingt, nicht territorial. Das letztere nur insoweit, als das japanische Bevölkerungsproblem eine Lösung verlangt. Bevor man Japan zum Erwachen brachte, also vor 1853, war der Stille Ozean eine Domäne der weißen Seemächte, zu denen sich — kurz vor Toresschluß, möchte man sagen — noch Deutschland gesellte. Eine „pazifische Politik“ dieser Mächte hat es in Wirklichkeit nie gegeben, denn stets zerteilte sich deren Interesse an diesem Raum in verschiedene Stoßrichtungen, die von Anfang an ausgeprägt wirtschaftlichen Charakter trugen. Man hat früher, bis zu den Jahren vor dem Weltkrieg, China kaum als pazifische Macht angesehen, da es ja auch tatsächlich kaum einen Schatten auf den Stillen Ozean warf. Der ausgesprochen kontinentale Charakter Chinas ließ ihm keine machtpolitisch zu berücksichtigende Rolle im Pazifik zukommen. Ebenso Rußland nicht, das sein Gesicht nach dem Verlust der alaskischen Besitzungen und dem negativen Ausgang des Krieges mit Japan immer mehr Europa zuwandte und sich im Fernen Osten weit-

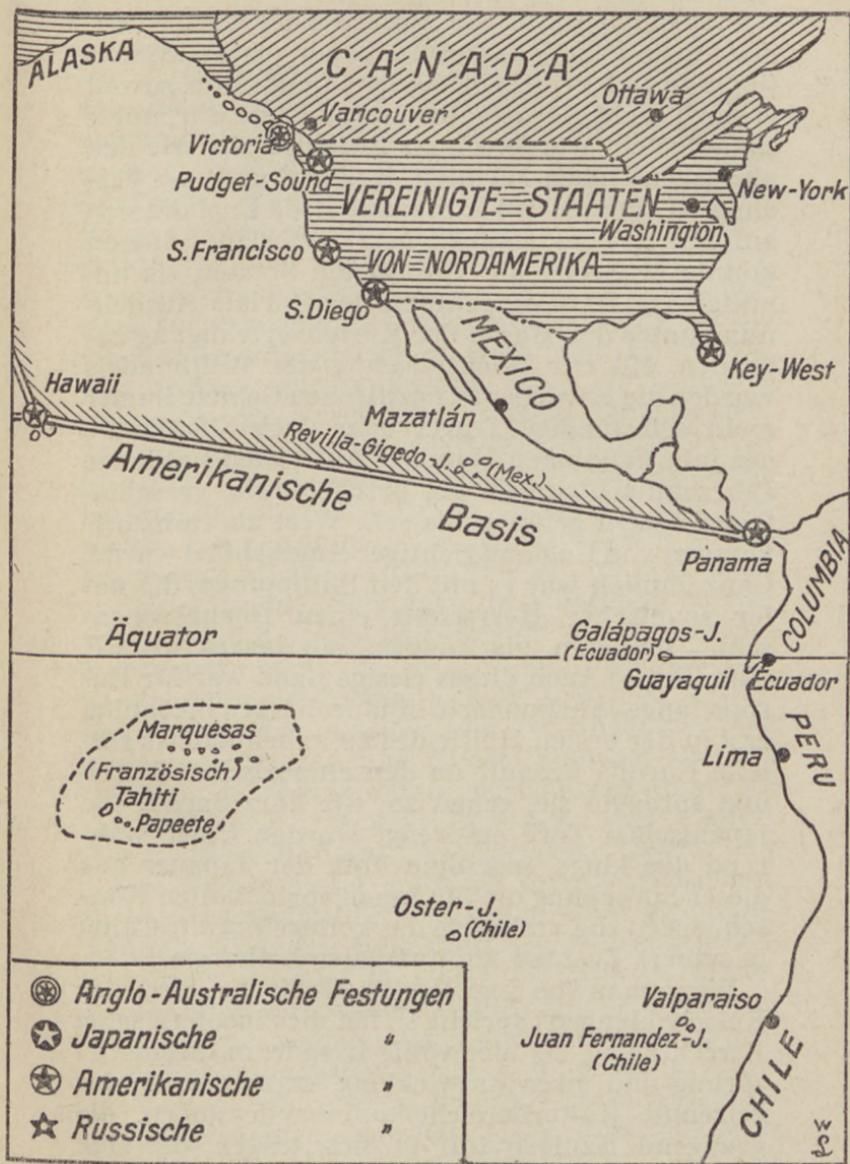
gehend desinteressierte. Die Sowjets haben zwar versucht, die pazifische Rolle ihres Landes wieder zu verstärken, mußten sich aber von den Japanern in der Mandschurei ausmanövrieren lassen. Zwar scheint es, als ob Sowjetrußland gewillt sei, seinen pazifischen Grenzprovinzen wieder eine stärkere Beachtung zu schenken, aber einstweilen ist durch die Einschaltung der japanisch-chinesischen Auseinandersetzung für die Sowjets wenig Hoffnung, sich im pazifischen Raum stärker nach vorn zu drücken.

Der territoriale Besitz von Inseln und Inselgruppen im Stillen Ozean bedeutet für keinen der Besitzer mehr als eine strategische Stärkung oder Schwächung. In den meisten Fällen natürlich eine Stärkung, sofern die Inseln, wie etwa Hawaii, sich leicht in eine Verteidigungslinie einreihen lassen, also ausgesprochene Bedeutung für den eigenen Küstenschutz haben. Wenn man aber die verlorene Position der Philippinen betrachtet, die fast mitten im japanisch-mongolischen Raum liegen, kann man hier nur von einer strategischen Belastung der Vereinigten Staaten sprechen, denn im Ernstfall lassen sich diese Inseln, die zudem noch von einer recht unzuverlässigen Bevölkerung bewohnt werden, kaum mit Aussicht auf Erfolg verteidigen, wenigstens nicht von Hawaii aus. Den Schutz Manilas wird deshalb das britische Hongkong und das gleichfalls britische Singapore übernehmen müssen, und es ist kein Zufall, daß bei der Fertigstellung der Flottenbasis von Singapore dessen anglo-amerikanische Doppelrolle ausdrücklich und sehr ostentativ betont wurde. Diese Betonung ging an die Adresse Japans und wurde gleichzeitig im Namen Englands und der Vereinigten Staaten ausgesprochen.

Durch den Weltkrieg, an dem ja auch Japan auf der „anderen Seite“ teilnahm, wurde der Einbruch

dieses Staates in den pazifischen Raum noch verstärkt. Japan übernahm die „mandatarische Verwaltung“ der Karolinen, Marianen und Marshall-Inseln, durchschnitt damit, indem es machtpolitisch weit nach Süden vorstieß, die amerikanische Verbindungslinie zwischen Hawaii und den Philippinen. Japan kam damit – auch territorial – in engste Nachbarschaft mit England, dessen pazifischer Bereich südlich des Äquators begann. England hatte seinen dortigen Besitz in Versailles gleichfalls um Deutsch-Neuguinea und die deutsche melanesische Inselgruppe vergrößert, sowie Samoa (Sawai und Upolu) in seine „Verwaltung“ genommen. Die Vereinigten Staaten hatten schon 1898 das mitten im japanischen Mikronesien gelegene Inselchen Guam an sich genommen, das als Kabelstation von Bedeutung ist. So wurde durch den Ausgang des Weltkrieges die politische Machtkonstellation im Pazifik nicht nur nicht vereinfacht, indem Deutschland als Mitspieler ausfiel, sondern durch die Verschachtelung der einzelnen Besitzbereiche noch komplizierter gestaltet. England, die Vereinigten Staaten und auch Frankreich betrachteten ihre Besitzpolitik im Pazifik stets als ein Sprungbrett nach China. So entstand das nach britischer Ansicht „unüberwindliche“ Singapore an der Südspitze von Malakka, das britische Hongkong (Victoria), unmittelbar Kanton vorgelagert, und zwischen diesen beiden maritimen Festungen ersten Ranges das gleichfalls britische Sarawak auf Borneo. Die Franzosen nisteten sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Indochina ein, während die Vereinigten Staaten von Westen herstießen und die ausgezeichnete Gelegenheit des spanisch-amerikanischen Krieges benutzten, um sich der wertvollen spanischen Kolonialreste, darunter der Philippinen, zu bemächtigen.





Ursprünglich trug das Auftreten der weißen Seemächte im Pazifik ausgesprochen machtpolitisches Gepräge, indem der vorhandene Landraum, soweit er noch nicht eigenstaatlich organisiert war, unter sie aufgeteilt wurde. Dieses Aufteilen sicherte den angelsächsischen Mächten, England und den Vereinigten Staaten, den Löwenanteil, da England sich auf sein großes australisches Hinterland stützen konnte, während die Vereinigten Staaten als unmittelbare Pazifikmacht die territoriale Ausdehnung unter der Maske der Küstenverteidigung betrieben. Mit der Intensivierung des Welthandels wurden die erworbenen pazifischen Gebiete immer mehr selbständige Träger oder doch Stützpunkte des internationalen Handels. Australien hat lange Jahrzehnte hindurch ein bescheidenes, verschlafenes Dasein geführt, bis sein Wert als Rohstoffkammer von England richtiger eingeschätzt wurde. Ganz ähnlich war es mit den Philippinen, die unter spanischer Herrschaft einen Dornröschenschlaf schliefen, bis Amerika sie daraus weckte. Und China? Auch dieses riesige Land war für Europa lange Jahrhunderte hindurch terra incognita, erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts rüttelte Europa unsanft an den chinesischen Toren und sprengte sie, genau so, wie kurz darauf die japanischen Tore gesprengt wurden. Aber während das kluge, maritime Volk der Japaner aus dieser Sprengung die für Japan vorteilhaften Konsequenzen zog, verharrte das kulturell uralte China in seinem Zustand kontinentaler Lethargie.

Wenn man von dem Pazifik als einem „Meer der Entscheidungen“ spricht, so hat dies insofern seine Berechtigung, als hier völlig fremde, in ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung kraß voneinander getrennte Kulturbereiche aufeinanderstoßen, die genügend Explosivstoff in sich tragen, die eine

Entladung innerhalb dieses Raumes wahrscheinlich machen. Und dennoch darf die Gegensätzlichkeit dieser Kulturbereiche nicht überschätzt werden, denn gerade der pazifisch-asiatische Raum bietet genügend Ablenkungszonen, die die Gefahr einer gewaltsamen Entladung weitgehend abschwächen. Es gibt, im großen gesehen, in diesem Raum zwei Zonen, auf die die überschüssigen Energien der großen Uferstaaten abgelenkt oder sogar konzentriert werden können: China und Südamerika. Diese beiden auch-pazifischen Räume gehören der Machtkonstellation innerhalb des Pazifik nur bedingt, nur in zweiter Linie an, während einerseits die Vereinigten Staaten, andererseits Anglo-Australien und als dritter Partner Japan hier den Ton angeben. China ist ausgesprochen kontinental orientiert, daran ändert die Tatsache nichts, daß der chinesische Mensch überall in diesem riesigen Becken anzutreffen ist, auf Java ebenso wie auf den Philippinen, in Australien ebenso wie auf den Fidschis und Hawaii. Der chinesische Kaufmann — und in jedem Chinesen steckt ein ausgezeichneter Kaufmann — denkt in seinen Methoden ebenso transmaritim wie der Engländer, der Deutsche oder der Amerikaner. Was ihm fehlt, ist die Gabe der Organisation, der Konzentration und der politischen Intuition. Vielleicht aber hindert ihn die Riesenhaftigkeit seines eigenen Landes und seines Volkes daran, politisch intuitiv zu wirken, vielleicht verwirrt ihn diese grandiose Weiträumigkeit seines Landes, die erhabene Buntfarbigkeit seiner Geschichte und das stolze und zähe Festhalten an der alten glorreichen Tradition zu sehr, um der Gegenwart die notwendigen Zugeständnisse zu machen. Tradition bedeutet sehr oft Rückschritt, wenn ein Volk es nicht vermag, aus dem Alten die Erkenntnis des Neuen zu schöpfen. Gerade diese Erkennt-

nis fehlte lange Zeit dem chinesischen Volk, während sie seinem derzeitigen Antagonisten, Japan, in so hohem Maße eigen ist. Japan lauscht auf die Melodie der Zukunft, ohne seine Vergangenheit zu verleugnen, ohne sich aber auch an sie zu klammern. Gewiß kennt die japanische Geschichte nicht die Erhabenheit der chinesischen, kennt auch die japanische Kultur nicht deren Finessen. Und doch kann man behaupten, daß im japanischen Menschen eine andere Art von Intelligenz steckt als im Chinesen, eine sachlichere, sozusagen konkretere, härtere. Die japanische Intelligenz wirkt sich dank ihrer Fähigkeit, das Neue mittels der vollständigen Beherrschung des Modernismus, der Technik und Zivilisation in amerikanisch-europäischem Sinne organisch – und das ist das Wesentliche – aus dem Alten zu entwickeln, nach innen und außen als staatsbildend aus. In dieser staatsbildenden Fähigkeit, die in ihrer Wirkung nach außen der seit ewigen Zeiten üblichen Mittel, nämlich der reinen Machtmittel, nicht entraten kann, berührt sich der Japaner mit den Begründern der mongolischen Weltreiche. Der Asiatismus war immer expansiv, niemals rein defensiv oder verkriechend. Die mongolischen Weltreiche waren eine viel treuere Verkörperung der wahren asiatischen Mentalität als ihre mehr oder weniger verstümmelten Nachkommen, die sich notgedrungen gegen die „weiße Welt“ verteidigen mußten, ohne hierin irgendwie erfolgreich zu sein.

Wenn Japan daher heute den Anspruch stellt, als „Führer Ostasiens“ zu gelten und anerkannt zu werden, so liegt hierin viel mehr als nur ein auf macht-, wirtschafts- oder bevölkerungspolitischen Gegebenheiten beruhender Anspruch, es liegt darin die Erkenntnis, daß Japan allein berechtigt ist, als asiatischer Prototyp zu erscheinen. Japan lehnt es

ab, daß man etwa das zurückgebliebene China oder gar die ehemaligen chinesischen Tributärstaaten als „asiatische Schrittmacher“ bezeichnet oder als „Sprecher Asiens“. *Japan ist der Sprecher Asiens, sein Erwecker und Reformator*. Hiermit muß sich die weiße Welt abfinden, auch die pazifische Welt, die ein Teil der weißen ist, es wenigstens bisher war. China ist heute nichts anderes mehr als eine Ablenkungszone des japanischen Energiezentrums, das sich, ohne die Existenz dieser Ablenkungszone, nach einer *anderen* Richtung ausgedehnt haben würde. Japan ist von Natur aus arm, es ist von der Schöpfung benachteiligt worden. Dieses Volk, das fast ebenso fruchtbar ist wie das chinesische, verfügt nur über den zehnten Teil von dessen Raum, selbst wenn man die riesigen Gebiete des chinesischen Westens, die zum größten Teil unfruchtbar sind, außer Ansatz läßt.

Die chinesische Zone, die die japanischen Energien auf sich gelenkt hat, war bis dahin das Ziel der weißen Stoßrichtung im Pazifik. England baute sich eine Leiter nach China, deren einzelne Sprossen Colombo, Pulo-Penang, Singapore, Sarawak und Hongkong hießen. Amerika baute sich eine Leiter von Osten her, mit den Sprossen Hawaii, Wake Island, Guam, Manila. Sie alle drängten nach China, in diese Zone, die auch *sie* für geeignet hielten, ihre überzähligen kommerziellen Energien aufzunehmen. Es ist ja ganz gleich, welchen Namen man dem imperialistischen Kind gibt, ob es da nun heißt „Wahrung der kommerziellen Interessen“ oder „Aufschließung des chinesischen Raumes“ oder sonstwie. Das weiße Ziel sah nicht anders aus als das japanische von heute, dessen Durchsetzung wir alle miterleben. Warum das *weiße* Ziel nicht erreicht wurde, das fast gleichlautende *japanische* aber mit aller Sicherheit er-

reicht werden wird, das werden wir sehen, wenn wir im Verlauf dieser Betrachtungen näher an das asiatische Ufer herankommen.

Die andere große Ablenkungszone des Pazifik, Südamerika, wendet ihr Gesicht ebensowenig dem Stillen Ozean zu wie das politische China. Gerade das politische Desinteressement im Pazifik, wie es von Südamerika ganz natürlicherweise geübt wird, macht aus diesem großen Kontinent eine geopolitische Reservestellung ersten Ranges. Es ist sicherlich kein Zufall, daß zu der gleichen Zeit, wo die „Gegensätze im Pazifik“ unüberwindlicher denn je erscheinen, diese beiden Reservezonen, die nur *geographisch* am Pazifik zu liegen scheinen, immer mehr in den Vordergrund des Interesses der Weltpolitik rücken. Auf der einen Seite China, das von Japan unsanft daran erinnert worden ist, daß es in diesem Raum eine Mission zu erfüllen gilt; auf der anderen Seite Südamerika, das von Washington her neuerdings mit immer begehrtlicheren Augen betrachtet wird. *Kann* dieses Zusammenfallen, dieser parallele Einsatz der beiden großen pazifischen Reservezonen, etwa zufällig sein? Sicherlich nicht! In der Politik gibt es keinen Zufall, sondern nur Berechnung, kühle, sachliche Erwägungen.

Es ist *kein* Zufall, daß sich heute, wo Japan sich anschickt, Chinas Zusammenarbeit zu erzwingen, Amerika daran macht, Südamerika immer stärker in seinen Bann zu ziehen, daß es sich allmählich auf den wahren Charakter der Monroe-Doktrin besinnt, die von Anfang an den „amerikanischen“ Rahmen so weit zog, daß Südamerika in ihn hineinbezogen wurde.

Es ist *kein* Zufall, daß die Vereinigten Staaten heute das Bestreben haben — und diesem Bestreben ihre ganze derzeitige auswärtige Politik unter-

ordnen —, einen einheitlichen „amerikanischen Block“ zu schaffen, der ebenso antijapanisch wie antieuropäisch orientiert sein soll. Mit anderen Worten: die Amerikaner versuchen sich in Südamerika die gleiche Ausfallstellung zu verschaffen wie Japan in China. In Südamerika soll die Durchdringung friedlich vor sich gehen, weil die Amerikaner, wie sie sagen, nur wirtschaftliche Interessen verfolgen, keine politischen, während der japanische Vorstoß in China der Erweiterung der *Macht* zu dienen bestimmt ist. Die Amerikaner *sagen*, daß sie „nur“ wirtschaftliche Interessen in Südamerika verfolgen, und doch: wer die großartigen Befestigungsanlagen in San Diego und Panama gesehen, wer die Regsamkeit der amerikanischen Militärs in einzelnen südamerikanischen Staaten aufmerksam verfolgt hat, der hat ernste Zweifel an den nur „kommerziellen“ Interessen der Vereinigten Staaten im Südkontinent. Gerade in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, verläßt die amerikanische Pazifikflotte den Hafen von San Diego. Diese Flotte besteht aus: 10 Schlachtschiffen, 3 Flugzeugträgern, 15 schweren und 5 leichten Kreuzern, 57 Zerstörern, 23 U-Booten, 9 Minenlegern, 6 Flugzeugmutterschiffen und 28 anderen Hilfsschiffen. Diese stolze Flotte hatte in diesem Sommer an den großen Manövern im Pazifik teilgenommen, zusammen mit den 20000 Mann Besatzung von Hawaii. In den gleichen Tagen, in denen diese Armada den Kriegshafen von San Diego verließ, um sich durch den Panamakanal in den Atlantischen Ozean zu begeben, wo sie gemeinsam mit dem atlantischen Geschwader an den Weltausstellungs-Manövern teilnehmen soll, erschien in der amerikanischen Presse eine Mitteilung, daß die Vereinigten Staaten mit den Regierungen von Nicaragua, Panama und Colum-

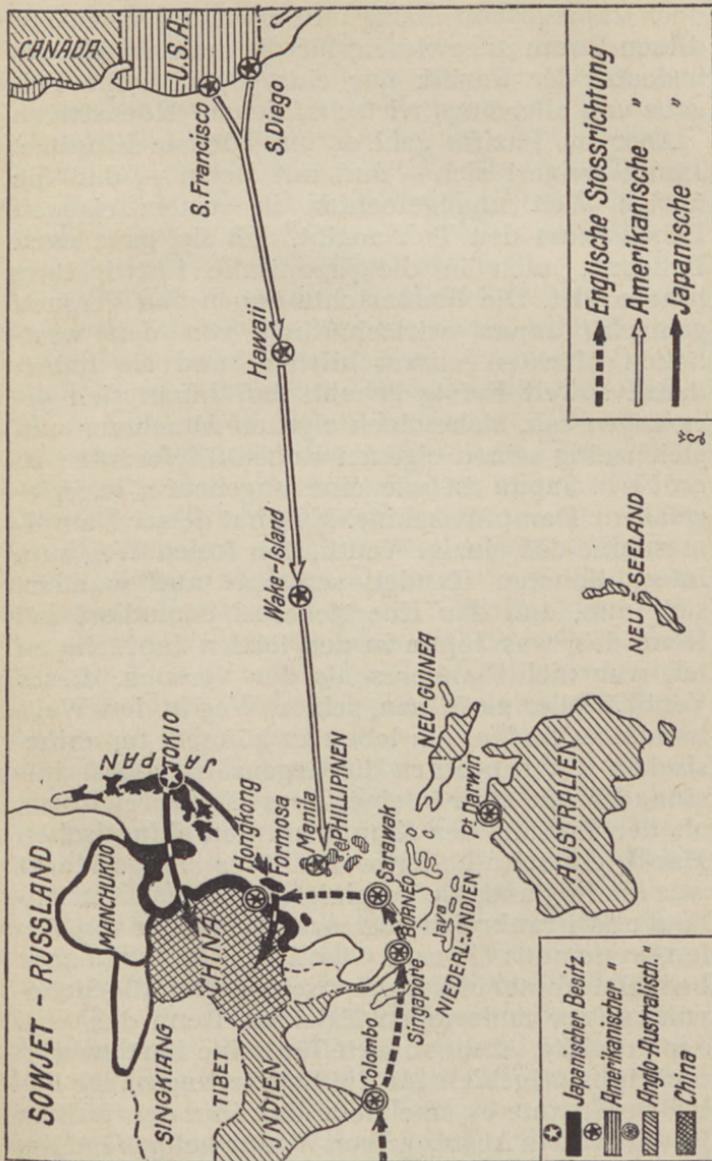
bien eine Vereinbarung getroffen haben sollen, wonach sich diese vier Regierungen wegen der „gemeinsamen Verteidigung“ des Panamakanals geeinigt hätten. Zusammen mit den Ergebnissen der Panamerikanischen Konferenz von Lima betrachtet, ergibt sich immerhin eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung zwischen Nord- und Südamerika, eine Übereinstimmung, die um so beachtlicher erscheint, als der Norden bisher in Südamerika nicht besonders gut angeschrieben war.

Südamerika wendet sein Gesicht Europa zu; es ist atlantisch orientiert, genau so wie auch die Vereinigten Staaten selbst weit eher über den Atlantik sehen als über den Pazifik. Die Bindung mit Europa ist viel stärker als die Beziehung zum Fernen Osten. Europa ist für die beiden amerikanischen Kontinente der Ausgangspunkt ihrer nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung, und gerade Südamerika, das noch nicht in so rasendem Tempo wie die Vereinigten Staaten den Weg zum Wirtschaftsrekord fand, legt immer noch auf die alten Bindungen Wert, ist in der Abschätzung der neuen Freundschaft mit dem Norden vielleicht doch nüchterner, als der Norden glaubt. Die Konferenz in Lima war nicht nur für die beiden Amerikas von Bedeutung, sondern für den ganzen pazifischen Raum, ja für die ganze Welt. Denn in Lima ging es nach dem Willen der Vereinigten Staaten um nichts anderes als die Einfügung des einzigen, nach China noch „unkompromittierten“ pazifischen Bereiches in die nordamerikanische Einflußzone. Lima sollte die nordamerikanische Rache für China sein, es sollte Lückenbüßer sein für Nanking und Schanghai, Kanton und Hankau. Das Restchina Tschiang Kai-scheks ist vom Stillen Ozean abgedrängt; in dem vom japanischen Heer umschlossenen Gebiet ist eine neue Regierung im

Werden, die mit Japan „zusammenzuarbeiten“ bereit sein wird. Die Rechte der Fremden sind de facto von den Japanern aufgehoben. Die fremden Konzessionen bestehen zwar noch, man fragt sich nur: wie lange noch? Der japanisch-chinesische Konflikt brach zu einem Zeitpunkt aus, als die angelsächsische Welt nicht genug gerüstet war, um ihr Veto in die Waagschale zu werfen. Deshalb begnügte sie sich mit papiernen Protesten, mit unwilligem Stirnrunzeln und mit diplomatischen Ausdrücken des höchsten Mißfallens. In Tokio nahm man dieses Stirnrunzeln und diese Papiernoten höflich zur Kenntnis und begründete die Beschränkung der Betätigungsmöglichkeiten der Fremden in China mit militärischen Notwendigkeiten, ohne einstweilen die Rechte der Fremden selbst formell zu bestreiten.

In London und Washington wußte man darauf zunächst keine andere Antwort zu geben als die, daß man näher aneinanderrückte, daß London seinem amerikanischen Bruder sozusagen einen Freibrief gab, in Südamerika nach Gutdünken zu verfahren. Der Preis, den Washington dafür zahlen mußte, war das Handelsabkommen mit England, worin diesem recht erhebliche Zugeständnisse gemacht wurden. Man würde zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß England sein Desinteressement in Südamerika erklärt hätte; das ist sicherlich nicht der Fall. Aber das Interesse Englands in Südamerika ist fast ausschließlich kapitalistisch bedingt, belaufen sich doch die englischen Kapitalanlagen in diesem Kontinent auf rund 1,3 Milliarden Pfund Sterling, das sind zur alten Parität immerhin über 25 Milliarden Mark. Etwa den gleichen Betrag machen die amerikanischen Investitionen in Südamerika aus. Zu diesen erheblichen Kapitalinteressen der Vereinigten Staaten

tritt aber das vielleicht noch größere politische Interesse hinzu, das Washington gegenüber dem so reichen, aber so dünn bevölkerten Südamerika bekundet. Es mag vielleicht doch so etwas wie Angst dabei im Spiel sein, daß der dünnbesiedelte, militärisch und politisch nicht besonders starke Kontinent eines Tages das Schicksal Chinas teilen könnte. Wenn wir die Parallele gezogen haben zwischen den beiden Ablenkungszonen des Pazifik, so haben wir damit eine heute in den Vereinigten Staaten weitverbreitete Ansicht in ein geopolitisches Gewand gekleidet, der wir die Berechtigung nicht ohne weiteres absprechen können. Die Erschließung Chinas durch die Japaner, die ja logischerweise mit der militärischen Unterwerfung des Riesenlandes eingeleitet werden mußte, hat sowohl in Washington wie in London wie eine Bombe eingeschlagen. Die beiden angelsächsischen Mächte sahen keine Möglichkeit, der Entwicklung Einhalt zu gebieten, sie waren von Japan überrascht worden, obwohl es keiner besonderen hellseherischen Gabe bedurft hätte, um diese Entwicklung vorauszusagen. Denn was sich im westpazifischen Raum jetzt abspielt, ist nur der Schlußstrich unter eine Entwicklung, die eine absteigende chinesische Linie mit der aufsteigenden japanischen zusammenstoßen ließ. Die Tatsache, daß sich die angelsächsischen Pazifikmächte von dieser Entwicklung überraschen ließen, mag nur zur Illustration dafür dienen, wie einseitig — ich möchte fast sagen unreal — diese Politik doch gewesen ist, wie ganz und gar sie sich auf die wirtschaftliche Energiekonzentration beschränkte, ohne den ethnologischen Bedingungen in diesem Raum gerecht zu werden. Denn im pazifischen Raum läßt sich eine Politik *ohne Japan* auf die Dauer nicht treiben. Das wahre Energiezentrum dieses Raumes ist eben



doch Japan, denn einzig und allein Japan ist auf diesen Raum angewiesen, für die anderen Mächte bedeutet der Pazifik nur eine geopolitische Beigabe von allerdings wirtschaftlichem Höchstwert.

Aber im Pazifik geht es um höchste Einsätze. Japan weigert sich — und mit Recht —, daß die übrige Welt unangefochten in seinem eigenen Lebensraum den Ton angibt, daß sie, ganz nach Belieben, auch in die japanische Entwicklung hineinredet. Die Großmächte haben den Versuch gemacht, Japan wirtschaftlich von den westlichen Märkten auszuschließen, und sie haben damit soweit Erfolg gehabt, daß Japan sich *gezwungen* sah, sich seinen eigenen Abnehmer und gleichzeitig seinen eigenen Rohstofflieferanten zu *erobern*. Japan ist wie eine ungeheure, energiegeladene Dampfmaschine. Man hat dieser Dampfmaschine das einzige Ventil, den freien Weg zum internationalen Handel, verstopft und wundert sich nun, daß der Energiekessel explodiert ist! Denn das, was Japan in den letzten Jahrzehnten tat, war nichts anderes als der Versuch, dieses Ventil wieder zu öffnen, seinen Weg in den Weltmarkt zu finden, um leben zu können. Im chinesischen Raum prallten die Gegensätze zuerst aufeinander, und zwar in einer um so krasser Form, als der Einsatz, der Kampf um den chinesischen Markt, ein sehr hoher war. Dieser riesige Markt war für England, die Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich nur zusätzlich, einer von vielen, wenn auch ein sehr wichtiger. Für Japan aber bedeutete dieser Markt *alles*, schlechthin die Sicherung seiner materiellen Existenz. Denn das, was Japan fehlte, Absatzmärkte für seine Fertigwaren und Rohstoffgebiete für die Belieferung seiner Fabriken, konnte es, nachdem man ihm den weißen Raum für den Absatz seiner Waren weitgehend be-

schränkt hatte, nur noch in China finden. China hat Menschen. China hat Rohstoffe, wenn auch deren Umfang und Höhe wegen der bisher geringen Erforschung der Vorkommen noch kaum bekannt ist. China kann Käufer sein, wenn es will. Denn dann, wenn China seine Kaufkraft auch nur annähernd in Einklang mit seiner Volkszahl gebracht haben wird, ist es das größte, zusammenhängendste Wirtschaftsgebiet der Welt.

Die Politik der weißen Großmächte im Pazifik stieß konzentrisch in den chinesischen Raum vor. Lange bevor man daran ging, Australien wirtschaftlich zu erschließen, faßte Europa wirtschaftlich in China Fuß. Schon im Jahre 1842 zwang man das im Opiumkrieg gedemütigte China, den Europäern seine Häfen zu öffnen, zwang man es dazu, den Weißen Sonderrechte einzuräumen. Kurz darauf nahm sich England den Schlüssel zum südlichen China, Hongkong. Das war der Auftakt zur langsamen Zerstückelung des Chinesischen Reiches. Dem Ansturm der konzentrisch und mit den gleichen Absichten vorgehenden Großmächte war China, das Jahrhunderte hindurch von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten gewesen war, nicht gewachsen, im Gegensatz zu Japan, das sofort, nachdem man es in den Bereich der Großmächte gezogen hatte, daran ging, das Versäumte nachzuholen. China verlor dann die Amur- und Küstenprovinz an Rußland, Annam an Frankreich, Birma an England, Korea und Formosa an Japan. Damit nicht genug, entrissen die Großmächte dem wehrlosen, zerrissenen Land eine wichtige Küstenstellung nach der anderen, indem sie sogenannte „Pachtgebiete“ übernahmen, England Weiheiwei, Deutschland Kiautschou, Frankreich Kuangschauwan, Rußland die Halbinsel Liautung. Im Westen des Reiches sagte sich Tibet von der chinesischen

Oberherrschaft los, dann folgte die Mongolei, die unter russischen Einfluß kam. So verfiel China immer mehr, nicht nur nach außen, sondern auch im Innern. Und gleichzeitig verstärkte sich der Druck der Großmächte, die in China immer mehr und mehr eine ideale Absatzbasis für ihre Industrien sahen, einen Käufer, der sich nur sehr wenig Mühe machte, den Großmächten Konkurrenz zu machen.

In dem Dreieck Hongkong – Formosa – Manila brandeten die Interessen der Großen aneinander. Der Machtkampf im Pazifik, der bisher im wesentlichen territorial-machtpolitischer Art gewesen war, wurde zum Wirtschaftskampf um die Vormachtstellung im chinesischen Raum. Keine der drei Mächte, weder England noch Japan, noch die Vereinigten Staaten, besaß in diesem Dreieck die absolute Überlegenheit. Die an sich günstige Lage Englands wurde durch die große räumliche Entfernung vom Mutterland beeinträchtigt, denn auch das dünn bevölkerte Australien vermochte hierfür keinen Ersatz zu bieten, geschweige denn Vorder- oder Hinterindien, die sich selbst noch erst im kolonisatorischen Stadium befanden. Die Vereinigten Staaten, an sich machtbegünstigt seit der Annektierung der Philippinen, lagen ebenfalls zu weit entfernt, um den Vorteil Japans, direkt an der Stelle zu sein, wettmachen zu können. Japan war durch seinen Vorstoß nach Korea und der Mandchurei sowie durch die Inbesitznahme Formosas wohl am stärksten im chinesischen Raum vertreten, ganz davon abgesehen, daß es durch die Kürze seiner strategischen Verbindungen jeden Vorteil, den die anderen Großmächte durch stärkeren Kapitaleinsatz haben mochten, ausgleichen konnte.

Immer ist es der Schwache, der sich am meisten

seiner Haut erwehren muß. Den Starken greift man nur selten an, weil man vorher das Risiko gegen die Gewinnmöglichkeit abwägt. Aber beim Schwachen pflegt das Risiko eben viel geringer zu sein als die Aussicht, einen Profit einzuheimen. Ist es nicht gerade diese Erkenntnis, die sich heute wieder in der Politik der Großmächte durchsetzt? China war ein ebenso „kranker Mann“ wie das Türkische Reich vor dem Kriege, das sich auf der Landkarte zwar ausgezeichnet ausnahm, aber innerlich zernagt wurde, bis alles, bis auf den noch gesunden Kern, auseinanderfiel. Um dieses China sammelten sich die Starken wie Motten ums Licht. Jeder wollte ein Stück von diesem Brocken und jeder glaubte, zu spät zu kommen.

Aber im Hintergrund stand eine Nation, die sich belustigt mit ansah, wie sich die Großen um die chinesischen Brocken balgten. Diese Nation saß auf ihren gebirgigen Inseln mit verhältnismäßig wenig Ackerboden, lebte karg und fleißig. Aber trotz dieses ärmlichen Lebens, das sie führte, führen mußte, besaß sie einen klaren Verstand und sammelte Kräfte für die Zeit, wo es um *mehr* ging als um Brocken. Wo es ums Ganze ging. Denn diese Nation sah den Zerfall des chinesischen Riesen, sah seine innere Schwäche, seine immer mehr dahinschwindende Widerstandskraft, seine groteske Zerrissenheit, aber sie sah auch die Uneinigkeit der *Großmächte*. Und zog daraus ihre Folgerungen.

Japan wußte, daß es Zeit hatte, daß die Zeit für es arbeitete. Japan kannte die asiatische Mentalität besser als die andern, wußte, wie weit China sich treiben lassen würde, ohne sich zu finden. Denn Japan ist ein Stück Asien, genau wie China. Sie stehen einander näher, physisch, geistig, weltanschaulich, viel näher als den Weißen. Das wußte

der ausgebeutete Chinese auch im Unterbewußtsein, aber es war niemand da, der dieses Unterbewußtsein zu politisch brauchbarem Realismus verdichtet hätte. Versuche dahin machte dieses uralte Volk, aber an seinem Uralter scheiterte alles. Scheiterte das „Junge China“, scheiterte Sunyatsen. Und auf den Inseln der aufgehenden Sonne merkte man dies wohl. Und sah mit Spannung der Krise entgegen. Nicht tatenlos, sondern ameisenfleißig. Und als dann die Krise kam, war *Japan* auf seinem Posten.

#### Phlegma in Canberra

Sidney

Der pazifische Anteil des Britischen Imperiums steht an Großräumigkeit unter allen britischen Außenbesitzungen obenan. Wenn man das westliche Drittel Kanadas, also die pazifischen Provinzen, dem pazifischen Raum Englands zurechnet, entfallen auf dieses allein  $11\frac{1}{2}$  Millionen Quadratkilometer Fläche, die mittelbar oder unmittelbar auf das Geschehen im Pazifik einwirken und an diesem teilnehmen. Zu diesem englischen Block von Kolonialland tritt der gleichfalls angelsächsische, amerikanische Raum, der mit etwa 4 Millionen Quadratkilometern dem pazifischen Einfluß unterliegt. Demgegenüber spielt das *territoriale* Japan mit seinen — ohne Mandschukuo — 600000 Quadratkilometern keine Rolle, desgleichen nicht das französische Inselgebiet mit seinen 22000 Quadratkilometern. China gehört, machtpolitisch gesehen, dem pazifischen Raum nur mittelbar, geographisch an, nicht aktiv, bestimmend.

Wenn man also nur die einzelnen Gebietsflächen zusammenrechnet und miteinander vergleicht, so ist — oder war — der Pazifik eine fast ausschließ-

lich angelsächsische Domäne, ein anglo-amerikanisches Binnenmeer, dessen Schicksal in Washington und London entschieden wurde. Und doch würde eine solche summarische Methode zu ganz schiefen Ergebnissen führen, denn Territorium ist nicht immer gleich Macht, und Mangel an Raum durchaus nicht immer gleich Machtlosigkeit. Auch im Pazifik nicht. Australien, dieser kontinentale Riesenraum mit seinen fast 8 Millionen Quadratkilometern, ist zum bei weitem größten Teil kulturfeindliches Ödland, wo auch britische Initiative — wenn sie hier auch erst sehr spät erwacht ist — bis jetzt noch nicht viel hervorzaubern konnte. Man kann den pazifischen Raum, soweit er politisch irgendwie von Bedeutung ist, in eine überbevölkerte und eine, im Gegensatz dazu, äußerst dünn bevölkerte Zone einteilen, und gerade die Tatsache, daß der angelsächsische Riesenbesitz, der die Größe Europas bei weitem übertrifft, nur ganz dünn besiedelt, dagegen der asiatische Teil stark überbevölkert ist, erleichtert es uns außerordentlich, die Spannungen, wie sie in diesem Raum schon seit Jahrzehnten bestehen, zu begreifen.

Auf den angelsächsischen  $15\frac{1}{2}$  Millionen Quadratkilometern leben knapp 33 Millionen Menschen, das sind nur zwei auf den Quadratkilometer. Im asiatisch-pazifischen Raum dagegen, in China, Mandschukuo und Japan, leben auf  $5\frac{1}{2}$  Millionen Quadratkilometern (es ist nicht das ganze China mitgerechnet, sondern nur das östliche Gebiet der 18 Provinzen) 524 Millionen Menschen, das sind fast 100 Menschen auf den Quadratkilometer, das Fünffzigfache des anglo-amerikanischen Raumes! Diese Überfüllung mit Menschen auf der asiatischen Seite, der eine Übersättigung mit fast unbesiedeltem Raum auf der anglo-amerikanischen Seite gegenübersteht, war zunächst die Veranlas-

sung für das Entstehen einer neuen, wenn auch recht begrenzten Völkerwanderung, die sich aus dem asiatischen Raum in den anglo-amerikanischen ergoß. Bis sie abgestoppt wurde. Bei der klassischen Völkerwanderung, die zur Bildung der europäischen Nationalstaaten führte, gab es noch keine Einwanderungspolizei. Goten, Vandalen und Hunnen ergossen sich in verhältnismäßig leeres Land oder trieben die bisherigen, spärlichen Bewohner vor sich her, sogen sie auf. Das konnten die Asiaten unserer Tage mit den Amerikanern und Engländern, auch mit den von diesen „beschützten“ Völkern nicht machen. Sie stießen auf deren harten Widerstand, auf ihren Widerwillen. Niemand wollte sie haben, weil sie Asiaten waren und einen ganz andersartigen Lebensstandard mitbrachten, der das weiße Sozialgebäude zu unterwühlen drohte.

Gewiß, Amerika hat seine eigenen Menschen, es wurde ja von Europa aus besiedelt und erschlossen. Aber Australien, dieser riesige leere Kontinent, hat von der europäischen Initiative nur wenig mitbekommen. Dieser ganze Erdteil mit seinen acht Millionen Quadratkilometern hat nur knapp die Bevölkerung New Yorks. Und von dieser Bevölkerung entfallen drei Viertel auf die wenigen großen Städte, auf Sidney, Melbourne, Adelaide, Brisbane, Perth. Dazwischen ist so gut wie nichts. Ein paar hunderttausend Menschen leben zersplittert auf dem Lande, oft Hunderte von Kilometern von der nächsten menschlichen Siedlung entfernt. Dieses ganze Australien führt ein Sonderdasein am Rande des Pazifik, am Rande des Indischen Ozeans, am Rande des Britischen Imperiums. Aber die Bevölkerung dieses unausgefüllten Erdteiles ist so gut wie rein britisch. Ist ethnologisch völlig unamerikanisch, wenn auch ihre Lebensäußerung sehr viel

Ähnlichkeit mit der amerikanischen hat. Wenn man in Sidney an Land geht, glaubt man zunächst, in Amerika zu sein. Wolkenkratzer überall, amerikanische Autos, amerikanisierter Betrieb. Aber das ist nur äußerlich. Das australische Volk — wenn man diesen Ausdruck überhaupt anwenden kann — ist stockbritisch, hochkonservativ, also hochgradig engherzig, und sehr darauf bedacht, daß man ihm seine „Ellenbogenfreiheit“ nicht beschneidet. Australien ist viel britischer als Kanada, das sich immer mehr und mehr mit dem amerikanischen Geist identifiziert.

Im Aussichtswagen des Expreßzuges Sidney—Canberra saßen drei Herren: ein Engländer, ein Australier und ein Amerikaner. Der letztere richtete an seine Fahrtgenossen die Frage:

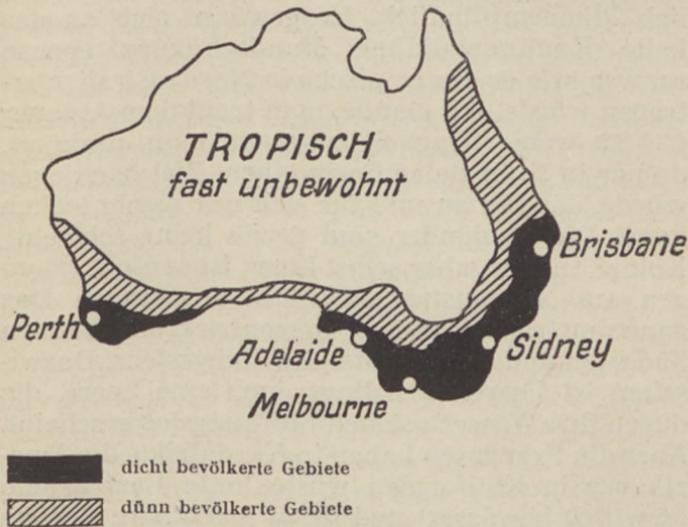
„Gentlemen, ich bemerke, daß im Innern Ihres großen Kontinentes fast gar keine Menschen wohnen. Say now, ist das etwa so, weil die Schwarzen Sie eingeschüchtert haben? Oder wollen die Kapitalisten kein Geld herausrücken, damit Bahnen gebaut werden können?“ — Den beiden Gefragten war das Thema offensichtlich unangenehm, sie beeilten sich aber, den Amerikaner dahin aufzuklären, daß es Schwarze in Australien so gut wie nicht mehrgäbe, von Einschüchtern könne also keine Rede sein. „Aber an zu wenig Eisenbahnen liegt es auch nicht, im Gegenteil, wir haben mehr Eisenbahnen, als wir zur Zeit brauchen können. Warum unser Land so spärlich bevölkert ist? Der einzige Grund ist seine Unfruchtbarkeit und die Schwierigkeit seiner intensiven Besiedlung.“ — Das meinte der Australier.

Tatsächlich ist Australien kein ideales Land für Siedler. Die Wasserlosigkeit ist sein größter Feind. Fährt man von Adelaide mit der Bahn nach Kalgoorlie, so kommt man jenseits Port Augusta in

unendlich scheinendes Wüstengebiet, durch das die Bahn auf einer 1400 Kilometer langen, schnurgeraden Strecke führt. Hier ist wahrlich kein Baum, kaum ein erbärmlicher Strauch zu entdecken. Dabei führt die Bahnlinie nur 100 bis 150 Meilen nördlich des Meeres entlang. Die „Null-arbor Plain“ ist typisches Australien, möchte man sagen, denn ihre vegetationsarme Unendlichkeit erstreckt sich fast ununterbrochen bis an die Timor-See und den Carpentaria-Golf. Hoffnungslos scheint hier jede Kolonisation, jeder Versuch, Menschen, weiße Menschen seßhaft zu machen. Scheint. Denn in Wirklichkeit sieht es schlimmer aus, als es ist. Mr. S. M. Wadham, Professor der Landwirtschaft an der Universität Melbourne, sagte kürzlich in einem „Times“-Artikel, daß die heutigen Untersuchungen ergeben hätten, daß ungefähr dreißig Prozent des australischen Festlandbodens zur „mäßigen Besiedlung“ geeignet seien. In Zahlen ausgedrückt würde das besagen, daß über zwei Millionen Quadratkilometer siedlungsfähig sind. Nimmt man als „mäßige Besiedlung“ eine Volksdichte von nur zwölf Menschen auf den Quadratkilometer an (Deutschland 140, Vereinigte Staaten 16), so käme man auf eine Bevölkerung von etwa 25 Millionen Menschen, das ist das Dreieinhalbfache des jetzigen Standes!

Was ist Australien? Vorläufig noch ein recht bedeutungsloser, strategisch schwer zu haltender Kontinent, der, ähnlich wie die Vereinigten Staaten, aus Fassade besteht. Denn Sidney ist nicht Australien, ebensowenig wie New York Amerika ist oder Schanghai China. Das alles sind nur europäische, mehr oder weniger kosmopolitische Vorposten. Sidney ist eine Millionenstadt, gewiß. Mit allen Requisiten einer Metropole. Auch Melbourne. Man glaubt, wenn man sie betritt, sich in einem

Kontinent des Schaffens und der Konzentration zu befinden. Aber weit gefehlt! In Australien wird entsetzlich wenig geschafft. Das Leben ist hier außerordentlich sorgfältig „eingeteilt“. Niemand tut einen Handgriff zuviel. Die höchsten Löhne der Welt werden hier bezahlt, und eine straffe gewerkschaftliche Hierarchie sorgt dafür, daß dieser „paradiesische“ Zustand nicht von außen her be-



einträchtig werde. Etwa durch Einwanderung. Australien brütet ängstlich auf seinen Rechten. Der Mensch ist hier wirklich noch rar und infolgedessen hoch bezahlt und gut behandelt. Und um diese hohe Bezahlung und diese gute Behandlung nicht aufs Spiel zu setzen, umgibt man den Kontinent mit einer feindseligen Mauer, die nur derjenige übersteigen darf und kann, der vorher zwanzigmal auf Herz und Nieren geprüft worden ist.

Man hat in den letzten Jahren soviel von einer japanischen Gefahr geredet, die Australien bedrohe. Man hat aber dabei offenbar nicht bedacht, daß die Japaner wenig Wert darauf legen dürften, ein riesiges, wüstenähnliches Gebiet zu erobern, das zudem noch zum großen Teil im tropischen Raum liegt, also den Japanern nur beschränkte Gelegenheit bieten könnte, das Land in eigener Arbeit zu entwickeln. Der Japaner ist außerordentlich klimaempfindlich. Er gewöhnt sich an das kalte Kontinentalklima Mandschukuos ebenso schwer, wie er das tropische in Nordaustralien ertragen würde. Ich glaube, man traut dem Japaner viel zu wenig Klugheit zu, wenn man annimmt, daß er in so brutaler Form einem Ziel nachjagen würde, das ihn an und für sich nur wenig locken kann. Die Engländer sind gewiß keine schlechte Kolonialnation, aber selbst ihnen ist es nicht gelungen, aus Nordaustralien viel herauszuholen. Das ganze australische Leben konzentriert sich auf den Südosten und einen Zipfel des Südwestens. Dazwischen ist Leere. Allerdings auch eine Leere, die durch ihre Wasserlosigkeit hoffnungslos erscheint. Aber die Franzosen haben in Nordafrika, die Amerikaner in Kalifornien wüstenhafte Landstriche künstlich bewässert und sie in fruchtbare Gebiete verwandelt. Auch in Australien hat man in der Ausnutzung der artesischen Bohrung schon erhebliche Fortschritte gemacht, hat es vermocht, in der Wüstenzone gut bewässerte Oasen zu schaffen, sie in produktive Nutzung zu nehmen. Aber das alles ist bis jetzt nur Stückwerk geblieben. In Australien findet man nicht den vorwärtsstürmenden Pioniergeist, wie er das junge Amerika des vorigen Jahrhunderts hochbrachte. In Australien herrscht die mit Angst gemischte Vorsicht.

Der verstorbene australische Premierminister

Lyons sagte in einem Aufsatz „Australiens Schicksal“ in der „Times“ anlässlich der Hundertjahrfeier Australiens am 26. Januar 1938: „Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, kann man leicht einen falschen Eindruck von den Siedlungsmöglichkeiten dieses Kontinentes erhalten. Gewiß, Australien ist fast so groß wie die Vereinigten Staaten, fast so groß wie ganz Europa ohne den russischen Anteil, aber der mangelnde Regen begrenzt die mögliche Siedlung auf ein Minimum. In einem Drittel unseres Gebiets beträgt der Regenfall nur unter zehn Zoll im Jahr, so daß hier von einer planmäßigen Besiedlung überhaupt nicht gesprochen werden kann. In einem weiteren Drittel beträgt die jährliche Regenmenge zwischen zehn und zwanzig Zoll, so daß auch hier nur eine Besiedlung mit Hilfe weitgehender künstlicher Bewässerung in Frage kommen könnte. Nur in dem restlichen Drittel kann eine landwirtschaftliche Nutzung in größerem Stil durchgeführt werden. Und gerade in diesem Gebiet, das ja noch immer groß genug ist, werden wir danach trachten müssen, die landwirtschaftliche Nutzbarmachung stärker zu intensivieren.“ Dies deckt sich also mit der von Professor Wadham aufgestellten Behauptung, daß rund ein Drittel des australischen Festlandes für eine „mäßige Besiedlung“ geeignet ist.

Das ist die Theorie der Regierung und die Theorie der Universität Melbourne. Wie aber ist es in Wirklichkeit? Mr. Lyons: „Jeder Außenstehende wird wohl sagen, daß wir Bevölkerung brauchen. Sicher haben wir noch Platz für viele, sehr viele Menschen, aber es müssen Menschen von der richtigen Art sein (of the right type). Wir können nicht eine großzügige Einwanderungspolitik betreiben, ohne auf der anderen Seite Sicherheiten dafür zu besitzen, daß unsere Exportprodukte am Welt-

markt geschützt werden.“ Das heißt mit anderen Worten, Australien will eine Wirtschaftsordnung für sich schaffen, verlangt von der Welt, daß sie in Australien ein Kräutchen Rührmichnichtan erblickt, einen Kontinent, der das Recht besitzt, alle Risiken der Weltwirtschaft von sich abzuwälzen. Dieses Australien könnte mit Leichtigkeit weitere Millionen Menschen bei sich unterbringen, Millionen von Weizenbauern, Wollfarmern, Obstzüchtern. Aber die Regierung sagt nein. Denn sie glaubt, daß die Produkte, die diese Millionen auf den Weltmarkt werfen, unverkäuflich sein werden, daß sie die Weltmarktpreise weiter drücken und so eine Wirtschaftskrise für Australien heraufbeschwören werden. Australien will nicht mit seinen Produkten den Weltmarkt überschwemmen, weil es glaubt, daß das Endergebnis Ruin sein würde. Die Vereinigten Staaten bleiben auf ihren Weizen- und Baumwollbergen sitzen, taumeln aus einer Wirtschaftskrise in die andere. So sagt man in Canberra. Aber man sieht offenbar nicht ein, daß das wirtschaftliche Fiasko Amerikas nicht der landwirtschaftlichen Produktion zur Last zu schreiben ist, sondern dem hemmungslosen Anwachsen der amerikanischen Fertigwarenindustrie. Canberra lehnt es ab, einzusehen, daß ein vorwiegend von der Rohstoffproduktion lebendes Land nicht hingehen und sich gleichzeitig eine umfangreiche eigene Industrie schaffen kann. Denn indem Australien sich industrialisiert, begrenzt es den europäischen Industriestaaten, England einbegriffen, die Möglichkeit, australische Agrarprodukte abzunehmen. Auch Japan kann nur kaufen, wenn es verkauft. Wo aber steuert Canberra hin, wenn dieses leere, fast bedeutungslose Australien *alles* sein will, Agrarproduzent *und* Industriekontinent?

Diese Tendenz, *alles* zu produzieren, sowohl

Rohstoffe wie industrielle Fertigfabrikate, hat die Vereinigten Staaten an den Rand des wirtschaftlichen Abgrundes gebracht und sie wird auch das viel schwächere Australien nicht davor bewahren können, die Torheit dieser Methode mit wirtschaftlichem Verfall zu bezahlen. Denn die weiten, bodenreichen Kontinente der Erde, Amerika und Australien können und dürfen nicht ihren Daseinszweck darin erblicken, *alles* zu produzieren, aus der Tendenz des wirtschaftlichen Größenwahns heraus. Es sind in Wahrheit diese reichen Kontinente, die den Verfall der Weltwirtschaft wohl am ehesten verursacht haben, indem sie sich nicht damit begnügten, der Welt Rohstoffe zu liefern, sondern dazu übergingen, diese selbst zu verarbeiten.

Dieses Australien marschiert unter einem falschen Vorzeichen. Es will wirtschaftlich „unabhängig“ sein, leitet gerade aus seiner geographischen Abgeschiedenheit die Notwendigkeit her, auf eigenen Füßen zu stehen. Seine Abgeschiedenheit und die mangelnde Aufmerksamkeit, die das englische Mutterland dem Dominium angedeihen ließ, ermöglichte die Entstehung einer wirtschaftlichen Daseinsformel, die absolut weltfremd ist. Ebenso weltfremd wie die sich überschlagende Wirtschaftshast der Vereinigten Staaten nach dem Weltkriege. „Seit 1900 hat sich ganz klar erwiesen, daß die nationale Entwicklung notwendigerweise eine industrielle Expansion voraussetzt“, sagte Mr. Wood, Universitätsprofessor in Melbourne, in einem Aufsatz in der „Times“. Aus den Zahlen, die er in diesem Artikel veröffentlicht, ersieht man, daß die Zahl der in Fabriken Beschäftigten sich seit 1900 verzweieinhalbfacht hat. Um die Jahrhundertwende beschäftigte die „australische Industrie“ knapp 200000 Menschen, 1935/36 aber bereits über 500000. Von 3300000 Arbeitneh-

mern arbeiteten 520000 in der Industrie, dagegen nur 500000 in der Landwirtschaft. Hieraus mag man ersehen, wie weit Australien sich von seinem eigentlichen Daseinszweck, Rohstoffkontinent zu sein, entfernt hat. Der Wert der industriellen Produktion Australiens betrug 1935/36 etwa 162 Millionen Pfund Sterling, der der landwirtschaftlichen Produktion rund 200 Millionen Pfund Sterling. Roh gerechnet kann man also sagen, daß die Hälfte der australischen Wirtschaftskraft aus der Produktion von Industriegütern stammt. Das ist für ein Land, das für den Weltmarkt fast ausschließlich rohstofflichen Wert hat, ungeheuer viel. Aber Australien ist noch stolz darauf.

Mit allen Mitteln wird der Ausbau der industriellen Produktion verstärkt, mit allen Mitteln aber auch auf der anderen Seite die Vermehrung der Bevölkerung durch planmäßige Einwanderung erschwert. Wo steuert Australien hin? Etwa zur sogenannten Selbstgenügsamkeit? Zu dem erstrebenswerten Zustand, den man „wirtschaftliche Unabhängigkeit“ nennt? Oder glaubt Australien dadurch, daß es sich mit seinen paar Menschen künstlich industrialisiert, aus seiner geographisch-politischen Abgeschiedenheit herauszukommen? Dieses Australien will ein Zubehör des Britischen Weltreiches sein und bleiben. Will nicht die Begehrlichkeit anderer Völker erwecken. Und doch tut es alles, um gerade diese Begehrlichkeit wachzuhalten und zu verstärken. England ist für Australien wirtschaftlicher und strategischer Rückhalt. Aber die beiden Säulen, auf denen Australiens gegenwärtige Existenz beruht, haben klaffende Risse. Denn Singapur wird mehr und mehr strategischer Vorposten eines Landes, das selbst immer mehr und mehr ein *europäisches* wird. Hongkong geht den Weg alles Irdischen, da Japan es von allen Seiten abge-

schnürt hat, ihm die Lebensmöglichkeit nimmt. Und mit Singapore geht es nicht anders. Die Kanonen von Singapore sind in Wahrheit kein wirklicher Schutz Australiens. Einen solchen Schutz kann Australien nur darin sehen, für die Weltwirtschaft ein unentbehrlicher Rohstofflieferant zu sein. Denn ist es und bleibt es das, dann haben alle zivilisierten Staaten ein Interesse an der politischen Unantastbarkeit des Kontinents, nicht aber dann, wenn es törichterweise dahin strebt, „unabhängig“ zu sein. Ein wirtschaftlich „unabhängiges“ Australien ist ebenso undenkbar wie ein in wirtschaftlicher Klausur befindliches Europa. Das ist alles unnatürlich. Und gefährlich.

In Australien regiert das Phlegma. Ein Phlegma, das aus dem etwas unsicheren Gefühl heraus entstanden ist, sich jederzeit auf die englische Protektion verlassen zu können. Aber gerade dieses unselbständige Verlassen auf das Mutterland hat bewirkt, daß Australien nicht, wie die Vereinigten Staaten, aus sich heraus etwas leistete, sondern daß es stets nach London blickte, dessen Schutz und Hilfe anrief, wenn etwas nicht nach Wunsch ging. Was aber ist gefährlicher für ein Land und Volk, als wenn es sich stets auf Hilfe von auswärts verläßt, die zudem noch im Ernstfall möglicherweise versagen wird? Australien hat aus seiner geographischen Lage bis heute nichts gelernt. Es lehnte sich gegen Japan auf, baute — was vollständig widersinnig erscheint — seinen Handelsverkehr mit England auf Kosten des natürlichen Warenaustausches mit Japan aus. Und erst, als es sich herausstellte, daß der englische Markt kein Ersatz für den japanischen sein konnte, erst da bequeme sich Australien dazu, seine Rohstoffe nach Japan zu schicken, wo sie dringend gebraucht wurden. Australien ist in politischen Fesseln, daran ist gar

kein Zweifel. In Fesseln, die es unsicher machen, weil die Abhängigkeit von England es unsicher machen *muß*. Das ewige Sichverlassen auf London ist das größte Hindernis für Australien, für seine natürliche wirtschaftliche Entwicklung und den Ausbau normaler Handelsbeziehungen im pazifischen Raum. So erscheint gerade Australien als einer der Hauptstörefriede in diesem Raum, nicht weil es *aktiv* Störungen hervorrief, sondern weil es in nichtstuender Passivität verharrte und dadurch die Herstellung eines natürlichen Gleichgewichts am Pazifik unmöglich machte. Das phlegmatische Australien ist eine ebenso große Gefahr für den Frieden im Pazifik, wie das choleriche Amerika eine Gefahr sowohl im Pazifik wie im Atlantik ist. Phlegma und Cholerik stoßen hier aufeinander. Sie tun sich zwar nichts, weil sie beide gesättigt sind, aber im Hintergrund steht eine große Nation, die alles andere als gesättigt ist, die erst satt werden *will*, trotz des sie umgebenden Phlegmas und der amerikanischen Cholerik.

Australien ist ein künstliches Produkt. England raffte es an sich, wie es auch die übrigen Teile seines Weltreichs an sich raffte. Australien war Verbrecherzentrum für England. Wurde dann langsam Kolonie. Die Eingeborenen wurden vernichtet. Der Kontinent wurde weiß. Heute leben noch ganze zehntausend Eingeborene in diesem riesigen Kontinent, ohne jede Rechte. Es sind Museumsstücke, für die man höchstens noch ein gewisses anthropologisches Interesse hat. Aber eine Parallele zu Amerika wurde Australien nicht. In keiner Weise. Daran ist nicht nur der fehlende Regen schuld. Vielmehr die Londoner Politik der „Reservation“, die dahin zielte, Australien zum Reservkontinent par excellence zu machen, zu einem Reservoir, dessen man sich zu bedienen ge-

dachte, wenn die „Zeit dafür reif“ sein würde. Inzwischen aber verkümmert Australien. Seine Mentalität gipfelt in Phlegma, in der „privation of rights“. Seine Staatsmänner sprechen zwar manchmal von der Notwendigkeit einer Verstärkung der Volkszahl, aber sie tun das mit halbem Herzen. Denn sie haben Angst, daß dadurch die Preise leiden könnten. Daß der abnorm hohe Lebensstandard dieses Kontinents zusammenbrechen müßte, wenn sich zwanzig Millionen in den Reichtum Australiens teilen, statt sechs. Und sie fürchten, daß das, was diese zwanzig Millionen produzieren, keinen Käufer finden könnte, es sei denn zu Preisen, die weit unter dem heutigen Niveau liegen. Und sie fürchten, daß dann, wenn weitere Millionen in das Land gelassen werden, die hundertprozentig britische Note verschwindet. Mit anderen Worten: sie fürchten einen ethnologischen Umwertungsprozeß, wie er sich ähnlich ja in den Vereinigten Staaten abgewickelt hat. Und was, so kann man mit Recht fragen, wären wohl die Vereinigten Staaten heute, wenn nicht 100 Millionen europäische Menschen, Germanen, Romanen, Slawen, das große Amerika in Besitz genommen hätten?

Was aber, so kann man mit demselben Recht fragen, was aber wird mit Australien? Wird es eine britische Außenposition bleiben, mitten in den widerstreitenden Interessen des pazifischen Raumes? Wird Melbourne wirklich noch lange eine Vorstadt Londons bleiben? Und Sidney? Wird Australien noch lange Zeit haben, stets nach London zu blicken, wenn es sich um Dinge des australischen Seins handelt? Und vor allem: wird die pazifische Umwelt noch lange zusehen, wie dieser große Kontinent verödet und verkümmert? Wo doch, wenige Tagereisen von Sidney entfernt, eng zusammengepferchte asiatische Völker leben, die

um ihre Existenz ringen? Völker, die eine jahrtausendalte Kultur ihr eigen nennen, während Australien nichts ist als der territoriale Niederschlag Londoner Parlamentsbeschlüsse? Wie lange noch wird die asiatisch-pazifische Umwelt das alles mit ansehen und respektieren?

Der australische Staatenbund hatte 1937 fast 600 Millionen Pfund Sterling äußere Schulden, das sind auf den Kopf rund 90 Pfund Sterling oder etwa 900 Reichsmark! Wie kann das auch anders sein, wenn die allmächtigen Gewerkschaften ängstlich darüber wachen, daß niemand „zu billig“ arbeitet! Wohl in keinem anderen Lande der Welt werden höhere Löhne gezahlt als hier, weil die Arbeiter so knapp sind, daß sie exorbitante Löhne fordern können — und auch erhalten. Es dürfte aber auch nur wenige Länder geben, wo ein intensiver Arbeitseinsatz notwendiger wäre als gerade in Australien. 600 Millionen Pfund Sterling hat man ausgegeben, um ein System aufrechtzuerhalten, das ebenso unnatürlich wie schädlich ist, ein System, das es sich zum Ziel setzt, einen leeren Raum inmitten einer übervölkerten Umwelt zu konservieren. Wie viele und wertvolle Bewässerungsarbeiten hätte man für diesen enormen Betrag durchführen können, hätte man sich nicht der These verschrieben, daß Australien ein Kontinent ist und sein soll, in dem *wenig* Menschen *gut* leben. Die ganze australische „Daseinspolitik“ steht unter diesem Motto der unbedingten Aufrechterhaltung eines anormal hohen Lebensstandards, der nicht Reichtum ist, sondern die Angst vor dem Lebenskampf.

Typisch für die australische Auffassung vom Raum ist die Hauptstadt Canberra. Man schuf diese Zukunftsstadt, weil man weder Sidney noch Melbourne vor den Kopf stoßen wollte. Vielleicht hat

man auch aus „strategischen Erwägungen“ die Hauptstadt in das Binnenland gelegt, denn Japan ist immer noch ein Kinderschreck in diesem Lande der chronischen Untervölkerung. Dieses Canberra ist eine seltsame Stadt. Eigentlich ist es gar keine Stadt, sondern es soll erst eine werden. Angelegt ist der Stadtplan in ganz großzügiger Weise. Warum auch nicht? Man hat ja genug Platz. Braucht nicht mit jedem Quadratmeter zu geizen. Da haben sie breite, schnurgerade Avenuen angelegt. Die Kings-Avenue, die Constitution-Avenue, Commonwealth-Avenue. Große Plätze und Parks überall. Sogar Hotelbauten großen Stils. Ein Observatorium fehlt ebensowenig wie der traditionelle Golfplatz. Was fehlt, das sind Menschen. Diese ganze „Hauptstadt“ hat heute 8500 Einwohner. Vielleicht hat sie auch, wenn diese Zeilen gedruckt werden, 9000 oder sogar 9500. Sicherlich aber wird man ein großes Fest feiern, wenn die Zehntausendgrenze erreicht sein wird.

Eigentlich ist dieses Canberra idyllisch. Wenn nur Menschen da wären, die die Avenuen belebten. So aber ist alles tot. Eine kleine, beschaulich schlafende Beamtenstadt. Alles atmet die Luft des Offiziellen. Sogar die Landschaft ist phlegmatisch. Langweilig. Kleine Hügel, die Murrumbidgee-Ranges, säumen den Horizont. Man hat den Eindruck, als ob hier nur die Sonne lebe, denn Sonnenlicht ist überall. Und eine ausgezeichnete Luft. Das menschliche Zusammenleben ist hier noch weit exklusiver als in Sidney oder Melbourne. Die Hierarchie des Regierungsapparates ist sorgfältig gestuft und niemand kann eine von diesen Stufen überspringen, ohne ein mißbilligendes „Shocking!“ zu hören zu bekommen. Für einen anglo-australischen Beamten mag das Dasein in Canberra noch einigermmaßen erträglich sein, für einen „outsider“

aber erscheint es vollkommen unmöglich. Es ist schwer, dieses Canberra mit einer anderen Regierungshauptstadt der Welt zu vergleichen. Washington, wenn auch bei weitem nicht eine der wichtigsten Städte Amerikas, hat aber doch etwas Weltstädtisches an sich; schon die Nähe von Baltimore, Philadelphia und New York gibt ihm einen großen Rahmen, dann auch das nahe Meer, die günstige Verkehrslage vom Norden nach Süden. Aber Canberra ist in der Luftlinie 400 Meilen von Melbourne entfernt, ist ein gottverlassenes Fleckchen in der räumlichen Weite Australiens. Hier ist nichts, was den Fremden anreizen könnte, nicht einmal ein imposantes Regierungsgebäude. Denn was sie hier errichtet haben, könnte genau so gut in Tirana oder Ulan-Bator stehen. Würde dort vielleicht sogar eine bessere Figur machen als hier, wo keine Berge, keine Trachten und kein Volk das Bild beleben, das sich einem bietet.

Canberra ist wahrlich das Spiegelbild der australischen Gleichgültigkeit. Oder des britischen Phlegmas, wie man will. Dieses Phlegma hat nicht nur der australischen „Politik“ das Gepräge gegeben, sondern hat auch die Hauptstadt Canberra für alle Zeiten gestempelt. Für diese Stadt bestand keine Notwendigkeit. Sie ist nur das Endergebnis eines grandiosen Raumüberflusses, für den man keine Verwendung hat. Heute schon hört man die guten Leute in Melbourne und Sidney sagen: „Was habt ihr in Canberra für eine Ahnung von dem, was hier bei uns vorgeht? Ihr habt ja gar keine Fühlung mit uns!“ Wie aber wird das erst sein, wenn sich der „Geist von Canberra“ erst ganz mit seiner Klausur abgefunden haben wird? Muß dann nicht die australische „Politik“ noch klausurartiger werden, als sie jetzt schon ist? Steht man *dann* in Canberra den lebendigen Problemen des Pazifik

nicht *noch* „reservierter“ gegenüber als jetzt? Wenn hier erst der Geist der britischen Bürokratie völlig eingefroren ist, wird für ein wirklichkeitsnahes Verständnis der Australien angehenden Fragen kaum noch Raum vorhanden sein. Doch damit mag sich das australische Volk selbst beschäftigen. Es hat sich, in seiner Hilflosigkeit, Canberra aufoktroyieren lassen, hat mit respektvoller Loyalität davon Kenntnis genommen, als am 9. Mai 1927 das Prinzenpaar von Wales das erste australische Parlament in Canberra eröffnete. Dieses Australien ist so exklusiv britisch, daß es manchmal lächerlich erscheint, wie sie die altenglischen Traditionen hierher verpflanzen und wie dann diese Traditionen hier mit melancholischer Verbissenheit verteidigt werden. Auf Kosten des Landes. Auf Kosten des pazifischen Friedens. Und schließlich auf Kosten Englands selbst.

Das australische Neuland sollte eben mehr sein als britisches Reservatgebiet, das man achtlos liegenläßt, bis es vielleicht später einmal gebraucht wird. Dann aber könnte es für England zu spät sein. Ich meine damit nicht jene „japanische Gefahr“, wie sie so oft an die Wand gemalt wird, sondern ich meine die Gefahr, die darin liegt, daß ein großer, fast unbevölkerter Kontinent inmitten eines übervölkerten Raumes liegt, sozusagen ein Vakuum bildet, in das bei der ersten pazifischen Kräfteverschiebung die komprimierte Luft sturzartig einbrechen wird. Ob das nun Japan sein wird oder Sowjetrußland, China oder Groß-Indien, ist ganz gleichgültig. Für Australien wenigstens. Australien kennt nur die eine Alternative: britisch bleiben oder ein Raub der großen, aber raumengen Völker werden. Und diese Alternative ist eben falsch. Australiens Heil liegt nicht darin, daß es danach trachtet, „britisch“ zu bleiben, denn das ist ein rein

machtpolitischer Vorgang, der mit dem natürlichen Ablauf der Entwicklung im Pazifik nichts zu tun hat. Kanada ist auch britisch, und dennoch ist Kanada in seinem Innern besser geschützt, weil es Menschen hat. Nicht viele Menschen, das ist wahr, aber für den zum großen Teil eisigen kanadischen Raum doch schon eine ganze Menge. Und in Kanada brütet man nicht so sehr auf den Rechten der britischen Krone, sondern gönnt auch anderen Menschen Platz: Deutschen, Franzosen, Slawen sogar. Und diese Mischung hat Kanada nicht geschadet, sie hat im Gegenteil belebend auf das Bevölkerungselement eingewirkt. Hat aus einem pur-britischen Land ein bewegliches gemacht.

Aber Australien steht still. Es nimmt jährlich ein paar tausend Menschen bei sich auf, aber was ist das schon, wenn so ungeheure koloniasatorische Aufgaben zu bewältigen sind, für die man Millionen von Menschen brauchen würde? Die australischen Produkte sind am Weltmarkt kaum konkurrenzfähig, weil die Produktionskosten, besonders die Löhne und die Sozillasten, enorm hoch sind. Aber anstatt diese Kosten zu senken, indem man Platz schafft für weitere Menschen, die mitarbeiten und mitproduzieren könnten, schließt man den Kontinent hermetisch ab. Um pur-britisch zu bleiben. In alle Ewigkeit. Aber das eine kann man schon heute sagen: Australien bleibt nicht pur-britisch. *Noch* liegt es bei England, zu bestimmen, wie Australien morgen aussehen soll, aber damit wird sich England abfinden müssen, daß Australien nicht nur eine vorgeschobene Bastion Englands sein kann, sondern daß der australische Kontinent für die *gesamte Menschheit* eine Rolle zu spielen hat. Vielleicht wird England eines Tages sich zu dieser Ansicht durchringen, wird Australien die Zügel frei-

geben. Denn darin liegt die einzige Möglichkeit, daß Australien auch in Zukunft überhaupt noch *weiß* bleibt. Darauf kommt es an. Weiß oder asiatisch, das ist die Frage, die England in Australien zu beantworten haben wird. Es mag sich um diese Beantwortung längere Zeit herumdrücken, es mag sogar der Ansicht sein, daß die Aufschließung des chinesischen Raumes durch Insel-Japan die Gefahr für Australien vermindert hat, aber es soll nicht vergessen, daß die Gefahrminderung nur *zeitweise* ist, nicht dauernd. Denn Australien bleibt die Lockspeise für das in Menschen fast erstickende Asien.

Militärisch ist Australien überhaupt nicht wirksam zu verteidigen. Verteidigen können nur Menschen, nicht Maschinen. Was Australien nicht hat, das besitzen die asiatischen Uferstaaten im Überfluß: kampfbereite Menschen. Der japanische Machtbereich ist, seitdem die ehemals deutschen Karolinen unter japanisches Mandat kamen, Australien gefährlich nahe gerückt, beträgt doch die Entfernung zwischen der Insel Jap und der nordaustralischen Küste nur rund 2800 Kilometer, das sind 500 Kilometer weniger als die Luftlinie von Singapore nach Port Darwin! 2800 Kilometer sind heute für ein Flugzeug keine besonders große Entfernung mehr, sie sind in fünf Stunden zurückgelegt. Und fünf Stunden sind nicht viel. England aber hat nur Singapore. Eine befestigte Insel, deren strategischer Wert darin besteht, daß sie den gesamten Verkehr von Europa nach Ostasien kontrolliert. Damit ist sie aber nichts weiter als ein asiatisches Gibraltar, ein Flottenstützpunkt ersten Ranges, nicht aber selbständige Operationsbasis. Singapore liegt 14000 Kilometer von England entfernt. Zudem ist der Weg von England dorthin an drei empfindlichen Stellen eingeschnürt und ver-

hältnismäßig leicht von Feinden Englands zu unterbrechen: in der Straße von Gibraltar, am Suezkanal und am Bab-el-Mandeb. Selbst eine maritime Festung ersten Ranges wie Singapore kann nur maritime Stoßkraft haben, keine Bedeutung aber für einen territorialen Feldzug in Nordaustralien. Sicherlich ist Singapore für die britische Luftflotte in Ostasien von beträchtlichem Wert, aber bei einer Okkupation Nordaustraliens durch einen nördlichen Feind spielt die Luftflotte eine geringere Rolle als die territoriale Macht. Eine solche Okkupation wird sich ja in schnellstem Tempo vollziehen, und sind erst einmal die festen Küstenplätze Nordaustraliens in feindlicher Hand, so macht sich die Menschenleere des Kontinents strategisch empfindlich bemerkbar, indem Australien den Okkupationstruppen keine annähernd gleich starken Kräfte entgegenzustellen vermag. Die australische Landarmee ist einer solchen Invasion sicherlich nicht gewachsen. Von größter Bedeutung ist dabei noch, daß das asiatische Hinterland in der Hand des okkupierenden Feindes ist, dazwischen — bis auf die Philippinen — neutrales, holländisches Gebiet liegt, das dem Angreifer Schutz gewährt, für Australien aber strategisch wertlos ist, da es keinen Flankenschutz bildet.

Nordaustralien als Besitz reizt allein keinen Angreifer, mag er noch so arm und hungrig sein, denn dort wird er nicht satt werden. Aber der Besitz Nordaustraliens in der Hand eines starken Feindes macht auch Südaustralien unhaltbar. Das ist der strategische Wert Nordaustraliens. Wer Australien besitzen will, muß den Norden haben, muß versuchen, von dort den Kontinent „aufzurollen“. Wirtschaftlich ist das Nordterritorium höchst minderwertig. Es ist beinahe vollständig Wüste. Über 20 Millionen Pfund Sterling hat der Commonwealth

in das Nordterritorium hineingesteckt. Als diese gewaltige Summe ausgegeben war und man das Fazit zog, ergab sich, daß die „Bevölkerung“ in 26 Jahren sich nur um 2144 Menschen vermehrt hatte! Ganze 3300 Menschen bewohnen diese Fläche von 523000 Quadratmeilen, so daß also jeder Bewohner über 170 Quadratmeilen zu seiner Verfügung hat! Anstrengungen, die landwirtschaftliche Ergiebigkeit des Gebietes zu erhöhen, sind bis heute erfolglos geblieben, trotz Subsidien und wissenschaftlicher Forschungen. Ein Unternehmen, das Vestey Brothers dort aufzogen mit dem Ziel, auf Grund einer intensiven Viehzucht eine eigene Fleischindustrie aufzubauen, schloß mit einem endgültigen Defizit von 1 Million Pfund Sterling ab. Was natürlich abschreckend genug wirkte. Selbstverständlich ist von einer nennenswerten Industrie hier nicht die Rede. Das einzig Wertvolle am Nordterritorium ist die Flottenbasis in Port Darwin. Man hat auch Versuche gemacht, mit Hilfe chinesischer Arbeiter dort Plantagen zu betreiben, aber auch das scheiterte an der Armut des Bodens und dem minimalen Regen. Daß selbst hier, wo doch wirklich nichts zu holen ist, der sozialistische Gewerkschaftsunfug sich breitmacht und nicht unwesentlich dazu beiträgt, daß jedes wirtschaftliche Experiment scheitert, sei nur am Rande vermerkt.

Australien, das sich auf der Weltkarte wie eine große Insel ausnimmt, ist *wirklich* in ethnologischer, politischer und strategischer Beziehung eine Insel. Mit allen Nachteilen einer solchen. Aber ohne ihre Vorteile. Denn das, was in strategischer Beziehung eine Insellage vorteilhaft macht, fehlt in Australien: es läßt sich nicht wirksam verteidigen. Nur in der Konstellation der pazifischen Großmächte und in ihrer Zusammenarbeit liegt ein Schutz für diesen sonst schutzlosen Kontinent.

Seine weiten, unendlichen Wüstenstrecken sind für einen modernen Angreifer kein unüberwindliches Hindernis mehr, noch weniger die nur mäßig hohen Bergzüge, die nur selten mehr als 1500 Meter erreichen. Das einzige, was Australien vor dem gänzlichen Verlust seiner politischen Selbständigkeit bewahren kann, ist das Besinnen auf seine wahre wirtschaftliche Stellung, auf seine Eigenschaft als Rohstoffproduzent ersten Ranges. Wenn aber Australien den Weg der Industrialisierung weiter gehen sollte, wenn es sich weiter einbilden sollte, „unabhängig“ werden zu können, so wird es eines Tages die Entdeckung machen, daß es einem Phantom nachgejagt ist und daß dieses Nachjagen England seine pazifische Stellung kosten wird. Solange die Welt in Australien einen Rohstoffproduzenten ersten Ranges sieht, den sie dringend braucht, hat diese Welt auch ein Interesse daran, daß Australien in seiner jetzigen politischen Form bestehen bleibt. Das läßt sich aber nur verwirklichen, wenn Australien wieder dazu übergeht, seine natürliche Bodenproduktion zu intensivieren, selbst auf die Gefahr hin, daß das Preisniveau sinken sollte. Der australische Lebensstandard ist für ein Volk, das von dem Export seiner Rohstoffe lebt, viel zu hoch, geradezu unnatürlich hoch. Die beherrschende Existenz der australischen Gewerkschaften ist für den Bundesstaat darum die größte Gefahr, weil die Gewerkschaftspolitik dazu führt, daß Australien sich mit einem Wall umgibt, den die nichtenglische Außenwelt nicht zu übersteigen vermag. Und das ist unhaltbar für ein so junges, so schwaches und doch so entwicklungsfähiges Land.

Man wird in Canberra bald eine andere Platte aufs Grammophon legen müssen als den immerwährenden Gesang der „british loyalty“. Damit

kommt Australien nicht weiter. Dieser Kontinent braucht frische Luft, ganz gleich, woher sie kommt. Und frisches Blut, frisches, weißes Blut, nicht nur altenglisches. Australien könnte, trotz der teilweisen Sterilität seines Bodens, mehr leisten, für sich mehr und für die Menschheit mehr. Solange aber die Schranken des engherzigen Shylocktums nicht fallen, besteht keine Aussicht, daß der Kontinent seine pazifische Aufgabe erfüllen kann. Solange die australische Klausur aufrecht erhalten, das heißt, solange dieser Kontinent hermetisch verriegelt bleibt, allen natürlichen Einflüssen zum Trotz, wird Australien einer der größten Störungsfaktoren im pazifischen Raum sein. Das Sichanstemmen gegen das erwachte Japan ist ebenso nutzlos wie die wirtschaftliche und siedlungspolitische Vogel-Strauß-Politik des heutigen Australien. Die Frage, die England und Australien zu lösen haben, ist nicht die, wie dieses Australien am besten pur-britische Domäne bleiben kann, sondern wie Australien als selbsttragender Kontinent in seine weltpolitische und weltwirtschaftliche Rolle hineinzuwachsen vermag. Englands Schlachtschiffe und Bombengeschwader sind ein weit weniger wirksamer Schutz für Australien als der vernünftige, logische Ausbau der australischen Siedlungs- und Rohstoffreserven. In der Verstädterung Australiens zu einem Zeitpunkt, wo das ungeheure Land kaum oberflächlich angekratzt ist, liegt nur eine Nachäffung anglo-amerikanischer Vorbilder, die aber für das heutige Australien nicht passen. Die Menschen, die Australien ernährt, sollten in erster Linie von seinem *Boden* leben, nicht von einem teils gewerkschaftlich, teils hochkapitalistisch kontrollierten und manipulierten Zwischenhandel, der das Produkt verteuert und fast unverkäuflich macht.

Die Scheu des heutigen Australiers vor dem Landleben, sein Drang in die wenigen großen Städte, mag vielleicht vom menschlichen Standpunkt aus verständlich erscheinen; aber für ein Volk von Kolonisten gehört es sich, daß es aus der *Scholle*, nicht aus dem Büro seinen Reichtum zieht. Australien bietet noch Reichtümer genug, aber es macht den Fehler, seine Produktion auf der Weltnachfrage aufzubauen, statt auf der Deckung des Eigenbedarfs. Das heutige Australien ist fast ausschließlich weltwirtschaftlich orientiert, und das ist auch der Grund, warum es nicht vorwärtskommt. Die Verkettung der Landeserzeugung mit den sogenannten Weltmarktpreisen bewirkt, daß bei fallenden Weltmarktpreisen sofort die entsprechende Produktion eingeschränkt wird. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür ist die Entwicklung der Anbaufläche für Weizen. Im Jahre 1930/31 wurden über 18 Millionen Acres mit Weizen bestellt. Dann kam die Weltwirtschaftskrise, und die Anbaufläche für Weizen sank auf 11 Millionen Acres, das heißt um 40 Prozent! 1931 exportierte Australien 156 Millionen Bushels Weizen, 1934 nur mehr 109 und 1936 nur noch 103 Millionen! Ganz ähnlich ist die Entwicklung des Wollexports, der ebenfalls in weitestem Maße an die Weltmarktlage angehängt ist. Aber Australien kann nicht bestehen, kann sich nicht entwickeln, wenn es im Lande selbst nur für sechs Millionen Menschen zu sorgen hat, während seine ganze wirtschaftliche Aktivität von unbestimmbaren Weltmarktfaktoren abhängt, die von heute auf morgen ein völlig verändertes Gesicht zeigen können. Was Australien fehlt, ist innere Stabilität, ein ausgereifter Binnenmarkt, dessen Bedarfsdeckung einen wesentlichen Teil der nationalen Produktion aufzunehmen vermag. Australien sollte sich erinnern, daß auch die

Vereinigten Staaten durch ihren hemmungslosen Vorstoß auf den Weltmarkt sich in eine direkte Abhängigkeit von der Struktur der Weltwirtschaft begeben haben, die zu der hoffnungslos erscheinenden amerikanischen Wirtschaftskrise mit ihren 12 Millionen Arbeitslosen geführt hat. Für die reichen Kontinente der Neuen Welt ist die allzu starke Bindung an den Weltmarkt das größte Gefahrenmoment, denn weder Amerika noch Australien können gleichzeitig bedeutende Rohstofflieferanten und ebenso bedeutende Verarbeitungsländer sein. Ein aufnahmefähiger Binnenmarkt ist für Australien deshalb eine Lebensfrage. Aber einen solchen Binnenmarkt kann man erst schaffen, wenn *Menschen* genug da sind, Menschen, die gleichzeitig produzieren *und* konsumieren.

Menschen sind für Australien politisch, wirtschaftlich und strategisch die Voraussetzungen für seine weitere unabhängige Existenz. Menschen im eigenen Raum. Nicht nur ausländische oder britische Käufer. Menschen müssen sich ernähren. Müssen sich kleiden. Brauchen Verkehrsmittel. Brauchen Raum. Alles das kann Australien ihnen bieten. Sogar Wasser kann es ihnen bieten, *wenn es will*. Unter der Erde ist Wasser genug, man braucht es nur heraufzubohren.

Australien *kann* einer der wichtigsten Kontinente der Erde werden, wenn es vermag, sich aus der pur-britischen Klausur zu befreien. Wenn es sich dazu durchringt, seine Steuergelder produktiv anzuwenden. Für die Ansiedlung von Millionen von Menschen. Für Bewässerung. Für ausreichende Verkehrswege. Aber die Spielereien, die es heute betreibt, indem es hier und da sogenannte Flottenstationen schafft, indem es „aufrüstet“, sich eigene Flugzeugfabriken anlegt und was sonst noch alles, werden Australien nicht davor bewahren können,

eines Tages den Preis für seine dornröschenhafte Weltabgeschiedenheit zu bezahlen. Das *Vakuum* Australien wird verschwinden, wenn nicht *mit* Willen Englands, dann eines Tages *ohne* und *gegen* ihn. Die Zeit der romantischen Leerkontinente ist vorüber. Die Welt geht über die australische Weltabgeschiedenheit zur Tagesordnung über.

#### Der Diamantenkopf

An Bord der „Oropesa“

Australien ist so ernüchternd, fast deprimierend in der Hoffnungslosigkeit seiner fast grotesken Weiträumigkeit. Wenn man von Kalifornien her nach Australien kommt, dann sieht man erst die krassen Gegensätze zwischen amerikanischen Aufbaumethoden und allbritischem Konservatismus, der in Australien regiert wie kaum irgendwo sonst. Denn Südafrika hat seine eigene Note ebenso wie das amerikanisierte Kanada. Aber Australien ist nichts wie eine nicht einmal gut gelungene Kopie britischer Vorlagen mit einem Schuß amerikanischer Äußerlichkeiten. Diese Äußerlichkeiten konzentrieren sich in Sidney, Melbourne und Perth. Dann noch in ein paar Mittelstädten. Was dazwischenliegt, ist der Versuch einer britischen Bluttransfusion auf dem australischen Kontinent. Und dieser Versuch ist nicht gelungen, das weiß man heute schon, denn Australien steckt heute noch ebenso im ersten Anfangsstadium seiner wirtschaftlichen und ethnologischen Entwicklung wie vor fünfzig Jahren. Man hat lediglich ein wenig am Boden herumgekratzt, hat Gold gefunden, Wolle gezüchtet, ein wenig Weizen angebaut. Das ist alles. Und das ist soviel wie gar nichts. Aber England achtet shylockartig auf seine Rechte in

diesem bisher so mißlungenen Kontinent, versucht sogar neuerdings, auf dem schäßigen Untergrund eine militärische Verteidigungsbereitschaft zu schaffen, die ebenso lächerlich wirkt wie das Reden von einer australischen Industrie.

Es kann nicht überraschen, daß man überall im Pazifik die australische Entwicklung mit größtem Interesse verfolgt, denn Australien ist ja noch der einzige leere Raum hier, der dem Sieger in der einmal kommenden Auseinandersetzung in den Schoß fallen muß. In Tokio macht man sich über dieses Australien keine Illusionen, hat das wohl nie getan, denn Japan ist noch nicht stark genug, um *ganz* Australien verdauen zu können. Denn dazu gehört doch immerhin die machtpolitische Stärke, um England an einer wirksamen Verteidigung zu verhindern. Das kann Japan heute noch nicht. Wird es vielleicht auch in zehn Jahren noch nicht können. Aber der Tag wird kommen, wo Tokio die These von der britischen Herrschaft über die Meere nicht mehr anerkennen wird. Vielleicht wird Japan vorher die chinesischen kontinentalen Kräfte erst verdauen müssen, bis es die innere Kraft besitzen wird, im Pazifik ein Gleichgewicht zu schaffen, wie es Tokio bequem ist. Denn im politischen Leben ist das sogenannte Gleichgewicht doch immer nur ein Vorwand für das eigene Machtstreben derjenigen Staaten, die ein natürliches Interesse an dem Bestehenbleiben ihrer eigenen politischen Sättigung haben. Übrigens hört man heute in Australien viel weniger Geschimpfe auf Japan, als noch vor wenigen Jahren, wo es schien, als ob Japan auf dem Sprung wäre, um Australien, das begehrte große Land, an sich zu reißen wie eine gerechte Beute des Stärkeren. Aber *ist* Japan wirklich der Stärkere hier? Bisher jedenfalls nicht, es wird vielleicht anders sein, wenn China als absor-

biert gelten kann. Dann wird Japan vielleicht als Vormacht nicht nur Ostasiens, sondern des *ganzen Pazifik* gelten können. Aber bis dahin werden noch Jahrzehnte vergehen, denn die Eroberung Chinas ist nicht gleichbedeutend mit seiner politischen Verdauung im japanischen Magen. Aber darum handelt es sich für Japan nicht, daß es etwa China wie ein riesiges Beutetier verschlingen wollte. Für Japan handelt es sich um die politische und wirtschaftliche Gleichschaltung Chinas, um die Auswertung seiner Bodenschätze und die Regelung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie Erz, Kohle, Baumwolle, sowie um die gleichzeitige Schaffung eines riesigen Marktes für japanische Industrieerzeugnisse. Es gab eine Zeit, da glaubte China, vor dem russischen Bären sich in acht nehmen zu müssen. Aber der chinesische Drachen ist keine geeignete Speise für einen Bärenmagen. Längst ist die chinesische Scheu vor dem nördlichen Nachbarn gewichen und hat einer verbissenen, ohnmächtigen Wut gegenüber den „Inselzwerge“ Platz gemacht. Anstatt auf die japanischen Versuche einzugehen, auf dem Wege der Verhandlungen zu einer freilich unter japanischer Führung stehenden Zusammenarbeit zu gelangen, hat sich China in verhängnisvollem Vertrauen vor allem auf die englische Hilfe zum Widerstand gegen Japan entschlossen. Und das ist ihm zum Verhängnis geworden.

Auf diesem Schiff sind die besten Luxuskabinen für eine Reihe von chinesischen Großkaufleuten reserviert, die in Honolulu an Bord kommen sollen. Diese Leute kommen aus den Vereinigten Staaten, wo sie vermutlich Waffeneinkäufe für Tschiang Kai-schek vorgenommen haben dürften. Verhandlungen mit Washington und dem Morgantrust. Diese chinesischen Großkaufleute wissen ja gar

nicht, daß ihr Land, ihr riesengroßes Land nichts anderes ist als eine Schachbrettfigur in der politischen Konstellation der Fernostpolitik. Sie glauben vielleicht ganz im Ernst, mit ihren Waffenlieferungen ihrem gequälten, zerrissenen Land einen großen Dienst geleistet zu haben, glauben vielleicht, daß dadurch, daß durch diese Waffen einige tausend Japaner mehr getötet werden, die japanische Invasionswelle zugunsten Chinas verändert werden kann. Wenn sie das wirklich glauben, dann begehen sie denselben phantastischen Fehler wie die spanischen Demagogen, die sich auch gegen eine Entwicklung anstimmten, die sturzbachähnlich alles mit sich forttrieb, was sich ihr entgegenstellte. Das ist alles so aussichtslos. In Spanien haben die Demagogen geglaubt, daß sie auf dem Rücken der Spanier einen Weltkrieg entfesseln könnten. Sie sind inzwischen zu der Einsicht gekommen, daß die Welt nicht daran denkt, wegen solcher Ziele in den Krieg zu ziehen. China, das antijapanische China, das seit mehr als hundert Jahren Schritt für Schritt vor dem andrängenden Westen hat zurückweichen müssen, wird dieselbe Erfahrung machen. Da mögen sie aus England, Frankreich, den Vereinigten Staaten soviel Waffen beziehen wie sie wollen: diese Waffen werden sich eines Tages gegen China selbst richten. Viel weniger gegen Japan, das auf diesem Gebiet mehr zu Hause ist wie China, dem von den Großmächten die Rolle zugeschoben wurde, dem weltpolitischen Aufstieg Japans die Stirn zu bieten, wie China, das sich ein „demokratisches“ Gesicht aufsetzen sollte und doch aus der „Übergangsperiode der politischen Erziehung“ nicht herauskam, sondern mehr oder weniger diktatorisch regiert wurde, nur um desto mehr in Abhängigkeit von seinen „Freunden“ zu geraten.

Das waren so meine Gedanken, als ich erfuhr, daß in Honolulu sechs chinesische Großkapitalisten auf das Schiff kommen würden, um unter dem Schutz der britischen Flagge nach Hause zurückzukehren. Alles Prochinesische hier geht unter dem Deckmantel des Union Jack oder des Sternenbanners vor sich. China ist formell heute schon tot. Und es entsteht ein Neues. Die Japaner in China sind nicht nur Soldaten, sie sind auch Säer, die eine *neue* chinesische Macht schaffen. Dieses Samenkorn wird erst in Jahren aufgehen. Aber aufgehen wird es. Mit tödlicher Sicherheit. Das Widerstand leistende China wird zerfallen. Japan ist kein Land, mit dem die Welt spaßen kann. Dazu ist sein Hunger zu groß, Japan versteht in Dingen des nationalen Wollens absolut keinen Spaß. Und wenn dasselbe China, das früher jahrzehntelang unwirksam gegen den Geist des Westens angekämpft hat, heute diesen selben Geist gegen die Vormacht Asiens um Hilfe anruft, dann ist das eine Unlogik, die China mit dem Untergang seiner Unabhängigkeit bezahlen muß – und wird. Einem Land wie Japan gegenüber *darf* man eben keine solchen Fehler begehen, dazu ist Japan eben zu hungrig, zu eng und zu sehr angewiesen auf den umliegenden Großraum. Der Westen mit seiner Politik der langsamen wirtschaftlichen Erdrosselung hat es dazu gebracht, sich Raum zu erkämpfen. Japan wird, wenn es seine dringendsten Notwendigkeiten befriedigt hat, sicherlich ein besserer Wächter über das pazifische „Gleichgewicht“ sein als England, das bis heute noch so gut wie nichts getan hat, um die australische Leere, dieses gefährliche Vakuum, zu beseitigen. Die Welt hat sich so daran gewöhnt, in der Existenz des japanischen Raumbungers die Hauptgefahr für den Frieden im pazifischen Raum zu sehen. Das ist

grundfalsch. Japan schafft sich sein Recht. Darin liegt aber keine Gefahr. Japan drückt, wie alle anderen großen Mächte, auf die Stelle des schwächsten Widerstandes. Drückt auf China. Und gerade dieses innerlich schwache, haltlose, zerrissene China war es, das zur größten Gefahr für den Frieden in diesem Raum wurde. Und diese Gefahr beseitigt Japan. Es erweist damit der weißen Welt einen Dienst, indem es ihr eine Illusion nimmt, als ob China zu einem Anhängsel des westlichen Geistes werden könne. Japan hat sich von dem australischen Ziel abgewandt, hat England eine neue Frist gesetzt, um seinen australischen Besitz zu entwickeln. In Japan hat man kein Interesse daran, daß Australien seine innere Schwäche mit dem Mantel der Aufrüstung zudeckt. Japan weiß, daß das keine „Lösung“ ist, sondern nur ein stümperhafter Versuch, um den pur-britischen Konservatismus im Pazifik weiter aufrechtzuerhalten. Man hat so oft gesagt, daß in diesem Raum die Interessen der beteiligten Mächte eines Tages aufeinanderprallen würden. Offenbar hat man damit sagen wollen, daß Japan seine Hand auf Dinge legt, die ihm nicht gehören. Japan ist kein Dieb. Ahmt nicht einmal die heute so sakrosankten britischen Kolonialmethoden nach, sondern beschränkt sich darauf, den ostasiatischen Raum in Ordnung zu bringen. Und warum sollte es bei dieser Arbeit, für die es ja sein Blut einsetzen muß, nicht an die Verwirklichung seiner eigenen Interessen denken?

Wie sind denn die Amerikaner vorgegangen, um sich in den Besitz von Kuba (in dem sie ja faktisch auch heute noch den dominierenden Einfluß ausüben), der Philippinen, Portoricos und der Hawaii-Inseln zu setzen? Sind diese ganzen wertvollen Inseln denn etwa von Amerikanern bewohnt gewesen? Oder auch nur von Menschen, die

mit den Amerikanern verwandt waren? Das, was Amerika tat, was England tat, was Frankreich tat, das macht man heute Japan zum Vorwurf, indem man behauptet, daß es gegen die „chinesische Unabhängigkeit“ Gewalt anwende. In Tokio gibt man darauf die einzig mögliche Antwort: man ignoriert die salbungsvollen Ergüsse des imperialistischen Westens und tut, was die asiatische Stellung Japans vorschreibt.

Dieses Hawaii, dem wir uns nähern, ist nichts anderes als ein pazifischer Vorposten des westlichen Imperialismus. Auch Suva ist nichts anderes. Und Papeete. Das sind Objekte der Ausbeutung. Einer Ausbeutung, die nicht im Interesse von Völkern liegt, sondern einzelner Kasten. Vorposten eines machtpolitisch orientierten Kapitalismus, nicht eines berechtigten Lebensdranges. Was tut Frankreich, das übersättigte Frankreich, hier im Stillen Ozean mit seinem polynesischen Besitz? Es läßt ihn verkümmern. Braucht ihn ja gar nicht. Sieht den Schwerpunkt seiner kolonialen Machtstellung in Nord- und Zentralafrika. Und was macht England, das große Weltreich, mit seinem pazifischen Besitz? Es läßt ihn liegen. Läßt Australien liegen. Leer. Als *quantité négligeable*. Denn auch England braucht ja Australien nicht. Auch Neuseeland nicht. Noch viel weniger die melanesischen und polynesischen Inseln, die so verstreut liegen, daß ihnen irgendeine territoriale oder koloniale Bedeutung nicht zukommt. Sie sind strategische Beigabe. Genau so wie das amerikanische Hawaii. Stützpunkte der seestrategischen Berechnungen. Weiter nichts. Lebendige Bedrohung der Interessen des Nachbarn. Und die größte Bedrohung ist wohl Hawaii.

Es liegt mitten in einer Wasserwüste. Siebentausend Kilometer von Australien entfernt, fast

ebenso weit von Japan, viertausend von Kalifornien. Es sind nur acht mehr oder weniger kleine Inseln mit im ganzen 16000 Quadratkilometern, also etwa so groß wie Mecklenburg. Aber durch ihre Schlüsselstellung mitten im Pazifik kommt ihnen eine strategische Bedeutung zu, die weit über ihren wirtschaftlichen Wert hinausgeht. Die Hawaii-Inseln sind der äußerste machtpolitische Vorposten des Westens gegen den asiatischen Raum, und die Herren dieser Inselgruppe, die Amerikaner, haben daraus die Folgerungen gezogen, indem sie aus Hawaii die stärkste Seefestung nördlich von Singapore machten. Die Achse Singapore—Hawaii ist das strategische Rückgrat der angelsächsischen Machtpolitik im Pazifik, ist auch gleichzeitig der Riegel, der sich schützend vor Australien legt. Diese strategische Achse zerlegt das politische Kräftefeld im Stillen Ozean in zwei Becken: auf der einen Seite das Tummelfeld der „großen Demokratien“ und auf der anderen Seite das erwachte Asien, das unter der Führung Insel-Japans zur Vollendung seiner Emanzipation schreitet.

Man redete auf diesem Schiff viel von der Schönheit Hawaiis, von seinem göttlichen Klima, der zauberhaften Vegetation und den glücklichen Bewohnern. Alles habe ich in Wirklichkeit so vorgefunden, wie man es mir geschildert hatte — bis auf die „glücklichen Bewohner“. Von den Nachkömmlingen der ehemaligen reinrassigen Insulaner, wie sie Cook vorfand, gibt es heute noch schätzungsweise 17000 bis 18000. Das ist der schäbige Rest von 200000 ehemals freien Menschen, die wirklich glücklich auf diesen Inseln lebten. Heute sind auch diese 17000 oder 18000 bastardisiert. Sind soweit mit Filipinos und Chinesen vermischt, daß sie kein eigenes Volk mehr sind.

Heute leben 400000 Menschen auf den Hawaiiis, davon sind aber 150000 Japaner, fast 70000 Filipinos, 45000 Weiße und 30000 Chinesen. Mit anderen Worten: 75 Prozent der heutigen Bewohner von Hawaii sind zugewanderte, volksfremde Elemente. Also fast genau dieselbe Entwicklung, wie sie auch in den Vereinigten Staaten, den jetzigen Herren der Inseln, zur heutigen Besiedlung führte. Die Vereinigten Staaten brauchten ja auch zu Hause bei sich Menschen, die das große Land in Nutzung nahmen. Man importierte sie aus dem überfüllten Europa. Und auf Hawaii war es nicht anders. Hier importierte man Asiaten in größeren Mengen, damit sie die notwendigen Arbeiten verrichten, zu deren Bewältigung das eingeborene Völkchen weder ausreichte noch Befähigung zeigte. So sieht man heute auf Hawaii ein Menschen-Sammelsurium eigenartigster Prägung, aber ein Sammelsurium, das sich *nicht* verschmelzen läßt. Weder der Japaner noch der Chinese gibt seine nationale Rasseneigenschaft auf. Die einzigen, die sich „assimilieren“ lassen, sind die paar Hawaier selbst.

Man hat einen Nimbus des romantischen Kitsches um diese Inseln gezogen. Sie wurden Reise-land par excellence für den wohlhabenden Amerikaner oder Australier. Das Gitarrengeklimper, mit dem man diese Inseln zu umgeben suchte, sollte darüber hinwegtäuschen, daß ihr Dasein in amerikanischer Hand eher alles andere als friedlich sein konnte. In Wirklichkeit ist der amerikanische Besitz Hawaiiis ein schlagender Beweis für die willkürliche Dehnbarkeit der Monroe-Doktrin, die es anscheinend in der neueren Zeit den Amerikanern vorschreibt, auf alles das die gepanzerte Faust zu legen, was zum Sprungbrett zu anderen Kontinenten ausgebaut werden kann. Hawaii ist das pas-

sende Gegenstück zu Panama, zu Portorico, zu den Jungferninseln, den Philippinen, Guam, der Fonseca-Bucht. Das sind alles nur Treppenstufen, die sich das imperialistische Amerika gebaut hat, um auf ihnen zur zunächst wirtschaftlichen, dann auch politischen Vorherrschaft in der Welt emporzusteigen. Das ist nicht mehr eine logische Anwendung der Monroe-Doktrin, das ist der Anlauf zum Größenwahn. Denn so groß die Vereinigten Staaten auch territorial und produktiv sind, so innerlich unausgeglichen ist ihr Reich, so tönern die Unterlage für die Erstrebung der „demokratischen Vorherrschaft“ in der Welt.

Mystiziertes Hawaii! Schön bist du. Bezaubernd schön. Noch schöner als Kalifornien. Selbst die Amerikaner haben es nicht vermocht, dir deine Schönheit zu nehmen. Sie haben versucht, dich zu schminken, zu pudern, haben deinen Diamantenkopf „gebobbt“. Haben Batterien in ihn hineingebohrt, ihn auszementiert. Aber seine Schönheit konnten sie ihm nicht nehmen. Zwar sorgen die schnatternden, überblasierten kalifornischen und pennsylvanischen Ladies schon dafür, daß man deine wahre Stimme nicht mehr zu hören bekommt, denn du bist still geworden. Ebenso still wie dein erloschener Diamantenkopf. Ebenso still wie dein bastardisiertes Volk, das ebenso zur touristischen Staffage geworden ist wie die Volksfetzen der übriggebliebenen nordamerikanischen Indianer, die hungernd und bettelnd an den Tankstellen der Überlandstraßen und den Bahnstationen herumstehen, Almosen heischend, wo sie einst die Herren gewesen waren. So geht es euch, ihr „primitiven Völker“. Und nicht nur euch, denn euer Schicksal wird immer mehr zum Vorbild einer „demokratischen“ Lebensauffassung, die in macht-

politischer Habgier endet und dem andern nichts gönnen will als den ruhmlosen Tod.

Das Volk von Hawaii ist auch diesen Weg des ruhmlosen Todes gegangen. In aller Stille machte es anderen Menschen Platz, räumte sein Paradies der modernen Zweckmäßigkeit. Was von diesem Völkchen noch übriggeblieben ist, tanzt jetzt in original-amerikanischen Nachtlokalen Hula-Hula. Schmückt sich mit Blumen. Reitet auf den Wellen. Dient den ewig-lächelnden Kinoheldinnen und den blaublütigen Töchtern Neu-Englands als pikante Begleitung. Als Gigolos schätzt man sie hoch, denn die Männer sind gut gewachsen, können ausgezeichnet tanzen und haben noch einen Rest von Ursprünglichkeit, der mit der Blasiertheit Amerikas vortrefflich kontrastiert.

Honolulu. Waikiki-Beach. Das sind *Begriffe* geworden für die moderne, amerikanisierte Welt. Honolulu ist eine Kreuzung zwischen Miami, Annapolis und Manila. Miami gab das Stichwort für den Badezauber und Touristenbetrieb in großem Stil. Annapolis, die Kadettenstadt in Maryland, stand Pate bei der Militarisierung der glücklichen Inseln. Und Manila? Das ist der unscheinbare Rest und Hauch von Ursprünglichkeit, der noch wahrnehmbarer ist, wenn man die Betonstraßen auf Oahu hinter sich läßt und auf die Suche geht nach *Hawaii*. Wenn man Glück hat, stößt man sogar noch hier und da auf braune Menschen, die Hula-Hula tanzen, *ohne* gefilmt zu werden. Aber das ist selten. Der Hawaier von heute tanzt lieber Lambeth Walk oder Slow Fox als die Tänze seiner Väter. Die sind für die Fremden bestimmt. Das ist „show“. Revue. Staffage.

Dafür aber hat Hawaii eine Garnison von 20000 Mann, hat das Prestige, die stärkste amerikanische und pazifische Festung überhaupt zu sein. Gegen

wen richtet sich diese übergroße Wachsamkeit der Vereinigten Staaten? Gegen wen sind die Kanonenschlünde des Diamond Head gerichtet? Was bezwecken die Vereinigten Staaten mit der Befestigung dieser weit in den Pazifik vorgeschobenen Inselgruppe, die wie ein entlegenes Außenfort der kalifornischen Küste vorgelagert ist? Ist es nur das Bestreben, sich gegen die stärkste asiatische Macht im Pazifik zu schützen? Oder soll Hawaii einen Angriff decken? Es ist schwer vorstellbar, daß die Vereinigten Staaten, so aggressiv sie sich auch in den letzten Jahrzehnten vorgeschoben haben, daran denken könnten, über Hawaii nach Asien vorzustoßen. Die Aussichten für das Gelingen eines solchen Vorstoßes, der sich zunächst gegen das starke Japan richten müßte, sind sehr gering, denn die unendliche Weite des Stillen Ozeans wirkt wie ein Bremsklotz für alle transmaritimen Angriffsabsichten. Die beiden großen Antagonisten des Pazifik, die Vereinigten Staaten und Japan, sind getrennt durch das größte Meer der Welt, sind getrennt durch eine Wasserwüste, die zwar hier und da Stützpunkte zu bieten vermag, die aber doch immer nur defensiven Charakter tragen können. Selbst wenn die Amerikaner auf Hawaii riesengroße Vorräte an Kohle und Öl aufstapeln, wenn sie dort die größten Docks errichten, wie sie es schon getan haben, selbst dann ist Hawaii niemals mehr als ein rettender Hafen in der Not. Eine moderne Flotte ist weit stärker von ihrer Versorgungsbasis abhängig als die alten Segelflotten vergangener Jahrhunderte, die ohne Rücksicht auf Kohle und Öl manövrieren konnten, solange sie genügend Lebensmittel an Bord hatten. Heute ist der Seekrieg — und nur ein solcher käme in diesem Raum in Frage — von einer ganzen Anzahl von Faktoren abhängig, die nicht übersehen werden können. Die

Entfernung von Hawaii bis zur japanischen Küste beträgt 6200 Kilometer. Selbst wenn die Amerikaner auf Wake Island und der Markus-Insel Ersatzdepots anlegen sollten, würde ihnen das nicht dazu verhelfen, diese Entfernung zu überbrücken, ohne erschöpft an der japanischen Küste anzukommen. Ein Feind aber, der in erschöpftem Zustand in den japanischen Bereich tritt, ist verloren. Und man weiß, wie leicht verwundbar sogenannte „feste Plätze“ sind. Die Wake- und Markus-Inseln ließen sich im Ernstfall überhaupt nicht wirksam gegen Japan verteidigen, selbst nicht mit der Rückendeckung von Manila und Hawaii. Diese kleinen Inselchen haben deshalb, da sie außerhalb des amerikanischen Verteidigungsbereichs liegen, keine wesentliche strategische Bedeutung für die Vereinigten Staaten, sondern stellen weit eher eine Belastung dar. Dies gilt sogar auch für die Philippinen, die mitten im japanischen Einflußgebiet liegen und im Ernstfall kaum einen wirksamen Rückhalt an Hawaii haben dürften.

Amerika und Japan liegen wachsam einander gegenüber. Wie zwei scharfe Hofhunde, die ihre Stärke kennen, aber nicht aneinanderkommen können, weil eine hohe Mauer zwischen ihnen liegt. Eine solche wohltätige Mauer ist der Pazifik. Er mildert die Gegensätzlichkeiten, läßt den heftigsten Zorn verrauchen, kühlt die Leidenschaften der politischen Rivalen an seinen Küsten. Und so wirkt dieses große Meer ausgleichend, gefahrmlindernd. Schon oft hat die westliche Welt davon gesprochen und darauf gewartet, daß hier die Kanonen losdonnern. Aber im Pazifik ist das nicht so einfach wie im raumengen Europa. Im Pazifik herrscht die Distanz, die geographische, ethnologische und politische Distanz. In Europa herrschen Grenzen, sind bestimmend für den Lauf des

politischen Geschickes. Hier, am und im Pazifik, gibt es keine Grenzen. Hier herrscht der riesenhafte Raum, sowohl des Wassers wie der Kontinente. Drei der größten Kontinente umgeben das größte Meer dieser Welt, und aus dieser Ansammlung von geographischen Superlativen ergibt sich die Konstellation des pazifischen politischen Raumes. Grenzkonflikte im europäischen Sinne sind hier ja unbekannt, da es keine solchen Grenzen gibt. Das riesige China. Die riesigen Vereinigten Staaten. Das riesige Australien. Das riesige Kanada. Der riesige Stille Ozean. Dementsprechend dimensioniert sind auch hier die politischen Probleme, die zur Diskussion unter den Teilhabern der pazifischen Macht stehen.

Und der Diamond Head steht mitten in diesen Problembergen, als verkörpere er sie. Vulkanisch-eruptiv wie Hawaii sind auch diese ganzen Fragen, die hier zu lösen sind und um die man doch so gern immer wieder einen Bogen macht. Weil man glaubt, dadurch der unangenehmen Verpflichtung ihrer Lösung zu entgehen. Nur das hungernde Japan macht keinen Bogen mehr um diese Dinge, sondern geht geradeswegs dorthin, wo es diesen Hunger am ehesten zu stillen vermag. Und wie so oft im Leben: indem Japan den unkompliziertesten, direktesten Weg einschlug, traf es das Richtige. Japan ließ sich nicht auf eine pazifische Auseinandersetzung ein, machte sich nichts aus dem Stirnrunzeln der weißen Herren im Pazifik, sondern trat den Marsch nach Westen an. Das war gerade das, was die weißen Herren nicht vermutet hatten. Sie glaubten — und es gehörte geradezu zur Hohen Schule ihres politischen Denkens —, daß das hungernde Japan sich auf die Fleischtöpfe Australiens werfen würde. Und deshalb bauten die weißen Herren die Seeachse Singapore—Hawaii,

zerlegten den Großen Ozean in eine Zone des sat-  
ten demokratischen Besitzes und eine Zone der so-  
genannten „asiatischen Spannungen“. Aber damit  
begingen sie einen Fehler. Zwar gelang es ihnen,  
den pazifischen Raum, soweit er ihnen selbst ge-  
hörte, von allen fremden Einflüssen abzuriegeln.  
Zwar gelang es ihnen, Japan mit der Nase auf  
China zu stoßen und ihm de facto diesen ausge-  
zeichneten Braten zu offerieren. Und es gelang  
ihnen auch, den Status quo in diesem Riesenraum  
noch eine Zeitlang aufrechtzuerhalten. Eine Zeit-  
lang. Aber es gelang ihnen nicht — und es wird  
ihnen nie gelingen —, ihrem asiatischen Antipoden  
den freien und ungehinderten Zutritt zum Pazifik  
zu verbieten. Oder zu vermauern. Dazu ist Eng-  
land nicht stark genug. Und auch Amerika nicht.  
Japan wird eines Tages, nach dem Einschwenken  
Chinas in die japanische Linie, wieder im Pazifik  
erscheinen. Als gleichberechtigte Macht. Als die  
*größte* Macht des Pazifik sogar, denn der japa-  
nisch-mandschurisch-chinesische Block wird der  
bei weitem größte und bedeutendste auf der öst-  
lichen Halbkugel sein. Dagegen wird auch der Dia-  
mond Head nicht helfen. Weder seine Kanonen  
noch seine Schiffe. Denn Kanonen und Schiffe hat  
der große asiatische Block ja auch. Aber er hat  
auch eine halbe Milliarde Menschen, deren Führer  
wissen, was sie wollen. Japan sieht seine Mission  
in China ja gerade darin, die trennenden Grenzen,  
die es in Ostasien überhaupt noch gab, gänzlich  
zu verwischen. Alles mit der aufgehenden Sonne  
Dai Nippons zu durchstrahlen. Damit gibt Japan,  
das weltpolitisch so junge Japan, dem Osten ein  
ganz neues Gepräge, wird auch dem Pazifik ein  
neues Gepräge geben, wenn die Zeit gekommen ist.  
*Noch* thront der Diamond Head unbesiegt und  
— scheinbar — unbesiegbar mitten in dieser end-

losen Wasserwüste. *Noch* spricht man in Waikiki-Beach mit possierlicher Verachtung von den hungrigen Massen des Ostens und glaubt sich selbst auf ewige Zeiten im Besitz allen Reichtums. Aber auch hier im Pazifik bleibt die Welt nicht stehen. Hier werfen die großen Ereignisse riesengroße Wellen, die vielleicht eines Tages den politischen Strand von Honolulu überfluten werden. Wer weiß?

Asien scheint uns Europäern so undurchsichtig, so seltsam. Und doch ist es nicht undurchsichtiger, seltsamer als Europa oder Afrika, meinetwegen auch Amerika. Das, was sich heute in Ostasien vollzieht, ist doch nichts anderes als die gewalttätige Revolte eines jungen, gefesselten, bei der Verteilung der irdischen Schätze zu kurz gekommenen Volkes, das vor sich, in greifbarer Nähe, den großen Reichtum eines großen Landes sieht. Die Revolte gegen einen Zustand, der auch *diesen* Reichtum den raffgierigen Händen der Gesättigten ausliefern sollte. Das japanische Volk auf seinen kargen, vulkanischen Inseln hat es ein halbes Jahrhundert mit ansehen müssen, wie das festländische Ostasien mehr und mehr in europäisch-amerikanische Abhängigkeit geriet. Hat mit ansehen müssen, wie sich die gesättigten Nationen des Westens bis in die entferntesten Winkel der Erde vortasteten. Wie sie die pazifischen Inseln ebenso an sich rissen wie die Kontrolle über das wirtschaftliche Leben Chinas. Das Vorgehen des Westens betraf damit direkt japanische Lebensinteressen, die ja, um wirksam werden zu können, nach außen drängen mußten, von den Inseln fort, in deren räumlicher Enge sie zu verkümmern drohten. Das einzusehen, dazu gehörte keine besonders große staatsmännische Einsicht. Hier, wie in Europa, steht das Vordringen einer sturen

machtpolitischen Expansion gegen den eingekesselten Lebenswillen benachteiligter Nationen, die schließlich kein anderes Recht für sich beanspruchen als das der unbedingten Gleichberechtigung. Während der Gleichberechtigungskampf in Europa sich innerhalb eines engen Raumes, innerhalb traditioneller Grenzen vollzieht, trägt der gleichartige Kampf im Osten den Charakter des Riesenhaften. Hier entstehen wirklich neue Weltreiche, andere versinken oder werden abgelöst, werden weggeschwemmt von dem Willen des Stärkeren. Hier im Osten gilt noch der Wille des Stärkeren. Das Prinzip der Macht ist noch nicht durchlöchert von humanitären Floskeln, die keinen anderen Zweck haben sollen als den, den Status quo in alle Ewigkeit zu legalisieren. Japan schafft hier seine eigene politische Moral, ebenso wie die erwachten Völker Europas sich die ihre schufen, eine Plattform, auf der sie ihre Weltanschauung aufbauten.

England und die Vereinigten Staaten haben versucht, alle Ventile, die die Energien des Pazifik zu regeln imstande sind, in ihre Hand zu bringen. Die Welt weiß, daß sie damit bisher Erfolg gehabt haben. Hawaii, Singapore, Hongkong, Manila, Panama: alles das sind nur Ventile am territorialen Körper des Pazifik. Man hat dabei nur den Fehler begangen, diese Ventile zu scharf anzuziehen, sie zu schließen, so daß der Pazifik — viel zu früh und viel zu unmotiviert — ein angelsächsisches Binnenmeer wurde, dessen Ausgänge ausschließlich in der Hand der beiden angelsächsischen Nationen sind. Kein Schiff kann dieses größte aller Meere betreten, ohne nicht hierzu die Genehmigung der Angelsachsen zu haben. Sie können den pazifischen Verkehr ganz nach ihrem Willen regeln, nach Inbetriebnahme des Panamakanals mehr denn je. Muß nicht ein solcher Zustand für eine freie und

unabhängige Nation wie die japanische auf die Dauer unerträglich werden? Ist nicht schon allein das Vorhandensein eines britischen Singapore, eines amerikanischen Hawaii für das japanische Reich eine Beleidigung und zugleich eine sehr ernst zu nehmende Bedrohung seiner unabhängigen Existenz? Die Spannungen, wie sie heute im Pazifik bestehen, sind durch die ebenso stupide wie ungerechte Anwendung der Status-quo-Formel sicherlich nicht zu lösen; diese Erfahrung haben die großen Pazifikmächte ja in den letzten Jahren gemacht. Ist es etwa ein physikalisches Wunder, daß ein Energiekessel, dessen Ventile man sorgfältig geschlossen hat, explodieren muß, wenn man nicht im letzten Augenblick noch nach einer Seite einen Ausweg für die überschüssigen Energien schafft? Es ist der Fluch der machtpolitischen Expansion, daß sie weit eher verstopft als lockert. Die Expansion führt immer zu Reibungen, und jeder Reibung wohnt die Tendenz inne, zu einer Lösung zu drängen, wenn nicht mit friedlichen, dann mit Gewaltmitteln. Hawaii verkörpert diese gewaltmäßige Expansion eines von Natur aus übersättigten Staates, eines Staates, der nicht das Recht hat, sich in die Lebensräume anderer freier Völker einzudrängen. Dieses Eindringen Amerikas in den Pazifik, wie es mit der Besitzergreifung Hawaiis, der Philippinen und der kleineren Inseln durchgeführt wurde, *mußte* expansionistisches, imperialistisches Gepräge haben, weil ja Amerika zu Hause alles hatte, was es zum Leben brauchte. Und noch mehr. Also konnte jedes weitere Vordringen nur den Zweck haben, auf Kosten anderer Völker Zukunftsreserven zu schaffen, zukünftigen Reichtum oder zukünftige Macht zu thesaurieren. Das war die ganze Motivierung des Siegeszuges des angelsächsischen Im-

perialismus im Pazifik, dessen Kosten Japan zu bezahlen hatte. *Japan aus seiner pazifischen Stellung zu verdrängen, es zu einer rein insularen, defensiven Nation zu machen, das war das Ziel des britisch-amerikanischen Vordringens im pazifischen Raum.* Daß Japan sich diesem Ziel widersetzt hat, wird niemand wundern, der die große Seele dieses Volkes kennt.

Der Diamantenkopf ist symptomatisch für das angelsächsische Kesseltreiben im Stillen Ozean. Ein militärisches Hawaii hat gar keine innere Existenzberechtigung. Was ist schon eine Seefestung, die viertausend Kilometer von der Heimatküste entfernt liegt? Eine Außenbastion, weiter nichts. Einen starken Feind wird sie nicht daran hindern können, nach Amerika durchzustoßen. Sie kann seine Flanke bedrohen, sicherlich. Kann seinen Vorstoß verlangsamen, aber nicht verhindern. Japan hat kaum Angst vor Hawaii, heute, wo sein Streben nach Westen statt nach Osten geht, weniger denn je. Hawaii, Guam und Wake Island sind damit nichts weiter als maritime Horchposten, weit vorgeschoben gegen die Küsten des mutmaßlichen Feindes. In den Vereinigten Staaten redet man heute viel von einer Befestigung der Insel Guam. Besonders in Kreisen des amerikanischen Marineamtes ist dies ein alter Lieblingsplan, da man glaubt, durch die Durchsetzung des Pazifik mit befestigten Stützpunkten dem Gegner Furcht einflößen und ihm die Angriffslust nehmen zu können. Guam, die kleine Marianeninsel, bohrt sich tief in japanisches Interessengebiet hinein, liegt mitten zwischen den japanisch gewordenen Marianen Karolinen und Marshall-Inseln. Auf der Karte sieht Guam aus wie eine ideale Treppenstufe nach Manila, nach China, und tatsächlich war es diese Treppenkonstruktion, die die Ver-

einigten Staaten zur Inbesitznahme von Guam veranlaßte. Als nördlicher Flankenschutz fungiert dann die Markus-Insel, ein winziges Eiland unmittelbar am Rande des japanischen Herrschaftsbereichs. Das ist das territoriale Gerippe des amerikanischen Imperialismus im Pazifik, dessen Rückgrat Hawaii ist, der Zentralpunkt des gesamten Verkehrs in diesem Raum.

Das militarisierte Hawaii ist eine ebensolche Provokation Japans wie das militarisierte Singapur. Wenn die Vereinigten Staaten wirklich den langgehegten Plan des Marineamtes, Guam zu befestigen und zum Luftstützpunkt auszubauen, durchführen sollten, dann wird das militarisierte Guam eine noch größere Provokation Japans darstellen. Japan wird sich sicherlich nicht bereitfinden, in der Militarisierung Guams eine Maßnahme zu sehen, die dazu dienen soll, den amerikanischen Handel mit China und Holländisch-Indien zu sichern. Dieser legitime Handel wird von niemand, am allerwenigsten von Japan, bedroht. Allerdings hat Japan verschiedentlich und unmißverständlich erklärt, daß die Zeit des Westens in China vorüber ist, daß jetzt der japanische Ton dort die Melodie angibt. Sollte sich der amerikanische Insel-Befestigungswahn etwa daraus erklären, daß man China amerikanischerseits noch immer nicht aufgegeben hat? Daß man dort immer noch glaubt, im alten Trott weiter operieren zu können? Mit Exterritorialitätsrechten, Handelsprivilegien und so weiter? Ich glaube, dieser Traum des Westens ist in China ausgeträumt. Auch die großzügigste Kartenstrategie der Vereinigten Staaten und Englands wird nicht verhindern können, daß Ostasien seinen eigenen Weg gehen wird, nicht *mit* dem Westen, sondern *ohne* ihn. Das ist die innere Bedeutung der heutigen Auseinandersetzung in China, daß es

darum geht, ob, wie bisher, der Westen hier den Ton angeben soll oder der Osten. Die Asiaten wollen heute ihr Asien selber beherrschen; sie glauben, auf die nicht ganz altruistische Mitwirkung des Westens verzichten zu können. Und in der Tat zeigt ja das Emporwachsen Japans in den letzten achtzig Jahren, wie hervorragend sich die erwachten Asiaten in eine Führerrolle einzuleben vermögen.

Was heute der Westen an Machtpositionen im Pazifik noch besitzt, sind machtpolitische Arsenalen, weiter nichts. Der einzige große Kolonialraum des Westens hier, Australien, spielt die lethargische Rolle des imperialen Mauerblümchens. Und Hawaii ist wichtiger als das liegengelassene Australien, das zwar voll britischer Ideen gepumpt wird, aber den Anzug nicht finden kann, der ihm paßt. Hawaii *hat* seinen Anzug gefunden, dafür hat der transmaritime Eroberungsdrang Wallstreets schon gesorgt. Die Dollardiplomatie, deren Segnungen ja auch beinahe Europa kennengelernt hätte, wenn es sich nicht im letzten Augenblick dagegen angestemmt hätte, stieß hier, im pazifischen Raum, auf den geringsten Widerstand und brachte es zuwege, daß die östliche Hälfte des Pazifik in die Kontrolle Amerikas kam. Ohne weitere Motivierung als die der Machtausdehnung. Wird Amerika, dieses militante, erfolg- und herrschaftsgierige Amerika, seinen Weg nach Asien weitergehen? Oder wird es sich gesagt sein lassen, daß man von Tokio aus einen starken Riegel vor Festland-Asien schob, den niemand beiseiteschieben kann und darf, ohne zum Feind Japans zu werden? Wird Amerika eine solche Feindschaft riskieren? Oder wird es den Hebel seiner imperialistischen Politik herumwerfen und nach *Süden* vorstoßen statt nach Westen, in den anderen amerikanischen

Raum, der schweigend dem Pazifik den Rücken zukehrt? Diese Fragen haben Washington und Tokio wohl in dem gleichen Maße beschäftigt. Aber der „chinesische Zwischenfall“, an dessen Liquidierung jetzt Japan mit Einsetzung all seiner völkischen Energien arbeitet, war doch ein so deutlicher Wink, daß selbst Washington ihn verstehen mußte – und tatsächlich auch verstand. Zwar grolend, aber immerhin, es verstand ihn. Und wandte sich langsam, stirnrunzelnd, von Ostasien ab. Ließ seine Energien in Südamerika spielen. Suchte Brasilien, Chile, Kolumbien, Venezuela, sogar Mexiko in seinen Bann zu ziehen. Und das war immerhin einfacher – und nicht so riskant wie der Machtkampf um Ostasien, gegen den entschlossenen Willen des hungernden Japan. Südamerika war ein Kontinent der Verheißung, wo Washington und New York gemeinsam ihre Fäden spinnen konnten, ohne auf andere als wirtschaftliche Gegentriebe zu stoßen.

Die braunen, sehnigen Körper junger Hawaier flitzen durch die aufgepeitschte Brandung von Waikiki-Beach. Sie sind Meister in allen Wasserspielen, sind im Wasser zu Hause wie Fische. Den jungen Amerikanerinnen bereiten sie viel Freude, diese Kinder der Südsee. Sie reiten auf dem stürmischen Wasser der Brandung, als hätten sie einen Gaul unter sich, und nicht haifischgeschwängertes Brandungswasser. Ganze Scharen sendet das große Amerika hinüber nach Honolulu, Scharen von weltlüsternen jungen Damen, denen die Existenz halb-zivilisierter brauner Südseeinsulaner die Krönung der touristischen Attraktionen bedeutet. Der Teil Amerikas, der es sich leisten kann, gibt sich hier ein Stelldichein. Es ist in Amerika heute nichts Besonderes mehr, an die französische Riviera zu fahren oder nach Miami. Das ist zu wenig exo-

tisch. Zu geregelt. Schon viel zu alltäglich. Die unzähligen Johnsons, Smiths und Girards, die sich früher auf Europas Schönheiten ergossen, streben nach organisierter Exotik, begnügen sich nicht mehr mit den traditionellen „trips“ nach Europa, diesem in ihren Augen hoffnungslosen Kontinent, wo jeden Augenblick die Kanonen losdonnern können. Und wo Nationen um ihre Rechte kämpfen. Dafür hat Amerika keinen Sinn. Wie sollte es auch? Dieses Amerika ist ja übernational, ist ja Konglomerat. Zwar bildet es sich ein, Nation zu sein, aber in Wirklichkeit ist es nichts weiter als ein notdürftig und in aller Hast zusammengefügtes Mosaik. „Nationale Aspirationen“ sind deshalb hier gleichbedeutend mit Machtexpansion, denn das reiche, übersättigte Amerika brauchte keine anderen nationalen Ziele zu kennen als die der Wahrung seines kontinentalen Besitzstandes. Aber das expansionistische Amerika wollte mehr. Und will mehr. Es richtet sich darauf ein, die britische Seegeltung an sich zu reißen, die kontinentale Machtposition genügt ihm nicht. Dieses Amerika hat die größte Kriegsflotte der Welt nächst der englischen. Warum? Hat Amerika etwa, wie England, Besitzungen in allen Teilen der Welt, die es schützen müßte? Die paar Außenbesitzungen, die der amerikanische Imperialismus an sich gerafft hat, die Philippinen, Portorico, Hawaii, lohnen eine solche Machtentfaltung nicht. Nein, dieses Amerika hat sich seine Seestellung geschaffen, obwohl es zwar keine großen überseeischen Besitzungen zu verteidigen hat, wohl aber die Stellung des Dollars in der ganzen Welt. In Arabien gilt das Wort der amerikanischen Hochfinanz ebenso wie in China, in Südamerika ebenso wie in Holländisch-Indien. Die Fangarme des amerikanischen Großkapitals breiten sich um die ganze Erde. Die Großmogule des Öles diktieren

ihren Willen in Venezuela wie am Persischen Golf, auf Borneo und in Kolumbien. Amerikas Geschäftslokal ist die Welt. Und weil es dieses Lokal vor Angriffen von außen her schützen will, weil es sogar dieses Lokal noch immer weiter und weiter ausbaut, deshalb „braucht“ Amerika eine riesige Flotte. „Braucht“ Hawaii. „Braucht“ seine pazifischen Bastionen. Es wird von niemand bedroht. Aber es will unterirdisch erobern. Mit den Mitteln des raffinierten Kaufmanns, aber unter der Deckung von Dreadnoughts und Bombenflugzeugen. Unter der Deckung des Krieges. Das ist es, warum Amerika sich militarisiert, sich nicht mit der Rolle einer reichen und gesicherten Nation zufrieden gibt, die, von weiten Weltmeeren rings umgeben, praktisch unangreifbar erscheint.

Diesen Duft des expansionistischen Dollars bringen sie auch mit nach Hawaii, bringen sie mit in die ganze Welt. Ganz gleich, ob ein Amerikaner auf den Bahrein-Inseln landet oder in Honolulu, in Nizza oder Helsingfors, stets begleitet ihn die Dunstwolke eines währungssicheren und organisationstarken, von Skrupeln unbeschwerten Händlers. Diese Leute lassen keinen Stein auf dem andern sitzen; überall, wohin sie kommen, bauen sie Wolkenkratzer, Betonstraßen. Vermischen die Landschaft mit Yankee-Errungenschaften. Machen aus den unterworfenen Völkern materialistische Dollaranbeter, harmlose, entmachtete, zum Teil versoffene Bastarde. Dieses in die Welt vorstoßende Amerika ist das aggressivste Land der Welt, aber die Welt hat jahrzehntelang den Dollarweihrauch eingeschluckt und geglaubt, darin liege keine Gefahr. Sie hat geglaubt, weil Amerika keine militärischen Eroberungskriege in der Welt führte wie England, daß dieses Amerika „friedlich“ sei. Aber heute hat sie eingesehen, daß der Dollar das schärfste

Kriegsinstrument aller Zeiten ist, schärfer und unbarmherziger als das Giftgas, das schnell tötet. Aber der Dollar macht sein Opfer wehrlos. Wie eine Spinne in ihrem feinen Netz auf ihr Opfer lauert, so sitzt in allen Ecken der Welt der Dollar und erdrosselt freie Völker, um an ihre Stelle Heloten zu setzen. Wer das anzweifelt, dem sei empfohlen, einmal nach Hawaii zu fahren oder nach Mittelamerika, er wird die langsam mordende Eigenschaft der amerikanischen Wirtschaftsaggression schon begreifen.

Der streitbar gewordene Dollar war es, der Hawaii in Besitz nahm. Er war es, der Spanien um sein Kolonialreich brachte. Er beraubte Kolumbien seiner besten Provinz, legte um ganz Südamerika den Bann der Monroe-Doktrin. Er machte sich Japan wirtschaftlich gefährlich abhängig, durchdrang das wehrlose China, nahm einen großen Teil der Rohstoffzentren der Welt in seine Kontrolle. Er benutzte den größten aller Kriege, um ihn zu einem Bombengeschäft zu machen. Während die Völker Europas sich zerfleischten, schlich er umher und heimste riesige Profite ein. Er finanzierte die Waffen, mit denen sich Europa schwächte. Und als dann Europa aus seinem blutigen Traum erwachte, da stellte es fest, daß Dollar-Amerika die Herrschaft über die Welt an sich gerissen hatte. O nein, nicht blutig, denn Amerika ist ja friedlich, aber mit den Fangschnüren seiner Geldmacht. Die europäische Uneinigkeit hat so Pate gestanden bei der Geburt des großmächtigen Dollars. Europa assistierte ihm auf seinem Siegeszug durch die Welt. Europa wurde, wie die ganze übrige Welt, tributär. Ebenso tributär wie Nicaragua oder Kuba. Stellte sich auf eine Stufe mit diesen ersten Opfern des neuamerikanischen Größenwahns. Europa hat das nicht einmal verstanden.

Erst der Blutverlust des Weltkrieges hat es wieder zur Besinnung gebracht, hat verhindert, daß es an Überalterung stirbt, um Amerika den Weg freizumachen. Insofern hat Europa den großen Krieg gewonnen, während Amerika durch die Frivolität seiner Spinnenpolitik dem inneren Chaos zusteuerte.

Was wäre aus der Welt geworden, wenn Amerika diesen Weg erfolgreich zu Ende hätte gehen können? Aus Europa wäre ein großes, zweites Hawaii geworden, ein Helotenkontinent. Versucht hat Amerika das, aber es ist ihm nicht gelungen. Die Geburt eines neuen, verjüngten, sich auf sich selbst besinnenden Europa hat in letzter Stunde verhindert, daß dieser Kontinent den Weg des Unterganges ging, eines ruhmlosen Endes, wo die Diktatur der Dollarmilliarden den Ton angeben sollte. Daß es dahin nicht gekommen ist, das ist der erste große Fehlschlag Amerikas, die erste riesige Enttäuschung, die dieses reiche Land erleben mußte. Und das ist auch der erste und wahre Grund für den Niedergang Amerikas, den es heute erlebt. Wer andern eine Grube gräbt...

Und noch eins. Nicht nur in Mittel- und Südeuropa formt sich ein neuer Kontinent. In Ostasien geschieht dasselbe. Auch hier zerbrechen die Fesseln der amerikanischen Geldmachtspolitik. Auch hier hat sich eine große Nation gefunden, um aus zweierlei Recht ein *Weltrecht* zu machen, das *für alle* gilt. Das Zerbrechen dieser Fesseln hat Hawaii nicht verhindern, nicht einmal verlangsamen können. Ebenso wie aus dem Blutbad des Weltkrieges in Europa ein neuer, selbstbewußter Kontinent erstand, ebenso erhebt sich aus dem Krieg in China ein neues Ostasien, das seine Rolle besser kennt als das himmlische, morsche Riesenreich der Mandschus. Das ist der zweite Schlag für Amerika. Es hat Europa für immer verloren, und jetzt verliert

es nicht nur Ostasien, sondern ganz Asien überhaupt. Dieses neue Asien wird sich der Macht seines erwachten Menschenreichtums immer mehr bewußt, ist immer weniger bereit, nach der angelsächsischen Musik zu tanzen. Asien ist für die amerikanische Expansion so gut wie verloren. Damit ist auch schon gesagt, daß den amerikanischen Bastionen im Pazifik, einschließlich Hawaii, die Giftzähne ausgebrochen sind. Ihre militärische Kraft verpufft im Riesenraum dieses Meeres, wirkt nur noch auf den Landkarten bedrohlich. Die amerikanische Treppe nach China führt in einen blockierten Raum, hat damit ihren eigentlichen Daseinszweck verloren. Die Bastionen der amerikanischen Expansion stehen zwar noch trotzig und militant mitten in den Fluten des Pazifik, aber sie sind nicht mehr länger Wegbereiter einer systematischen Expansion, die auf Asien zielte. Das Ringen um die Kontrolle im Pazifik hat damit viel von seiner ursprünglichen Schärfe eingebüßt, seitdem das westliche Ufer, einst das Ziel aller imperialistischen Sehnsucht, von Tokio aus verriegelt wurde.

Oft sah es bedrohlich genug im Pazifik aus. Oft glaubte man, die entscheidende Auseinandersetzung hier mit mathematischer Genauigkeit vorhersagen zu können. Aber ebenso oft haben sich diese Propheten getäuscht. Sie täuschten sich, weil sie die Kraft des Westens überschätzten und Japan eine Rolle zudachten, die für das aufsteigende Sonnenland zu gering und zu einfach war. Auch in Japan kennt man das Wort: Warum in die Ferne schweifen, sich, das Gute liegt so nah? In Australien hätte es *Raum* gefunden, aber keine Macht. Aber Japan braucht nicht nur Raum, sondern es braucht Machtzuwachs, um die Raumvermehrung verdauen zu können. Und dieser Umstand ist der

beste Schutz für das australische Leerland. Japan will nicht nur Weizen und Wolle, es will auch Menschen, *Menschenzuwachs*, der gleichbedeutend mit *Machtzuwachs* ist. So kann sich ein neues Riesenreich ergeben, dem die Welt nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen vermag. Es wird vieler Arbeit bedürfen, um dieses Ziel zu erreichen, härtester Zähigkeit und äußerster Energie. Aber das alles sind ja Charaktereigenschaften des japanischen Volkes. Die Welt braucht sich um die Zukunft dieses Volkes keine Sorgen zu machen. Es gehört trotz seiner ethnologischen Bejahrtheit zu den jungen Völkern der Erde, weil sein Erwachen es jung gemacht hat. Genau so wie die beiden großen Völker Europas, die durch die Zeit ihrer Erniedrigung hindurch sind und aus ihr die Kraft zur inneren Verjüngung schöpften.

Als die Vereinigten Staaten die Hawaii-Inseln am 7. Juli 1898 durch Kongreßbeschuß als amerikanischen Besitz erklärten und damit die praktisch längst vollzogene Annexion auch staatsrechtlich sanktionierten, war die Lage im Pazifik eine ganz andere als heute. Die Amerikaner hatten sich stark im Fernen Osten engagiert, hatten dort große Handelsinteressen erworben. Schon seit 1842, also zu einem Zeitpunkt, als Deutschland noch gar nicht daran dachte, Kolonialbesitz zu erwerben, drängte die amerikanische Regierung auf die Inbesitznahme pazifischer Inselgruppen, insbesondere Hawaiis. In typisch amerikanischer Manier schickten sie zunächst Kaufleute und Pflanzer vor, die dort Grund und Boden erwarben, Ananas und Zuckerrohr anpflanzten. Es war für die mächtigen Vereinigten Staaten dann ein leichtes, den einheimischen König zu einem sogenannten „Gegenseitigkeitsvertrag“ zu beschwatzen. Das natürliche Ergebnis dieses „Vertrages“ war dann, daß die Ver-

einigten Staaten zehn Jahre später den Perlenhafen (Pearl Harbor) bei Honolulu „pachteten“, um dort eine Flottenstation auszubauen. Als dann die Nachfolgerin dieses Königs, Liliuokalani, Miene machen wollte, die Selbständigkeit der Inseln wiederherzustellen, schritt Amerika zur offenen Annexion. Washington hatte inzwischen längst erkannt, daß man einen Treppenabsatz brauchte, um den beschwerlichen und langen Weg von Kalifornien nach Ostasien bewältigen zu können. Dann kam der spanisch-amerikanische Krieg, der von den Vereinigten Staaten aus einem nichtssagenden Grunde provoziert worden war, der eine glänzende Gelegenheit bot, Spanien seiner pazifischen und karaischen Besitzungen zu berauben. Stets aber verstanden die Vereinigten Staaten es, ihren territorialen Raubzug mit dem Mantel der „friedlichen Handelsinteressen“ zu umkleiden, so daß die übrige Welt, insbesondere Europa, den amerikanischen Vorstoß in die Welt anerkannte. Das war der größte Fehler, den die Welt jemals begangen hat. Sie sanktionierte damit das amerikanische Dogma, daß jedes Mittel recht sei, um sogenannte Handelsinteressen zu schützen. Es war dasselbe Dogma, dessen erfolgreiche und logische Anwendung ja auch England sein Weltreich einbrachte. Denn welches „Recht“ hätte sonst dieses kleine, in einem europäischen Winkel liegende Inselland, sich Gibraltar zu nehmen, Aden, Singapore, Hongkong, das halbe pazifische Inselreich? Das Dogma der „Sicherheit“ der Handelsstraßen bereitete den Weg zur Eroberung. Der Weihrauch des Dollars und des Sterlings benebelte nicht nur die Sinne der Primitiven, sondern auch die der übrigen Völker der Erde. Sie fielen alle darauf herein, daß die beiden großen Angelsachsen ihre militante Karriere mit Friedensposaunen übertönten, daß sie nicht

mit dem Säbel rasselten, sondern mit lautem Geklimper Goldstücke auf den Tisch warfen. Und damals war die Welt von dem Klang des Goldes noch fasziniert, sie glaubte darin den größten Beweis einer friedfertigen Gesinnung zu sehen. Die weniger shylockartigen Nationen dagegen, die offen ihre Abneigung gegeneinander zur Schau trugen und auf ihre Macht pochten, das waren die „militaristischen“ Völker, die „Friedensstörer der Welt“!

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Auch heute noch hat Shylock was zu sagen. Aber Karriere wird er damit nicht mehr machen. Dazu sind die Völker der Welt zu hellhörig geworden. Und gerade auch die Völker an den westlichen Küsten des Pazifik haben begriffen, daß der Vormarsch des Westens nicht nur zum Stillstand gekommen ist, sondern daß der Westen sich sogar anschickt, eine Position nach der anderen zu räumen. Japan hat er längst verloren, China wird ihm jetzt entrissen, die Philippinen werden nachfolgen. Neue Reiche entstehen in Asien, unter der Organisation eines hochbegabten Volkes. Die Kanonen von Hawaii, von Singapore, Sarawak und Port Darwin starren in die Luft. Sollten sie jemals sprechen, so wird es ihr eigener Grabgesang sein.

## II.

### ABGEWANDTE MASKEN

Die Wege Dschingis Chans

*Schanghai*

China in Aufruhr! Man braucht gar nicht das Schanghaier Milieu, das einem so außerordentlich unchinesisch vorkommt, etwa als Maßstab anzusehen, an dem man den jetzigen chinesischen Hexenkessel abmessen könnte. Das kann man nicht. Schanghai ist nicht China. Ist vielleicht niemals China gewesen, ebensowenig wie Tientsin oder Kanton. Diese großen Sammelbecken des ostasiatischen Verkehrs sind vom Westen geschaffen worden, und nur ein winziger Bruchteil der Chinesen hat sich an seine Zivilisation angelehnt. Nirgendwo ist China einer stärkeren Verkümmernng ausgesetzt gewesen, als gerade in diesen brodelnden Einfalltoren des Westens. Zwar hat es der ausgeprägte Kaufmannsgeist vieler Chinesen verstanden, sich an dem europäisch-amerikanischen Konzert zu beteiligen und sogar sich dabei wohlzufühlen, aber das sind doch Ausnahmen. Die große Masse der Chinesen, die in diesen Riesenstädten leben, sind Fremdlinge in ihrem eigenen Land, sind Gefolgsleute einer fremden „Weltanschauung“, sind Sklaven einer Entwicklung, von der sie

keine Ahnung haben. Der Weiße lebt ausgezeichnet, wenn auch teuer, in diesen großen Hafenstädten, die ja in Wirklichkeit viel mehr sind als nur Häfen, die ihre eigentliche Funktion darin gesehen haben, hier die „westliche Zivilisation“ durchzuschleusen, China — wie man so sagte — europareif zu machen oder amerikareif, wie man will. Der Westen hat nicht viel Zeit gehabt, um dieses Ziel zu erreichen, denn hier in China spielen neunzig Jahre keine große Rolle. Sie vergehen schnell. Das Land denkt in Jahrhunderten, sogar Jahrtausenden. Ist überhaupt riesenhaft in seiner Bevölkerung, seinen Grenzen, seinen Flüssen, Gebirgen, Rohstoffen, in allem — auch in seinem Niedergang. Denn der Fall Chinas von der größten Höhe bis zu seiner heutigen Tiefe, der sich in schweigenden, dekadenten Jahrhunderten vollzog, ist ebenso riesenhaft wie alles andere in diesem seltsamen Lande. China ist ein Phantasma. Eine glänzende Ironisierung der menschlichen Größe und ihrer Wandelbarkeit. Dieses China, einst das mächtigste Reich der Erde, schien es nicht für die Ewigkeit gebaut, schien es nicht so gewaltig, daß sein Niedergang unvorstellbar erscheinen mußte?

Und dennoch: Wenn man hier am „Bund“ steht oder auf der Nanking Road, dann fragt man sich doch: wo ist China geblieben? Denn das, was wir hier sehen, diese verzerrten, versteinerten, im Kampf ums Geld gefühllos und brutal gewordenen Gesichter, diese rasenden, sich im materialistischen Taumel abhetzenden Menschen, das ist nicht China, ist nie China gewesen! Diese Wolkenkratzer, Bankpaläste, Hotels, Warenhäuser, könnten sie nicht genau so gut in Indianapolis oder Winnipeg stehen wie hier in „China“? Und hat nicht die ganze Stadt, abgesehen von dem „Chinesenviertel“, einen hyperamerikanischen Anstrich? Was soll das? Glaubte

der Westen etwa, mit solchen Mitteln China an sich ziehen zu können, indem er eine standardisierte Äußerlichkeit importierte, die vielleicht dem Schanghaier Kuli imponieren mag, die aber doch deutlich zeigt, worauf es dem Westen hier ankam? Man setzte eine amerikanische Riesenstadt an die Mündung des Jangtse, importierte westliche Handelsmethoden und glaubte damit den chinesischen Handel in der Hand zu haben. Sicher ist zuzugeben, daß China ein ideales Betätigungsfeld für den westlichen Kaufmann war; das ändert aber nichts daran, daß die Methode der Aufpfropfung westlicher Handelsfestungen an den Mündungen der Riesenströme ein Fehlschlag war, ein Fehlschlag sein mußte. Der Gegensatz zwischen China und Schanghai, zwischen China und Tientsin, China und Hongkong ist zu groß, zu unüberbrückt und zu jäh, als daß die weiße Handelsherrschaft hätte von Dauer sein können. Denn abseits von all dem stand ja ein unbeteiligtes Volk von über vierhundert Millionen, das großgezogen worden war in dem Haß gegen die Weißen. Dieses Volk interessierte den Westen nicht, das war ja „Asien“, das man nicht verstand.

Dieses Schanghai ist wohl das Tollste, was die Welt an städtischen Hexenküchen zu bieten hat. Es ist erst einige Monate her, daß im Weichbild der Stadt die schwersten Kämpfe zwischen der chinesischen „Nationalarmee“ und den Japanern stattfanden, und heute schon wieder gebärdet sich diese Stadt, als läge sie im friedlichsten Pennsylvanien. Was auch dem oberflächlichsten Besucher dieser Stadt sofort auffällt, das ist der tolle Rhythmus ihrer krassen Geldgier, das schon mehr als europäische Tempo, mit dem „man“ hier Geld verdient. Es kommt einem fast so vor, als beeilte sich der Westen, hier kurz vor Toresschluß noch mög-

lichst viel herauszuholen, denn man ist in Schanghai — auch in englischen Kreisen — davon überzeugt, daß Japan, hat es erst den „chinesischen Zwischenfall“ endgültig liquidiert, in Schanghai und Nanking, Kanton und Tientsin mit eisernem Besen „ausmisten“ wird, weniger aus moralischen Gründen, sondern um in den weißen Palästen seine eigenen Kontore aufzuschlagen. Und vor diesem Augenblick hat Schanghai Angst. Wie es vor allem Angst hat, was von „den Inseln“ kommt. Das chinesische Schanghai freilich sieht der Entwicklung der Dinge mit dem Stoizismus einer Rasse entgegen, die in Sturm und Leid groß geworden ist. Doch nur das weiße Schanghai sieht sein Ende herannahen, und mit jedem neuen Sieg der japanischen Armeen wird der Alpdruck in den Wolkenkratzern größer. Wahrlich, diese Stadt hat alle Veranlassung, ein heftiges Alpdrücken zu verspüren, denn die Gewinne, die hier auf Kosten der Kämpfenden gemacht wurden, waren ungeheuer, waren so fett, daß wohl keine Stadt der Welt seit Beginn des „Zwischenfalles“ soviel verdient hat wie die Metropole des Jangtsekiang. Aber was soll das schon? China ist so ungeheuer reich, bietet heute noch so enorme Reserven, daß die Schanghaier Milliarden Gewinne nichts sind wie ein winziger Bruchteil des chinesischen Reichtums.

In dieser Stadt hat man wirklich das unbehagliche Gefühl, auf einem tätigen Vulkan zu sitzen, der jeden Augenblick ausbrechen kann. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht bei hellichem Tage auf offener Straße kaltblütige politische Morde ausgeführt werden, hauptsächlich seitens chinesischer nationalistischer Geheimverbände, die sich ein Fest daraus machen, einen als japanfreundlichen angesehenen Prominenten um die Ecke zu bringen. Es ist in dieser Zeit kein reines Ver-

gnügen und durchaus nicht gefahrlos für einen Chinesen, mit den Japanern zusammenzuarbeiten, wenn auch die sehr tüchtige japanische Polizei die Reihen der nationalistischen Heißsporne schon beachtlich gelichtet hat. Es bleiben aber immer noch genug draufgängerische Parteigänger des Marschalls übrig, um die Stadt beständig unter Druck zu halten. Andererseits ist es ganz selbstverständlich, daß gerade in einer so bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, wie sie Schanghai aufzuweisen hat, sich chinesische Aktivisten monatelang verbergen können, um in gelassener Ruhe den passenden Moment abzuwarten, wo sie einem abtrünnigen Volksgenossen den Weg ins Jenseits bereiten.

Für Japan sind das keine Sorgen. Schanghai wie die gesamten besetzten Gebiete sind fest in seiner Hand. Mögen auch hier und da noch kleinere Zusammenstöße mit kleinen beweglichen Formationen der Chinesen vorkommen, strategisch ändert oder beeinflußt das das japanische Vorgehen in keiner Weise. In Europa hört man viel von dem „erwachten chinesischen Nationalismus“ und doch muß man sagen, daß die Stimmung unter der chinesischen Bevölkerung Schanghais ziemlich scharf gegen den Marschall gerichtet ist, zu dessen Taktik ja bekanntlich die Methode der „verbrannten Erde“ gehört hat. Die Japaner sind es gewesen, die den chinesischen Schutt wegräumten und an seiner Stelle Siedlungsbauten für die obdachlose chinesische Bevölkerung errichteten. Wer die Mentalität des einfachen, unkomplizierten Chinesen kennt, weiß, welche Folgen dies in der geistigen Einstellung der chinesischen Massen gegenüber Japan bedeutet. Japan operiert sehr diplomatisch — und sehr erfolgsicher — mit der immer wiederkehrenden Redewendung, daß es

nicht als Feind gekommen ist, sondern als Helfer, um „das chinesische Volk zu befähigen, sich seiner inneren Kraft entsprechend zu entwickeln“, wie sich hier ein japanischer Prominenter ausdrückte. Und die Chinesen sehen, daß Japan wirklich etwas *tut*, um seine Worte wahrzumachen.

So wird es nicht ausbleiben können, daß das chinesische Volk, soweit es sich in den okkupierten Gebieten befindet, tagtäglich Gelegenheit hat, die zweckentsprechenden, äußerst „modernen“ japanischen Methoden mit denen der chinesischen Nationalregierung vor der Besetzung zu vergleichen. Daß ein solcher Vergleich nicht gerade zugunsten der ehemaligen Nanking-Regierung ausfällt, ist klar. Klar ist aber auch, daß Tschiang Kai-schek, wie lange er sich auch immer noch in den westlichen Provinzen Chinas herumschlagen sollte, gegen die *doppelte Front* der japanischen Armeen *und* des Friedensbedürfnisses seines eigenen Volkes nicht mit irgendeiner Aussicht auf Erfolg ankämpfen kann. Selbst in der „Nationalregierung“ bereiten sich schon Spaltungen vor und es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die sehr einflußreiche Gruppe um den Minister Wang Tschingwei — übrigens ein prominentes Mitglied der Kuomintang — mit den kompromißlosen Verteidigungsmethoden des Marschalls nicht einverstanden ist und nach einer Gelegenheit Ausschau hält, eine Brücke zu den Japanern zu schlagen. Tschiang Kai-schek hat bei der Erneuerung seiner Nation viel geleistet, und er kann darauf stolz sein, daß Japan gerade in ihm — und fast in ihm allein — seinen größten und stärksten Feind sieht. Nicht umsonst hat die japanische Regierung — und auch das Parlament — wiederholt erklärt, daß der Kampf weitergeführt wird, bis Tschiang Kai-schek die Waffen streckt. Das Ringen geht jetzt auf die

ser höchst persönlichen Basis vor sich, das chinesische Volk selbst, das bis heute treu nach den nationalistischen Weisungen gehandelt hat, wird immer mehr auf die Seite gedrängt, fühlt sich sogar zum Teil schon sehr unbeteiligt an diesem Kampf. Die „besetzten“ Chinesen sind froh, daß sie aus der Feuerzone heraus sind und finden gar nichts darin, im tagtäglichen Umgang mit den Japanern zusammenzuarbeiten. Denn die Sieger benehmen sich durchaus nicht als solche, weder als Sieger noch als Eroberer, sondern sie werden von oben immer wieder darauf hingewiesen, daß sie als „Freunde“ kommen. China war dieser Redensart gegenüber anfangs sehr skeptisch und doch hat sich in den besetzten Gebieten eine Wandlung vollzogen, denn im Chinesen steckt, trotz des jahrhundertelangen Schlendrians, oder vielleicht gerade deswegen, eine starke innere Achtung vor der Stärke und straffen Ordnung der Japaner.

So ist das mindeste, was die Japaner erreichen werden, selbst wenn der Marschall sich immer mehr in entlegene Westgebiete zurückziehen und den „Krieg“ fortführen sollte, daß die wertvollen Küstenprovinzen, in denen drei Viertel der Bevölkerung wohnen, von dem restlichen „nationalistischen“ Westchina abgetrennt und dem japanisch-mandschurischen Wirtschaftsbereich eingliedert werden. Dann wird der Marschall immer mehr ein starrsinniger, einseitiger Parteiführer, der nicht nur gegen Japan, sondern auch gegen die Mehrheit des chinesischen Volkes ankämpft. Die Zeit arbeitet nicht für Tschiang Kai-schek, sondern für Japan, denn es war wohl eine der unbegründetsten Hoffnungen Tschiang Kai-scheks, wenn er annahm, daß die Länge der rückwärtigen japanischen Verbindungen, ihr Hineinlocken in einen

schier endlosen Raum und die Organisierung eines Etappenkleinkrieges den Japanern so viel von ihrer aggressiven Kraft nehmen würde, daß sie sich lieber mit dem Marschall an einen Tisch setzen würden, als den „Krieg“ mit unbestimmtem Ausgang fortzuführen. Gerade in der Länge der japanischen Rückenlinien liegt ein Teil ihrer Stärke, denn die Japaner sind klug genug, nicht blindlings vorwärts zu stürmen und ihren Verbindungslinien keine Aufmerksamkeit zu schenken, sondern sie betrachten das Eroberte als dauernden Besitz und gehen in demselben Augenblick, in dem ein eroberetes Gebiet aus der Feuerzone heraus ist, an dessen Wiederaufbau. Viele Hunderte von kriegswichtigen Fabriken arbeiten heute schon im besetzten Gebiet für den japanischen Kriegsbedarf, so daß das weitere Vordringen der japanischen Truppen gleichzeitig eine fühlbare Entlastung der auf höchsten Touren laufenden heimischen Kriegsindustrie bedeutet. Sicherlich ein Ergebnis, das der Marschall nicht vorhergesehen hatte.

Es ist richtig, daß Tschiang Kai-schek vor einem Waffengang mit Japan gewarnt hat, da er an einen siegreichen Krieg für China nicht glaubte. Nach seinem eigenen Ausspruch war China „noch nicht fertig“, als der „Straffeldzug“ der Japaner begann. Wenn Tschiang Kai-schek aber genau wußte, daß China noch nicht fertig war, warum hat er sich dann verleiten lassen, zu den Waffen zu greifen, von deren Wirksamkeit er selbst nicht überzeugt war? Es wird immer behauptet, die wachsende „nationalistische“ Spannung innerhalb Chinas habe ihm das Schwert in die Hand gezwungen. Das ist nicht richtig, kann nicht richtig sein, denn ein Mann wie Tschiang Kai-schek findet sicher Mittel und Wege, seinen unkriegerischen Willen durchzusetzen, *wenn er will*. Er mußte wissen, daß Japan

nicht etwa geduldig und gottergeben warten würde, bis China „fertig“ war, daß es sich eines ihm günstig erscheinenden Zeitpunktes bediente, um China in die japanisch-asiatische Front einzureihen. Tschiang Kai-schek kannte die Ziele der japanischen Außenpolitik genau, ebenso genau wie er wußte, daß China ohne fremde Hilfe niemals Japan würde standhalten können. Wenn er also wußte, worauf Tokio hinauswollte, warum hat er sich das Gesetz seines Handelns von Japan vorschreiben, sich die Initiative rauben lassen? Weil er auf fremde Hilfe mit Waffen und Geld vertraute, weil er glaubte, unter dem japanischen Druck würde vielleicht seine nationalistische Saat aufgehen, würde China sich wiederfinden, würde es ein einheitliches Volk von Kriegern werden, das wie ein Mann gegen den Eindringling ankämpfen würde. Aber seine Zuversicht hat sich nur in gewissem Grad erfüllt, auch der Appell an den Nationalismus seiner Landsleute. Dieses Volk, daß Jahrhunderte hindurch eine nationale Einheit nicht kannte, geschweige denn eine staatsorganisatorische, sollte in den wenigen Jahren unter dem Kuomintang-Chef ein anderes geworden sein? So tüchtig wie der Propagandaapparat der Kuomintang auch gearbeitet haben mag, aber eine chinesische Einheit konnte er in dieser kurzen Zeit von acht Jahren nicht hervorzaubern.

Tschiang Kai-schek hat aus China einen straff zentralisierten Staat und eine wache Nation machen wollen, eine Nation, die den Ballast der letzten Jahrhunderte von sich werfen sollte, eine Nation aber auch, der wirklichkeitsnahe Aspirationen eingepflanzt werden sollten. Hierzu sollte nach dem Willen des Marschalls *nicht* die Feindschaft gegen Japan gehören, denn er war der Ansicht — und hat sie noch heute —, daß zwei freie, unabhängige Na-

tionen im ostasiatischen Raum sehr wohl nebeneinander leben können. Japan *und* China, nicht Japan *über* China. In dem Marschall steckt eine gehörige Portion Stolz auf die große, längst entschwundene Periode der chinesischen Macht. Er kann sich nicht damit abfinden, daß diese Macht, trotz des riesigen Territoriums und der riesigen Volkszahl, längst unterhöhlt war, daß das moderne chinesische Reich auf tönernen Füßen stand, daß sein Fundament fortgeschwemmt worden war im Lauf stagnationserfüllter Jahrhunderte. Tschiang Kai-schek versuchte diese Jahrhunderte zu ignorieren, sie ungeschehen zu machen. Und das konnte selbst er nicht, genau so wenig wie der Schöpfer der Kuomintang, Sunyatsen. Diese beiden wirklich großen chinesischen Könner glaubten an einen totalen Bruch mit dem Vergangenen, glaubten an eine revolutionäre Umgestaltung des alten China, glaubten aber auch an die souveräne Kraft ihres Volkes. In allen drei Punkten aber haben sie sich geirrt. Sie hätten sich darin auch ohne Japan geirrt, denn Japan ist ja nicht *gegen* China, aber es will verhindern – und *wird* verhindern –, daß China gegen Japan ist. Das ist zweierlei und kommt doch auf dasselbe heraus. Eine unabhängige „chinesische Politik“ hätte zur Voraussetzung, daß China zuvor umlernt, daß es ein politisches Moratorium von einigen Jahrzehnten erklärt, eine Schonfrist, um die Sünden der Vergangenheit zu bereuen. Denn das *alte* China *hat* gesündigt, gegen sich selbst und gegen Ostasien. Seine größte Sünde bestand darin, daß es in seiner selbst verursachten Schwäche zuließ, daß sich in China ein politisches und wirtschaftliches Vakuum bildete, in das sich der Westen stürzte. China allein hat durch seine endlose Stagnation die Schuld daran, daß sich über seine Küsten die Wogen des Imperialismus ergossen und

sich nicht eher wieder beruhigten, bis sie Schanghai und Kanton, Tientsin und Hongkong verschlungen hatten. Und bedeutete dieses heißhungerige Verschlingen durch westliche Mächte nicht eine sehr eindeutige Gefahr für *jeden* ostasiatischen Staat? Auch für Japan? *Mußte* sich nicht gerade dieses auf Ausdehnung angewiesene Japan durch die Fangarme des Westens in seinen vitalsten Lebensinteressen bedroht fühlen?

Kein chinesischer Reformator kann damit sein Werk beginnen, daß er Ostasien zu spalten sucht. China gegen Japan ist ein Unding. Ostasien ist eine geographische und wirtschaftliche Einheit, aus der sich nicht einzelne Teile aussondern können, ohne das Ganze mitzuziehen. Für den Westen war dieser Teil Asiens — wie Asien überhaupt — immer nur Objekt wirtschaftlicher Ausbeutung, niemals aber Subjekt auf Grund der Gleichberechtigung. Diese Klassifizierung Ostasiens als Erdraum zweiter oder gar dritter Ordnung konnte nur deshalb vor sich gehen, weil das alte, degenerierte China dem Westen selbst das Stichwort dazu gab. In der chinesischen Uneinigkeit, in dem Mangel an abwehrstarkem Nationalgefühl sah der Westen förmlich die Ermunterung dazu, in China einzudringen. Sollte China das nicht begriffen haben, obwohl doch ein „Aufgeklärter“ an seiner Spitze stand? Tschiang Kai-schek lebte schon als Präsident der Nanking-Regierung dem Traum, daß die „chinesische Einheit“ behauptet werden müsse, und in diesem Drang, eine Einheit zu „verteidigen“, die noch gar nicht bestand, ließ er sich in eine Front gegen Japan hineinmanövrieren, die für das Land noch weit tödlicher sein sollte als das „Anlehnsbedürfnis“ des Westens. Wie wenig der Marschall-Präsident der Diplomatie Tokios gewachsen war, zeigte schon seine Reaktion auf die Schaffung

der unabhängigen Mandschurei, die doch neben der realen Bedeutung — als Sprungbrett Japans auf dem asiatischen Kontinent — noch den Zweck hatte, China aus seiner Reserve herauszulocken, was den Japanern meisterhaft gelungen ist. Auch Japan drückte, genau wie die weißen Großmächte, auf die Stelle des schwächsten Widerstandes — und gewann. Wie hätte es auch anders sein können in einem Kampf, in dem sich zwei Staaten gegenüberstanden, von denen der eine auf das höchste aktiv und energiegeladen ist, der andere dagegen einen ganzen Schwall von mehr oder weniger hemmenden Vorurteilen mit sich schleppt? Japan: die volkliche Einheit in der denkbar straffsten Form, China dagegen ein Staat, dessen riesige Bevölkerung nicht einmal durch eine gemeinsame Sprache, nicht durch Tradition und nicht durch Interessen, sondern nur durch die Schrift geeint war. Japan: das Land der territorialen Begrenztheit und der Rohstoffarmut, das nur leben kann, wenn das Ausland es gestattet, China dagegen ein riesiges Territorium mit großen Bodenschätzen, die heute noch kaum angekratzt sind. Zwei Gegenpole Ostasiens, und doch sind sie in ihrem Leben aufeinander angewiesen. Zwischen diesen beiden großen Reichen kann keine Feindschaft bestehen, weil sie *miteinander* leben müssen, weil das eine dem anderen so vieles zu geben vermag, was *beide* zum Leben brauchen!

In der Türkei bildete sich unter der drückenden Einwirkung der beutegierigen Umwelt ein stahlharter Kern, an dem diese Umwelt sich die Zähne zerbiß. Dieser Kern wurde von Kemal geschaffen, indem er alles aufgab, was nicht unmittelbar zu diesem inneren Kern gehörte. Der Verzicht auf territoriale „Größe“ hat diesen anatolischen Lebenskern so hart gemacht, daß auf den Trümmern

des Osmanischen Reiches ein viel kleineres, aber ungleich stärkeres neues Türkenreich entstehen konnte. Hier kann man wahrlich sagen: im Verzicht liegt Größe. Aber es erfordert auch Größe, sich zu diesem Verzicht durchzuringen. Und vielleicht fehlt diese Größe Tschiang Kai-schek. Vielleicht will er nicht verzichten, redet deshalb von „integralen Bestandteilen Chinas“, von der „Einheit“, die es zu verteidigen gilt, von einer japanischen „Invasion“. Vielleicht kennt er nicht die Klugheit des Verzichts, leugnet sogar die Notwendigkeit einer solchen Klugheit. Er stemmt sich mit verbissener Energie, die einer besseren Sache würdig wäre, gegen eine Entwicklung, die doch unabwendbar ist. Und alles das, weil er geglaubt hat, den Einheitsgedanken in seinem Volke schon weit genug vorgetrieben zu haben, um aus dem Konflikt mit Japan einen nationalen zu machen. Es ist nicht abzuleugnen — und soll auch an dieser Stelle keineswegs verkannt werden —, daß der Marschall, seitdem sein Einfluß in China beherrschend wurde, für sein Land geradezu Ungeheures geleistet hat. Er hat die chinesische Intelligenz mit dem nationalen Gedankengut vertraut gemacht; er hat die Schlagkraft der chinesischen Armee um ein Vielfaches gehoben; er hielt seinem Volk ein gemeinsames Ziel vor Augen, auf das seine ganzen Handlungen abgestimmt waren: China wirklich — nicht nur theoretisch — unabhängig zu machen, es von den unerwünschten fremden Einflüssen zu befreien, den Gedanken der völkischen Zusammengehörigkeit im ganzen, riesigen Lande zu verbreiten, mit einem Wort: aus China und den Chinesen einen großen, unabhängigen Staat und eine sich der Zusammengehörigkeit bewußte Nation zu machen. Aber zu lange war dieses Reich ein Spielball der inneren Zwietracht gewesen, als daß es einem

noch so genialen Reformator hätte gelingen können, in wenigen Jahren die Schäden von Jahrhunderten wieder gutzumachen. Die Gefühle, die heute der einfache Chinese Japan entgegenbringt, lassen sich viel besser mit *Furcht* bezeichnen als mit Haß. Für die Chinesen ist Japan der starke Arm des Ostens, von dem sie wissen, daß er einst selbst stark genug war, einen großmächtigen „weißen“ Staat zurückzuschlagen. Das, was China seit Jahrhunderten nicht mehr gelungen war, als gleichberechtigte große Nation anerkannt zu werden, das flog diesem Japan — wie man in China vielfach meinte — wie „von selbst“ zu, während doch Japan, um dieses Ziel zu erreichen, die größten nationalen Opfer auf sich nehmen mußte.

Durch die chinesische Stellungnahme gegen Japan sind im Fernen Osten Spannungen entstanden, die sich heute entladen. Die heutigen Vorfälle in China zeichnen sich schon seit Jahrzehnten am politischen Horizont des Fernen Ostens ab, nicht erst seit gestern. Die ostasiatische Umformung begann eigentlich schon mit der Sprengung der japanisch-chinesischen Türen durch den Westen im vorigen Jahrhundert, sie beginnt nicht erst jetzt, wo die *Folgen* dieser Sprengung Ostasien erschüttern. Wenn man diese Folgen für sich betrachtet, ohne den großen historischen Maßstab anzulegen, dann könnte man vielleicht versucht sein, in der jetzigen fernöstlichen Entwicklung einseitig einen japanischen Expansionsvorstoß zu sehen, der sich nunmehr auf China konzentriert, nachdem der pazifische Raum dem aufstrebenden Japan verschlossen wurde. Aber was sich heute vollzieht, ist nichts anderes als die folgerichtige Liquidation der im wesentlichen vom Westen bestimmten ostasiatischen Politik des vergangenen Jahrhunderts. Aber der Westen säte hier — und Japan erntet. Und

in dieser Umkehrung der Vorzeichen erblickt der Westen eine Bedrohung seiner Rechte, einen Eingriff in sein „Machtbereich“ von einer Seite her, die er eigentlich selbst erst stark machte. Kann man es Japan verargen, wenn es darüber anders denkt?

Was für China gilt, das gilt auch für die sich aus den Leerräumen rund um den Pazifik ergebenden Spannungsmomente, deren Beseitigung die Welt heute erlebt. China wurde immer mehr zum machtpolitischen Vakuum. Australien war – und ist – weniger machtpolitisch als volklicher und wirtschaftlicher Leerraum, dem als die andere Ablenkungszone am ostpazifischen Rand Südamerika gegenüberliegt. Und um diese Leerräume konzentrieren sich heute die Fäden der politischen Aktivität im pazifischen Raum. Die Vereinigten Staaten werden sich offenbar immer mehr dessen bewußt, daß im Ausfüllen des Rahmens der sogenannten Monroe-Doktrin für sie eine Aufgabe liegt, die der amerikanischen Politik ein hohes und lohnendes Ziel steckt. Damit geht USA. immer mehr den Weg südwärts statt westwärts. Und umgekehrt wendet Japan, nachdem es im Pazifik auf rassische und machtpolitische Schranken stieß, sein Gesicht nach dem asiatischen Kontinent, nach China. Hier sind die westlichen Machtpositionen am schwächsten, denn sie sind nicht territorial und machtpolitisch untermauert wie in Australien, den Philippinen, der zentralpazifischen Inselwelt.

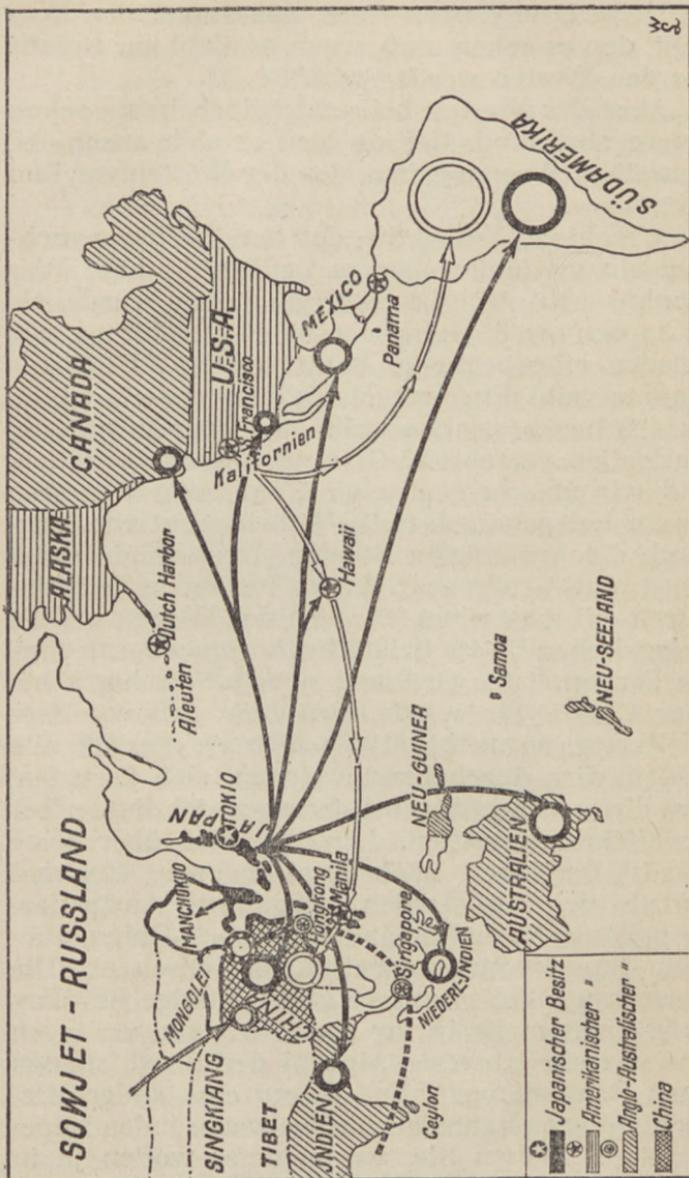
Ich sprach über diese Dinge mit vielen Asiaten: mit Japanern, Chinesen, Mandschus, Malaien. Die beste Definition dessen, was hier im pazifischen Raum vorgeht, gab wohl der Kapitän eines japanischen Dampfers, den ich zur Überfahrt von Mazatlán (Mexiko) nach Suva benutzte. Ich fragte ihn, ob er an ernste Verwicklungen im Pazifik glaube. Seine Antwort war:

„Nein. Der Westen weiß, daß Japan den Weg geht, den es gehen muß, wenn es nicht zur Gefahr für den Westen werden will.“

„Aber der Westen betrachtet doch heute schon Japan als Feind. Gerade *weil* es sich anschickt, denselben Weg zu gehen, den der Westen vor ihm ging.“

Er lachte: „Wissen Sie, daß der Westen manchmal ein verdammt kurzes Gedächtnis hat? Was glaubte wohl Amerika, was geschehen würde, als es Japan vor 85 Jahren weckte? Glaubte es, wir würden eine bequeme Beute werden? Und was glaubte wohl England, als es das erstarrte China zu sich herüberziehen wollte, uns aber gleichzeitig Australien verschloß? Glaubte England wirklich, daß wir uns zu englischen Trabanten eigneten? Japan hat genau dasselbe Lebensrecht wie England, die Vereinigten Staaten, Deutschland oder sonst eine Großmacht. Japan hat lange Zeit hindurch mit angesehen, wie sich der Westen um die chinesischen Bissen balgte. Bevor Japan daran ging, im Fernen Osten Ordnung zu schaffen, herrschte hier Chaos. Sie werden zugeben, daß vor dem Weltkrieg, sogar bis 1937, hier im Pazifik alle Fäden wirr durcheinandergingen, sich kreuzten, daß die wechselseitigen Interessen sich immer bedrohlicher zuspitzten. Amerika stieß über seine Pazifik-Bastionen nach Ostasien vor; England stützte sich auf Indien, Singapur, Australien, Hongkong. Auch England stieß nach China. Riegelte Japan vom Südpazifik hermetisch ab. Die Amerikaner ließen unsere überschüssige Bevölkerung nicht mehr in ihr Land. Die Russen lagen uns wie ein schwerer Alp auf der Brust, stießen nach Ostasien vor, ohne hierzu eine andere Berechtigung zu haben als die des wachsenden Imperialismus. Sehen Sie, wir Japaner wollen ja in

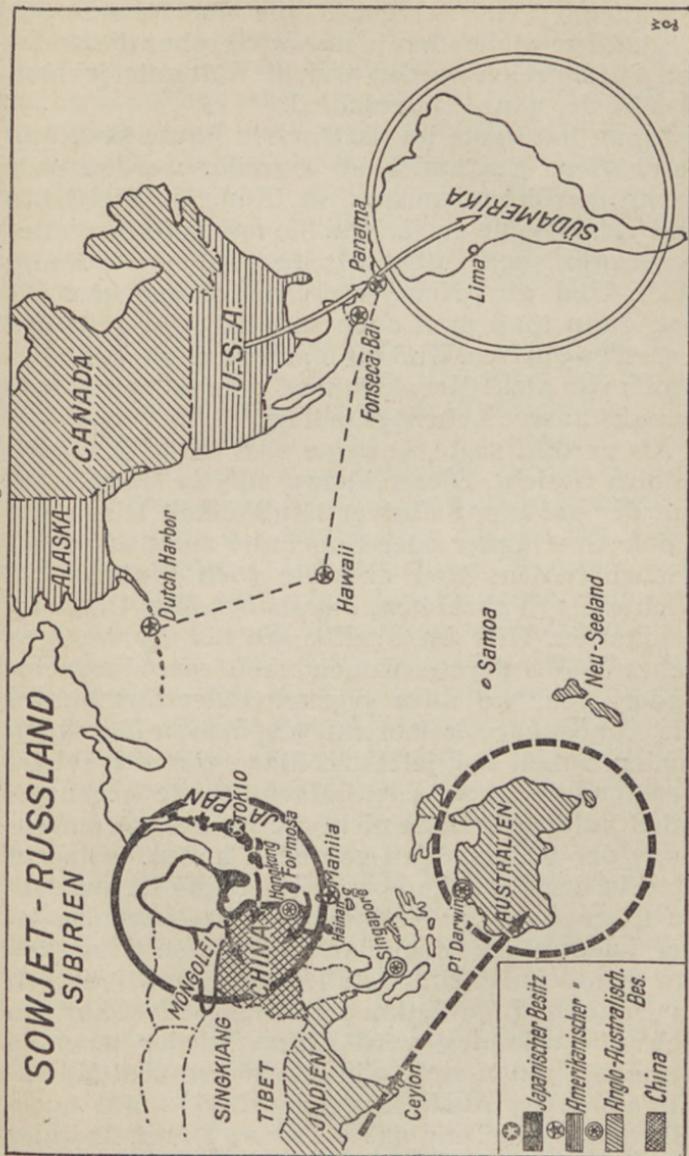
Pazifische Stoßrichtungen bis 1932



Japanischer Besitz  
 Amerikanischer  
 Anglo-Australischer  
 China

Japanische Stoßrichtung  
 Englische Stoßrichtung  
 Amerikanische Stoßrichtung  
 Russische Stoßrichtung

Die geordneten Stoßrichtungen nach 1937



-  Japanische Stoßrichtung
-  Englische Stoßrichtung
-  Amerikanische Stoßrichtung

Wirklichkeit viel weniger als die Amerikaner oder Engländer, wir wollen ja nur *leben*, aber die anderen wollen reich werden und die Welt unterjochen. Das ist der ganze Unterschied.

Japan hat heute im pazifischen Raum Ordnung geschaffen. England und Amerika werden sich daran gewöhnen müssen, in China an die dritte und vierte Stelle zu rücken. Sie *haben* ja ihren Lebensraum, sogar mehr als das, haben die halbe Welt. Und wir? Nein, wenn man Japan geweckt hat, dann muß man auch so gütig sein, ihm das Leben zu gönnen. Und tut man das nicht, dann begehen wir nicht Harakiri, im Gegenteil, wir schaffen uns unsere Lebensgrundlage.“

Als er dies sagte, bewegte sich keine Miene in seinem Gesicht. Dieser kleine, adrette Mann sagte mit der größten Selbstverständlichkeit Dinge, die jeden Amerikaner oder Engländer zur Raserei getrieben hätten. Aber er sagte doch Wahrheiten. Nichts als Wahrheiten. Japan *hat* hier Ordnung geschaffen. Hier im Pazifik, wo bis vor wenigen Jahren die Interessenzonen noch wirr durcheinanderliefen, wo alles gegeneinanderstürmte, wo die Atmosphäre immer mit Explosivstoff geladen schien, haben sich jetzt drei klare, ziemlich scharf voneinander abgegrenzte Machtgebiete herausgeschält, die zwar noch nicht die formelle Anerkennung der weißen Welt gefunden haben, trotzdem aber in der Tat schon bestehen. China ist aus dem pazifischen Raum vollkommen herausgelöst, ist der japanischen Macht überantwortet. Ohne daß ein Schuß *im* Pazifik gefallen wäre, vollzieht sich in China die Liquidation eines vielhundertjährigen Schwebezustandes, wird China wieder lebendig gemacht, bilden sich, wie von selbst, drei Macht-räume, deren Ausfüllung logischer — und ungefährlicher — ist als das wahllose Durcheinander

von „Machtkompetenzen“, wie sie bis zu dieser reinlichen „Arbeitsteilung“ im Pazifik bestanden. China kann nicht mehr länger das Zentrum der machtpolitischen Aktivität aller hier auftretenden Großmächte sein, sondern ist Randstaat geworden, in dem der inseljapanische Einfluß überwiegt, zumindest überwiegen wird. Damit ist ein neuer Zeitabschnitt in den Beziehungen der pazifischen Großmächte eingeleitet. Ein Zurück gibt es nicht mehr, auch kein Stehenbleiben auf dem einst Erworbenen.

Dieses China, das wir heute im Endkampf um seine bisherige „Selbständigkeit“ sehen, hat wohl die eigenartigste Geschichte aller Großstaaten der Erde. Dasselbe Reich, das in der neueren Zeit immer mehr zusammenschrumpfte, so daß es nur noch als Torso seiner einstigen Größe erscheint, erstreckte sich vor 600 Jahren bis an die Ausläufer des Balkans. Die Mongolen, die dieses ungeheure Reich ausbauten, besaßen nicht nur die Kraft, sondern auch die Organisationsgabe, das Erworbene zu verteidigen und auszubauen. Die chinesische Kultur ist eine der ältesten der Welt, und damals, als die Mongolenherrscher ihre Feldzeichen bis nach Europa trugen, erwies sich die Kraft dieser Kultur. Dschingis Chan erkannte die Urkraft dieser Kultur als Verbündeten an. Seiner Machtpolitik aber ordnete er alles unter. Er schuf die straffe Konzentration der Macht, sah im politischen Zentralismus die Grundlage seines Reiches. Und Kublai Chan erkannte die Größe seines Ahnen und eiferte ihr nach. Diese großmongolischen Eroberer trugen auf der Spitze ihrer Lanzen das Schicksal ihres Reiches. Und wie beispieldlos war dann dessen Niedergang!

China wurde immer von Eroberern regiert, die im Laufe der Generationen dann Chinesen wur-

den. Nur die letzte Dynastie, die der Mandschus, war noch nicht ganz aufgesogen, als sie 1911 abtreten mußte. Die Kaiser waren Götter, waren es bis in unsere Tage hinein. Und unter den Fittichen seiner Eroberer schief China den längsten und tödlichsten Schlaf, den je ein Volk geschlafen hat. Und den Preis, den es für diesen jahrhundertelangen Schlaf bezahlen muß, kassiert heute Japan ein. Die weiße Welt aber bestreitet Japan das Recht, von China überhaupt einen Preis zu verlangen: Sie sieht nicht ein, daß sich in diesem Asien eine neue Ordnung herausgebildet hat, die immerhin zuwege gebracht hat, nicht nur die kaiserlichen Götter zu entthronen, sondern Asien davon bewahren will, eine europäisch-amerikanische Kolonie zu werden. So etwa hatte es sich ja Kommodore Perry gedacht, als er den Eintritt nach Japan erzwang.

Dieses China, das alle möglichen Superlative in sich vereinigt, hat der Welt sicherlich mehr gegeben, als die Welt ihm. Die Welt kam nach China, um wirtschaftlich zu erobern, Neuland zu gewinnen, ihre Märkte auszudehnen. Der große Fehler, den die Welt dabei beging, war der, daß sie China und Japan fast *gleichzeitig* weckte. Dadurch begründete sie einen innerasiatischen Wettbewerb, in dessen Verlauf Japan stärker bleiben *mußte*, weil es auf Raum außerhalb seiner Grenzen angewiesen war, auf Raum und Bodenergiebigkeit, die nur im größeren pazifischen Becken zu finden waren. Für China fehlte der Antrieb, dem Japan gehorchen mußte, denn China besaß Raum, fruchtbaren Boden in den eigenen Grenzen. Aber China besaß noch etwas anderes, das sich zwar als Hindernis für eine Entwicklung des Landes im europäischen Sinne erwies, aber in seiner Einzigartigkeit, Geschlossenheit und in seinem Mangel an Anpas-

sungsfähigkeit ein starker Schutz des bodenständigen Wesens war: eine uralte Kultur. Europa stieß bei seinem Versuch, dieses China in sein Netz einzuschalten, auf den härtesten passiven Widerstand. Dies ist auch der Grund dafür, daß die europäisch-amerikanischen Versuche damit endeten, daß der westliche Handel sich fast nur auf wenige bedeutende Hafenstädte konzentrierte, es dagegen nicht vermochte, die chinesische Mentalität mit diesem neuartigen, weltumspannenden Handelsgeist auszusöhnen. Ganz anders Japan. Japan hat sich in wenigen Jahrzehnten die weiße Routine angeeignet und sich so dienstbar gemacht, daß das Land ein völlig anderes Gesicht annahm seit jenen Tagen, als die neue Zeit an seine Tore klopfte.

*Die chinesische Geschichte ist zu groß, um ohne weiteres einer neuen, fremdartigen Entwicklung Platz machen zu können.* China ist kein Land der Kompromisse zwischen gestern und heute, dazu ist eben dieses Gestern zu mächtig und ein Loslösen von ihm zu schwierig. Der wahre Grund dafür, daß sich in China Gestern und Heute nicht reibungslos *nebeneinander* zu stellen vermochten, sondern sich *gegeneinander* stellten, besteht darin, daß der europäische Ansturm dieses Land mitten in der Dekadenz traf, in einem politischen und kulturellen Abstieg, der die Verteidigungskräfte des Volkes wachrief. Ganz instinktiv fühlten die Chinesen, daß es mit ihnen bergab ging, schon seit Jahrhunderten, und daß dieser Abstieg ins Unge- wisse nur durch die passive Sammlung aufgehalten werden könne. Dabei war dieses Volk nicht mehr wie unter der straffen Führung der Mongolenherr- scher politisch schöpferisch, sondern rein *konser- vativ*, es identifizierte das Festhalten an der ur- alten Tradition mit der Notwendigkeit, den neuen Ankömmlingen die Stirn zu bieten. Die „revolutio-

nären“ Gedanken Sunyatsens *konnten* in seinem Volk nicht durchdringen, weil sie zum größten Teil dem europäischen Sprach- und Ideenkreis entstammten, dem dieses China fernstand. Ein großes Land, das lange Jahrhunderte hindurch seinen eigenen, hochstehenden, völlig unabhängigen und unbeeinflußten Kulturkreis gehabt hat, läßt sich nicht in wenigen Jahrzehnten einer neuartigen Ideologie einordnen. Die Schwierigkeiten, denen der Westen in diesem Reich immer begegnete, beruhten darauf, daß China ganz unvermittelt einer neuen, fremdartigen Ideologie gegenüberstand, ohne jede Überleitung und Vermittlung, und sie mit einer dem westlichen Menschen schier unverständlichen Überlegenheit ablehnte.

Die Kräfte, auf denen das großchinesische Reich aufgebaut war, ließen sich eben nicht vor den europäischen Handelswagen spannen. Was bedeutet schon die wirtschaftliche Eroberung von Schanghai, von Hongkong, Tientsin oder Hankau gegenüber der Tatsache, daß es nur *Inseln* im feindlichen Meer des chinesischen passiven Widerstandes waren? Was bedeutete es schon, wenn in den europäischen und amerikanischen Handelsbüchern der chinesische Kunde einen immer höheren Rang erhielt, wenn dieser ganze Handel nur wenige Prozente des chinesischen Volkes zu erfassen vermochte, wenn in diesem Volk, zum Teil unbewußt, zum Teil organisiert, der Widerstandswille gegen die Weißen lebte und immer mehr erstarkte? Europa-Amerika hat in China den Fehler gemacht, es geistig und vielleicht auch volklich mit irgendwelchen Kolonialvölkern auf eine Stufe zu stellen, anzunehmen, daß die chinesische Kultur ebenso dekadent sei wie die chinesische politische Entwicklung der letzten Jahrhunderte. In China waren Kultur und politisches Geschehen

nicht so eng miteinander verflochten, daß sie sich gegenseitig bedingt hätten. Und das hat der Westen nicht beachtet. Er glaubte, in dem politisch sich langsam auflösenden China ein Land ohne kulturellen und national-weltanschaulichen Untergrund vorzufinden, ein Land, das deshalb um so leichter in den weißen Ideenkreis eingeordnet werden könne. Aber dieses China ist vieltausendjährig, scheint sogar ideell ewig zu sein. Nicht politisch. China hat im Verlauf seiner Geschichte unerhörte rassische Überschwemmungen und Vermischungen über sich ergehen lassen müssen und dennoch hat das chinesische „Gesicht“ nichts von seiner Starrheit verloren, von seiner „ewig lächelnden“ Geheimnisfülle, von seiner Verschlossenheit, Unergründlichkeit. Es gibt Länder und Völker, die für uns leicht zu begreifen sind, weil uns ihr Wesen verwandt scheint, sich irgendwie dem unseren annähert. Das sind vor allem diejenigen Länder und Völker, deren Befruchtung von Europa selbst ausging. Sie sind ein Teil unserer selbst geworden. Aber Asien wendet Europa den Rücken zu, kannte seit jeher ein starkes Eigenleben, das uns deshalb unergründlich scheint, weil wir uns nie — oder doch erst sehr spät — mit ihm beschäftigt haben. Man schickte zwar Missionare dorthin, gab eine Anzahl von mehr oder weniger produktiven Anleihen, gründete Zweigniederlassungen der großen internationalen Handelshäuser in den größten chinesischen Städten der Küste und des nächsten Hinterlandes, baute einige Eisenbahnen und Brücken: aber das alles war doch nur ein Ankratzen, ein langsames Betasten dieses riesigen Völkerkomplexes, von dem man so wenig wußte. Das war alles mehr oder weniger äußerlich, ohne Berührung mit dem chinesischen Volk selbst. Abgesehen von einem Bruchteil neuerdings verwestlichter In-

telligenz stand das chinesische Volk dem Westen passiv, sogar feindselig gegenüber, weil es in diesem eine der Hauptursachen für das Abgleiten der eigenen Macht sah. Die großen Eroberer, durch die China mächtig geworden war, waren nicht mehr, die Periode des Aufbaues wurde abgelöst durch das Zeitalter der Sättigung, der kulturellen Blüte und der Verinnerlichung. Und dieses Zeitalter währte Jahrhunderte, in denen China vom Westen immer weiter abrückte.

China wurde im Verlauf dieser Zeit langsam politisch und militärisch untüchtig, man möchte fast sagen desinteressiert, teilnahmslos. Woher kommt diese herabdrückende Entpolitisierung oder, anders ausgedrückt, diese Trennung von Geist und Wirklichkeit? Wie kam es, daß der Geist wach blieb, während er die Wirklichkeit nicht mehr zu erfassen schien? Unter den großen mongolischen Herrschern war China zu einem Energiezentrum ersten Ranges geworden, aber diese ungeheure Energiekonzentration beruhte im wesentlichen auf dem Willen und der überlegenen Tatkraft einzelner, nicht der Gesamtheit des Volkes. Das Volk wurde geführt, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, ohne seine eigene Aktivität selbst zu spüren. Es war damals noch ein Volk von Kriegern, allerdings sehr handelstüchtigen Kriegern, das hohe kolonisationswerte in sich trug. Diese Vereinigung von Kriegstüchtigkeit, Handelstalent und Kolonisationsfähigkeit führte zur Unterwerfung aller primitiveren Nachbarvölker und ihrer Aufsaugung. Nirgendwo aber war diese Aufsaugung einheitlich, denn überall handelte es sich ja um verschiedene Völkerrassen. Hierdurch entstand eine blutmäßige nationale Verschiedenheit der einzelnen Stammesvölker, nicht anders, wie es auch in Europa als Folge der Völkerwanderung

geschah. Wenn trotz der erheblichen rassischen Verschiedenheiten heute noch das chinesische Reich im wesentlichen zusammenhält, so ist dies dem starken Einfluß der gemeinsamen Kultur und Tradition zuzuschreiben, nicht politischem Zusammengehörigkeitsgefühl, das dem Chinesen stets — bis in die jüngste Zeit hinein — gemangelt hat. Die Aufgabe, die sich die Kuomintang gestellt hat, war also nicht klein, und um so mehr muß man anerkennen, was Tschiang Kai-schek aus dem sich seiner Zusammengehörigkeit noch unbewußten Volk gemacht hat.

Die chinesische Macht war seit ihrer Herstellung durch die großen Chane im ganzen Ost-raum so unbestritten und so ohne äußere Konkurrenz und Bedrohung, daß sich dieses China immer mehr und mehr nach innen ausrichtete. Die Kriege, die geführt wurden, trugen mehr den Charakter gewaltsamer Eroberungen, nicht aber den nationaler Verteidigung. Hier liegt eine der Hauptursachen für die Tiefe der altchinesischen Kultur und ihrer Wirkung bis in die Jetztzeit. China hatte Zeit, sich dieser Kultur zu widmen, Zeit, Menschen und Verstand genug, der Welt die erstaunlichsten Geschenke zu machen. Die Chinesen waren es, die das Papier erfanden, den Buchdruck, den Kompaß und das Schießpulver, lange Jahrhunderte vor den weißen Völkern, die ja überhaupt das Gebiet der Kultur später betraten als die Chinesen. Man kann sagen, daß dieses kulturell und auch machtpolitisch so überaus reich gewordene China dann, im Verlauf der Jahrhunderte, als die politische Grundlage immer morscher wurde und der Geist des Separatismus sich immer mehr durchsetzte, langsam erstarrte. Und dieses Jahrhunderte währende, langsame Erstarren fiel in die gleiche Zeit, in der die Völker des Westens, die auf einen viel gerin-

geren Raum angewiesen waren, schon durch die Enge ihres Lebensraumes bedingt, in die Welt vorstießen, sie sich unterjochten und nach ihrem Willen gestalteten. Und als der junge Westen zum erstenmal ernstlich mit dem alten Osten in Berührung kam, da zeigte es sich, daß die innere Widerstandskraft des Ostens bei weitem nicht mehr ausreichte, um den Westen von sich abzuschütteln. Nicht nur, daß der Westen neue Äußerungen seiner Kultur mit sich brachte, die den nahezu erstarrten altchinesischen überlegen waren, er brachte darüber hinaus eine neue Erscheinungsform der *politischen Macht* mit, die dem Osten fremd war und der er unterliegen mußte. Dem jungen Westen imponierte das Uralter der chinesischen Kultur in keiner Weise. Wo China, in früheren Jahrhunderten, der Kultur *ein* neues Gebiet erschlossen hatte, einzig aus seinem Geist entstanden, da kamen die Westler direkt mit einer ganzen Anzahl von Kulturerneuerungen, die sie dem verblüfften Altchina präsentierten. Und nicht nur präsentierten, sondern auch anwandten. Als die europäischen Kanonen im Opiumkrieg losdonnerten, da kapitulierte das alte China und machte eine gezwungene, lächelnde Verbeugung vor dem jungen, zwerghaften Westen. Und die souveräne Küste verlor China, als die weißen Kriegsschiffe, denen die Chinesen nichts Gleichwertiges entgegenstellen konnten, die chinesischen Meere befuhren und sogar die Flüsse heraufdampften. Da staunte das alte, sieggewohnte China. Aber worin es sich einig war, das war nur im Haß gegen die weißen Eindringlinge, nicht aber in dem Wunsch, es ihnen gleichzutun. Die Chinesen sind kein Volk von Kopisten, dazu ist es zu alt, zu kultureich, zu traditionsschwer.

Die Feinheit Altchinas war der zielbewußten

Sachlichkeit Neu-Europas nicht gewachsen. Alles in China war auf solcher verinnerlichten Feinheit aufgebaut, die sich das Land leisten konnte, solange keine feindlichen Flotten seine Meere befuhren. Aber als die Enge Europas dessen Völker dazu zwang, in die weite, unbekannte Welt vorzustoßen und hier festen Fuß zu fassen, als der europäische Appetit auf die großen Weltländer immer größer wurde, weil hinter ihnen der *Zwang* stand, satt zu werden, da war die Zeit gekommen, daß Altchina von seinem hohen Sockel heruntersteigen mußte, um sich mit dem Realismus der europäischen „Teufel“ zu beschäftigen. Daß China dies nicht tat, daß es weiter in den Wolken einer kaiserhaft-göttlichen Weltanschauung thronte und sich dem fremden Einfluß feindlich entstellte, war der Fehler, den es jetzt bezahlen muß. China besaß keine Diplomaten mehr, die erkannt hätten, daß gerade in der europäisch-amerikanischen Rivalität die beste Garantie für die Unversehrtheit des Reiches liegen konnte. Eine alte Kultur allein ist kein ausreichender Aktivposten, um die Schwächen politisch-diplomatisch-militärischer Art wettzumachen. Chinas Staatsbilanz besaß, als die Westvölker in diesen Raum traten, eigentlich nur *ein* Aktivum, und das war die Größe seiner Vergangenheit, der Zusammenhang eines innerlich vielgestaltigen Lebens und einer Kultur, die nicht aus dem Zwang entstanden war, sondern aus den freiwillig-schöpferischen Kräften eines politisch gesättigten, großen Volkes. Der politische Sättigungsprozeß, den dieses Volk seit Jahrhunderten durchmachte, war aber immer mehr zu einer Übersättigung geworden, hatte bewirkt, daß das nationale Blut nicht mehr mit der gleichen Regelmäßigkeit pulsierte, sondern zeitweise stockte, kaum noch neue Kraftimpulse mehr von ihm aus-

gingen. Eine Nation, die stillsteht, geht bergab, selbst dann, wenn sie kulturell noch erfüllt ist. Denselben Prozeß hat ja zum Teil auch das saturierte Europa durchmachen müssen und es mehrten sich die Anzeichen dafür, daß sich seine Formen noch verschärfen werden, anstatt nachzulassen. Denn es gibt für ein Volk kein größeres Übel als das der saturierten Wunschlosigkeit. Dann bilden sich zwar manchmal national-kulturelle Feinheiten heraus, die aber doch nie zu verhindern vermögen, daß die Entartung, die von der politischen Übersättigung ausgeht, sich früher oder später auch auf das kulturelle Leben ausdehnt. Hat etwa die griechische Hochkultur das alte Hellas davor bewahren können, eine römische Provinz zu werden, obwohl Rom zu der Zeit nichts als ein kulturelles Samenkorn war im Vergleich zu der Kultur Griechenlands?

China lag weitab von dem europäischen Geschehen, wußte fast nichts davon, daß sich im sagenhaft fernen Westen eine neue Welt bildete, die mit Riesenschritten zur Gefahr Ostasiens wurde. Der Stolz Chinas auf seine eigene Leistung, auf die lange Kette von politischen und kulturellen Erfolgen, erzeugte einen Geist, der zuerst geringschätzig, dann argwöhnisch und zuletzt neidisch-feindselig den Weißen gegenübertrat. In dieser geistigen Selbstgefälligkeit des Chinesen liegt wohl die Wurzel aller Fehler, die das Land im Verhältnis zu Europa beging. Geringschätzigkeit ist fast immer der Ausgangspunkt zu eigener Überschätzung, abgeneigtes Vorurteil die Quelle einseitigen Hasses. Die chinesischen Kaiser, die nach und nach die „weiße Gefahr“ erkannten, züchteten dieses Vorurteil, diese Geringschätzung, diesen Haß, denn sie fürchteten um ihren Thron. Es gibt wohl kaum ein zweites Volk auf der Welt, das so

mit allen Fasern seines Herzens an die „göttliche Mission“ des Kaiserhauses geglaubt hat wie der Chinese, und erst der aktiven Berührung mit der Außenwelt ist der Sturz der letzten Dynastie und die Einführung der „Volksherrschaft“ zuzuschreiben. So kann man sagen, daß schon die erste nachhaltige Berührung Chinas mit dem Westen zur Zerstörung einer uralten nationalen Einrichtung führte, ohne an deren Stelle aber eine Ordnung zu setzen, die auch nur entfernt die Macht und den Einfluß des kaiserlichen Regimes hätte ausüben können. Die große Masse des chinesischen Volkes wußte — und weiß — nichts von den Imponderabilien der hohen Politik, weder der äußeren noch der inneren. Der nichtstädtische Chinese steht allen politischen Gedankengängen fern, vermag sie nicht zu verstehen, geschweige denn zu beurteilen. Zu dieser Unwissenheit mag die Riesenhaftigkeit des Reiches, seine Jahrhunderte währende Abschließung von der Außenwelt mit beigetragen haben, sodann aber auch das wirre politische Geschehen im Laufe dieser Jahrhunderte, die Verwürfelung der Nation mit zahlreichen anderen Völkern. China war in Wirklichkeit durch eine hohe, unübersteigbare Mauer von der Außenwelt abgetrennt und die heutigen Reste der Chinesischen Mauer sind ein ausgezeichnetes Symbol für den Zustand der andauernden Innenkonzentration dieses Volkes. Vielleicht hat auch die chinesische Lebensweisheit dazu beigetragen, daß dieses Volk niemals mehr in den letzten Jahrhunderten einen außenpolitischen Ehrgeiz besessen hat und entfaltete, sondern in seinem Lande saß und mit stereotypem Lächeln die Welt an seine Tore anklopfen ließ. Wer weiß, wie sich die heutige chinesische Mentalität geformt hat? Mit Bestimmtheit wissen wir nur, daß China vor dem Ansturm

der weißen Welt den inneren Halt verlor, daß es ratlos Dingen und Entwicklungen gegenüberstand, die es nicht mehr zu meistern vermochte. Sicher ist, daß es nicht *nur* hohes nationales Alter ist, das zu dieser politischen Erschlaffung geführt hat, sondern auch ein verbogenes Regierungssystem, das es skrupellosen Kondottieri ermöglichte, mit der chinesischen Einheit Fangball zu spielen.

Gerade dieser staatliche Zusammenhalt war lange Zeit hindurch wohl das Bewundernswerteste, was die Geschichte des Ostens zu verzeichnen hatte. Auch die Tatsache, daß sich im Laufe der Zeit die am weitesten draußen gelegenen Gebiete wieder selbständig zu machen suchten, kann nichts daran ändern, daß staatspolitisch die chinesische Einheit bis in unsere Zeit erkennbar war, daß sogar heute wieder merkbare Spuren eines ausgesprochenen Nationalgefühls festzustellen sind dank der reg-samen Aufklärungsarbeit der Kuomintang. Die chinesische Einheit war stets der Pol, um den sich das staatliche Leben bewegte; der Gegenpol war die Machtherrschaft der Vizekönige. Wie kommt es, daß ein Volk wie das japanische sich seine staatliche und volkliche Einheit so verhältnismäßig leicht schaffen und auch Jahrhunderte hindurch erhalten konnte, während man von einer chinesischen nationalen Einheit auch heute noch nicht sprechen kann? Es ist nicht nur die Verschiedenartigkeit der Größe und der geographischen Gliederung dieser beiden Staaten, die so ganz verschiedenartige Volkstumskomplexe schuf, als vielmehr die grundsätzlich gegenteilige Auffassung, die man in Japan und in China vom Wert und dem Aufgabenkreis des Individuums hat. T'ang Leang-Li hat in seinem Buch „China in Aufruhr“<sup>1</sup> sein Vaterland ein „Land ohne Regierung“ genannt, sogar

<sup>1</sup> C. Weller & Co., Verlag. 1927.

eine Anarchie — „eine Anarchie allerdings, die auf Vernunft und Gerechtigkeit gegründet ist, wo die Fähigkeit innerer Disziplin und eigener Rechts-handhabung so vollkommen entwickelt ist, daß China das Fehlen der Richter-, Priester- und Kriegerkaste ertragen kann.“ China kannte die weiteste Anwendung des Selbstverwaltungsprinzips, sogar in einem Maße, daß selbst die sogenannte Zentralregierung, wie T'ang Leang-Li sich ausdrückt, „nur rein zeremoniellen (förmlichen) Charakter“ trug. „Es gibt auf der ganzen Erde kein anderes Land, in dem die Regierung den Staatsbürgern soviel Handlungsfreiheit ließe und sich so wenig in ihre Angelegenheiten mischte als China. Bei einer Bevölkerung von nahezu 400 Millionen Seelen besaß China vor seiner innigeren Berührung mit dem Westen nur 25000 bis 30000 Mandarine und eine Armee von weniger als 100000 Tataren. Wenn wir uns vor Augen halten, daß China größer und bevölkerter als der ganze europäische Kontinent ist, so werden wir finden, daß diese Zahlen in der Tat äußerst gering sind.“

Es gab auch keinen besonderen gesetzgebenden Körper. Warum nicht? „Nach der chinesischen Auffassung der Gesellschaft geht nämlich das Gesetz aus der Tatsache des Vorhandenseins des Individuums in der Gesellschaft hervor, ruht das Rechtsbewußtsein *im* Menschen und hat der Mensch nichts anderes zu tun, als seine freie Entwicklung sicherzustellen.“ Wenn man den chinesischen staatlichen Aufbau betrachtet, wie er lange Jahrhunderte hindurch bestand, so stellt man zunächst fest, daß die Familie oder die Sippe die eigentliche und wichtigste Grundlage des Staates ist. Diese Erkenntnis führte dann zu einer sehr weitgehenden Dezentralisation, die den Schwerpunkt der Staatsgewalt weniger nach der Regie-

rung hin verlagerte, als vielmehr der Familie (der Sippe) den ausschlaggebenden Einfluß in der eigentlichen Staatsverwaltung zuerkannte. Während Japan in der straffsten Konzentration der Staatsgewalt, in der wohldurchdachten und bedingungslosen Einordnung des einzelnen in die Gesamtheit der Nation die Grundlage für ein wirksames Auftreten des Staates auch nach außen hin schuf, wurde China der „Familienstaat“, dem die straffe Zusammenfassung fehlte. Durch die geographischen Verschiedenheiten der japanischen und der chinesischen Landschaften – hier unendliche Raumweite, dort die enge Begrenzung der Inseln – erfuhr der chinesisch-japanische Gegensatz in der Auffassung vom Wesen des Staates und des Individuums noch seine Verschärfung. Während sich in Japan unter der Einwirkung der Begrenztheit des Raumes und der Wirksamkeit der staatlichen Lenkung schon frühzeitig eine einheitliche Nation bildete, die in der schärfsten Zusammenfassung ihrer Kräfte eine Notwendigkeit sah, blieb China bis in die neue Zeit hinein eben „Familienstaat“, das heißt, die Formen, die zur einheitlichen Nationbildung führen konnten, traten hinter den scharf ausgeprägten Familien- und Sippengedanken zurück. Hieraus erklärt sich auch das Hinneigen Chinas zur Verinnerlichung, seine Abneigung gegen einen Kräftezusammenschluß, wie er für ein erfolgreiches Auftreten gerade dem Westen gegenüber erforderlich gewesen wäre. Aus diesem Sippensystem erklärt sich dann auch die Erscheinung, die man gewöhnlich mit „Konservatismus“ zu bezeichnen pflegt, das heißt das Hängen an alten Traditionen und das Sichabwenden von neuen, fremden Einflüssen, die auf eine Wand von individueller Abneigung stoßen.

Man kann die chinesische Geschichte in drei große

Abschnitte einteilen, wenn man von dem jetzt sich abspielenden Kampf um die Einordnung Chinas in das *neue* Asien japanischer Prägung absieht. Der erste Abschnitt war der Aufbau des Reiches durch die großen Chane, der zweite die Behauptung der erworbenen Macht durch die Nachfolgedynastien und der dritte die allmählich sich steigernde innere Sättigung mit der unmittelbaren Folge der langsamen Untergrabung der zentralen Staatsgewalt. Ein jedes Volk pflegt solche Stufen zu durchlaufen, das eine mehr, das andere weniger ausgeprägt. Die europäischen Völker kennen alle diese Entwicklungsstadien, wobei allerdings ihre räumliche Enge und der Zwang, miteinander auszukommen, ihr gemeinsames Emporwachsen unter ständigem Kampf miteinander so stark beeinflusste, daß der alsdann erfolgende Vorstoß in die Welt die negativen Erscheinungen des dritten Abschnitts, der inneren Sättigung, weitgehend abschwächte, teilweise sogar aufhob. Denn gerade in der Konkurrenz der europäischen Völker lag für sie ein Moment der Sicherheit, der stetigen Fortentwicklung, noch angetrieben durch die von ihnen entdeckte „Leere“ des übrigen Weltenraumes. In China, auf der anderen Seite, bestand kaum eine machtpolitisch ins Gewicht fallende Konkurrenz, denn der chinesische Staat herrschte *allein*. Was sonst noch an selbständigen Staaten im östlichen Raum vorhanden war, lag entweder sehr weit ab, wie Indien, oder spielte politisch kaum eine irgendwie bedrohliche Rolle, wie das damalige Insel-Japan. Und gerade *weil* China der Antrieb von außen fehlte, mußte die innere Sättigung die Oberhand gewinnen, konnten sich im Innern entgegengesetzte Strömungen entfalten, denen eine wirklich aktive, zentrale Kraft nicht gegenüberstand. Das langsame Abgleiten Chinas von seiner einstmals beherrschenden Höhe

kommt nicht von ungefähr, liegt auch nicht nur im hohen staatlichen Alter, sondern ist in erster Linie die unmittelbare Folge des Jahrhunderte währenden staatlichen Alleinseins, ohne jede gefährdende Beeinflussung von außen. Mit anderen Worten: China ist in seiner langen staatlichen Entwicklung zu wenig von außen her bedroht worden, hatte zu wenig Gelegenheit seinen nationalen Bestand auf Leben und Tod verteidigen zu müssen, war zu allein, zu sehr auf sich konzentriert, hatte zu wenig — wenn überhaupt — ernsthafte Nebenbuhler, deren Druck dafür sorgen konnte, daß sich die chinesische Rasse zur *Nation* zusammenschloß. Nichts hat wohl so sehr das starke Wachstum der großen europäischen Völker gefördert wie ihr steter Kampf miteinander, den sie auf engem Raum führen mußten, um leben zu können. Dieser andauernde Kampf um das eigene Dasein, um die nationalen Grenzen und die Unabhängigkeit hat ihren Verstand geschärft, ihre innere Einheit gefestigt und aus ihnen scharf voneinander verschiedene, geschlossene Nationen werden lassen, die willens sind, ihre Interessen mit dem Schwert in der Hand zu verteidigen, wenn friedliche Mittel dies nicht mehr vermögen. China aber hatte zuviel und zu lange Muße, immer nur an sich selbst, sein Innenleben zu denken, hatte kaum Veranlassung, über seine Grenzmauern hinauszublicken, um sich seiner Haut zu wehren.

China wurde groß durch die Handhabung des Schwertes, denn das Schwert war es, das den großen chinesischen Staatsverband schuf. China erschlaffte, als die Bedeutung des Schwertes immer geringer wurde, und es zerfiel, als sein immer mehr aufgelockerter Staatsverband der straffen Machtzentralisation des Westens und Japans gegenüber treten mußte. Und dann, als dieser Zeitpunkt her-

angekommen war, vollzog sich im Innern Chinas, und zwar im Herzen der Familie, jener sakrosankten Einheit des chinesischen Lebens, eine ungeheure geistig-seelische Revolution; die Söhne sind gegen die Eltern gestellt, die Frauen gegen die Männer, Jugend gegen das Alter. Aus diesem Grund, weil die Umwälzung, die die Berührung mit dem Westen mit sich brachte, hier im Gegensatz zur japanischen in die Tiefe geht, die letzten Winkel und dunkelsten Abgründe aufwühlt, dauert sie länger, nicht etwa allein, weil es sich um ein geographisches und völkisches Gebiet von ganz anderen Ausmaßen handelt.

Woran liegt es nun, daß China — im Gegensatz zu Japan — dem Westen so fremdartig und fast hilflos gegenüberstand? Daß es den Westen so außerordentlich ernst nahm und sich einer seelischen Revolution unterzog, um sich dem Westen entgegenstellen zu können? Zitieren wir noch einmal T'ang Leang-Li: „Ich schreibe den Mangel weiterer Entwicklung zu einer modernen industriellen Gesellschaft den besonderen politischen und sozialen Bedingungen und der Lage Chinas als ‚Reiches der Mitte‘, vor allem aber der chinesischen Auffassung zu, daß *die Arbeit heilig* sei, daher *würdig* sein müsse und nicht durch allerlei mechanische Kunstgriffe verfälscht werden dürfe. Diese Auffassung geht aus der chinesischen Kosmogonie hervor. Shangti, Himmel oder Tai-ki, Kraft oder Energie im abstrakten Sinne des Wortes gibt es nicht ohne die Erde oder das Mittel, in dem sie sich äußert. Die Erde stellt deshalb passive Energie dar. Energie in ihrer aktiven Form, der Geist des Menschen, wird Y-jen oder Tien-huang zugeschrieben. Zusammen werden diese drei Untrennbaren Tai-y, die Große Einheit genannt. Tien-huang stellt die Verbindung zwischen Himmel und Erde dar, die

in ihm zu Eins werden. Für jedermann ist Gesetz, ihm nachzuahmen, indem man zur Einheit hinstrebt. Man strebt ihm nach, indem man sich selbst und alles fortwährend umformt und vervollkommenet, und dies geschieht durch die Arbeit, die so eine Daseinsbedingung des Menschen und der Natur wird.

Im *Westen* ist Arbeit seit unvordenklichen Zeiten nicht sehr geschätzt worden; daher ist das Streben des Menschen auf Ausschaltung der menschlichen Arbeit gerichtet. So kommt man auf das ‚System‘ der Sklaverei, dann der Leibeigenschaft, weiter zur Erfindung maschineller Kunstgriffe, bis schließlich der Mensch selbst von der Mechanik unterworfen und die Maschine, statt dem Menschen zu *diene*n, zu seinem *Gebieter* wird.“

Herr T'ang Leang-Li sieht allzusehr durch die verstaubte Brille einer steckengebliebenen Wirtschaftsauffassung, glaubt in der scharfen Kritik von Errungenschaften, die zur empfindlichen Schwächung seines eigenen Landes, zumindest zur Aufdeckung seiner inneren Mängel geführt haben, das Allheilmittel für die bedingungslose Abwehr des Westens zu sehen. Er bedenkt nicht, daß ja auch die andere große asiatische Nation, daß *Japan* von den Errungenschaften des Westens in stärkstem Maße Gebrauch gemacht hat und daß Japan mit dieser Adoption westlicher Methoden bisher durchaus nicht schlecht gefahren ist. Er übersieht, daß auch die mechanisierte Arbeit des Menschen nicht unwürdig sein kann, weil es immer darauf ankommt, in welchem *Geiste* sie geleistet wird. Er übertreibt die zeitweilig vorgekommenen Auswüchse dieses Mechanisierungsprozesses, verurteilt in Bausch und Bogen die Maschine, „die dem Menschen nicht dient, sondern ihn sich untertan machte“. Es *ist* ja gerade Aufgabe eines wahren

Sozialismus, zu *verhindern*, daß die Maschine den Menschen beherrscht, und es ist ebenso Aufgabe einer gerechten Wirtschaftsordnung, die Garantien dafür zu schaffen, daß der *Mensch* der Herr bleibt und *nicht* die Maschine. Es ist nicht richtig und dient bestimmt nicht den chinesischen Interessen, wenn die „Aufgeklärten“ jenes Landes, zu denen auch Herr T'ang Leang-Li zu zählen ist, in der Verurteilung des Westens und der westlichen Methoden ebenso zu weit gehen wie in der Verherrlichung der *eigenen* Einrichtungen. China hat, seitdem der Westen ihm gegenübertrat, immer herb kritisiert. Nicht nur die „Produktionsmethoden“ des Westens, sondern auch seine Kultur und seine religiöse Überzeugung. T'ang Leang-Li: „Christus' Forderungen kann nur ein ‚Übermensch‘ mit einer abnormalen Gefühlswelt und nur unter ganz besonderen Bedingungen gerecht werden. Konfutsse und seine Schüler gaben aus genauer Kenntnis der menschlichen Natur Vorschriften für eine schon entwickelte, reife Gesellschaft. Die Jesus Christus zugeschriebenen Lehren sind Produkte eines unentwickelten, geistig einfachen Volkes, das von Idealismus und Enthusiasmus erfüllt war und sich sein Königreich im Himmel bauen wollte. ... So können wir verstehen, warum das Christentum nach nahezu zweitausendjährigem Bemühen keinen Einfluß im Sinne des Guten hatte, während der Konfuzianismus ein ganzes gesellschaftliches und politisches Gebäude mit seinem Geist erfüllen konnte und der Schaffung des utopischen sozialen Systems diene, das wir ‚China in Frieden‘ nennen.“

Man mag zu dem ethischen und sozialen Wert des Christentums stehen wie man will: es steht fest, daß die Schaffung des „utopischen sozialen Systems“ in China nicht verhindern konnte, daß die chinesische Gesellschaftsordnung bei der

ersten Berührung mit dem Westen ins Wanken geriet und daß dann, weiterhin, China den Westen so ernst nahm, daß erst eine „innere Revolution“ Berührungspunkte mit dem fremden Geist schaffen mußte. Man suchte — ganz im Gegensatz zu dem wählerischeren Japan — den westlichen *Geist* in seiner Gesamtheit zu schlucken, sich irgendwie mit ihm zu identifizieren, während Japan sich seinen eigenen Geist bewahrte und sich nur die westliche Technik in meisterhafter Weise aneignete. In Japan blieb die Umwandlung auf der Oberfläche, in China ging sie in die *Tiefe*, und weil sie in die Tiefe ging, stand China vor einem inneren Zwiespalt, der zur Revolution hinführte. Wenn man schon die Ursachen des chinesischen staatlichen Verfalls untersuchen will — und viele Leute in China beschäftigen sich heute damit —, dann sollte man zunächst erkennen, daß eine der Hauptursachen dieses Verfalls darin bestanden hat, daß China, traditionsgefesselt und im Bann einer in Wahrheit paralyisierenden Ethik, sich einem gefährlichen Schwächezustand hingab, der zur Auflösung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinführen mußte. China zehrte jahrhundertlang an den Lorbeeren seiner großen Eroberer, seiner Staatsgründer, zehrte an dem friedlichen Ruhm seines Religionsstifters. Es baute nicht mehr auf, sondern gab sich dem Genuß einer großartigen Tradition hin. Aber es bedachte nicht, daß eine neue Zeit angebrochen war, in der das Utopia des lockeren Familienstaates und des schönggeistigen Meditierens jede weitere Entwicklung zum industriell wirksamen modernen Staatswesen ausschloß. China sollte ehrlich sein, sollte nicht die Schuld für sein politisches Zurückbleiben dort suchen, wo sie nicht zu finden ist. Gerade diese mangelnde Selbsterkenntnis macht es heute China

so schwer, die ewigen Gesetze, die für *alle* Völker Geltung haben, zu sehen und anzuerkennen. Diese mangelnde Selbsterkenntnis führte seit der Revolution dann aber auch zu der Ära der „Tutschüns“, der lebendigen Kriegsgötzen, der Feng Yu-Hsiangs und Wu Pei-Fus und wie sie alle heißen, die China in den endlosesten aller Bürgerkriege stürzten. Gewiß waren auch die Tutschüns nur Begleiterscheinungen der „inneren Revolution“, die ja selbst heute noch nicht abgeschlossen ist.

„Ich werde Ihnen die Geschichte der militärischen Reorganisationsarbeit erzählen, die Japan in der Zeit des Kaisers Meiji (also seit etwa 1870) geleistet hat, und wünsche, daß sie auch von uns als Richtlinie benutzt wird. Wenn wir China und Japan vergleichen, sehen wir, daß Japan sich jeden Tag weiterentwickelt, während China von Tag zu Tag zurückgeht. Das japanische Heer hat vor mehr als sechzig Jahren den Feudalismus — das heißt in diesem Fall die Spaltung der Wehrmacht in Heere, welche den Feudalfürsten unterstanden und häufig gegeneinander ins Feld geführt wurden, wie in der Neuzeit die chinesischen Heere — zerstört; die *chinesischen* Heere sind jedoch angefüllt mit feudalistischen Ideen, und militärische Sippen schaffen eine endlose Kette innerer Fehden. Chinas Lage ist heute außerordentlich elend, wenn man sie mit dem allgemeinen Wohlstand vergleicht, den Japan unter großen Opfern erreicht hat.“

Das sagte Tschiang Kai-schek in einer Ansprache vor dem Militärausschuß in Nanking in seiner Eigenschaft als dessen Vorsitzender vor einigen Jahren, drei Jahre vor Ausbruch des Konfliktes mit Japan. Die „innere Revolution“ hatte China haltlos gemacht; hatte ihm wertvolles Erbgut geraubt, ohne an seine Stelle die klare Erkennt-

nis der Notwendigkeiten zu setzen. Daher der „revolutionäre“ Schwebezustand, der jetzt bereits 28 Jahre andauert. Daher die Existenz jener Tutschüns, jene Bürgerkriegswelle, die das Land immer mehr verelenden ließ. Bis dann endlich ein Mann an die Spitze Chinas trat, der den Schwebezustand beenden und endlich die klare Linie seinem Lande vorzeichnen wollte: Tschiang Kai-schek. Mit dem Auftreten dieses Mannes sollte die „innere Revolution“ ihr Ende finden. China sollte einen ähnlichen Weg einschlagen wie Japan vor ihm. Es sollte vor allen Dingen aufhören, den Westen gedankenlos zu kopieren, das heißt, dessen Geist in sich aufzusaugen und mit dem eigenen zu vergleichen. China sollte — nach dem Willen des Marschalls — wieder chinesisch werden, chinesisch denken und fühlen, trotzdem aber die fortschrittlichen Ideen des Westens sich anzueignen suchen. Japan wurde damit Chinas Vorbild. Nach den eigenen Worten des Marschalls sollte China nach Tokio blicken, sollte von dort lernen, wie man sich zu tarnen hat, um an der westlichen Technik nicht zugrunde zu gehen. Und alles wäre vielleicht anders gekommen, wenn Japan nicht seinerseits vom Westen zurückgestoßen worden wäre, wenn man es nicht von den Märkten und Siedlungsgebieten der westlichen Welt ausgeschlossen hätte. Vielleicht hätte dann Tschiang Kai-schek sein Reformwerk in Frieden durchführen können. Wer weiß?

Aber es kam eben anders. China hatte *zu* lange gewartet, hatte der Umwelt *zu* lange den Anblick eines innerlich schwachen, sehr lockeren Staatswesens geboten, als daß diese Welt davon nicht verständnisvoll Kenntnis genommen hätte. Dadurch, daß die Endphase der chinesischen „inneren Revolution“ mit dem japanischen Drang nach

Lebensraum in Asien zeitlich zusammenfiel, entstand für Japan die Notwendigkeit, bei der endgültigen Neuordnung Chinas aktiv mitzuwirken. Denn Japan selbst, ausgeschlossen von der Welt des Westens, selbst im Pazifik nur mit Stirnrundeln geduldet, mußte ja auf dem asiatischen Kontinent sich jene Stellung verschaffen, die ihm — außer anderen Vorteilen — auch den Rückhalt verschaffen sollte, um seine *pazifische* Stellung zu stärken. Denn ein industrialisiertes Japan nur auf den Inseln, das ist ein Unding, das bedeutet langsames Dahinsiechen für ein Siebzigmillionenvolk.

Tschiang Kai-schek wollte den revolutionären Zustand seines Landes beenden; sein Unglück dabei war, daß Japan sich dasselbe Ziel gesetzt hatte. Japan sah der Möglichkeit ins Auge, daß das neue China weiterhin Operationsgebiet des Westens bleiben könnte, das heißt, daß der westliche Imperialismus englischer und nordamerikanischer Prägung auch noch länger von hier seine Fäden ziehen würde, Fäden, die möglicherweise Japan ersticken könnten. Und Japan kannte auch die ungeheure Schwere der Arbeit, die in China zu leisten war. Es gibt heute keine irgendwie tonangebende Persönlichkeit in Japan, die nicht davon spräche, daß der Kampf in China einzig und allein darum gehe, einen neuen asiatischen Geist zu schaffen, eine ostasiatische Achse, aus deren Wirkungsbereich der westliche Imperialismus ausgewiesen wird. Als Japan sich in den Liquidationsprozeß in China einschaltete, galt dieser Kampf dem Westen; es war die Quittung für die Ausweisung Japans aus der Handels- und Siedlungsmöglichkeit innerhalb der westlichen Hemisphäre. Dieser Kampf mußte kommen, weil Japan leben muß und leben will.

Wenn im Verlauf des chinesisch-japanischen

„Konflikts“ der Marschall sich immer mehr an England und die Vereinigten Staaten anlehnte, so sah Japan auch gerade darin wieder einen Beweis dafür, wie notwendig sein Einschreiten gewesen war. Japans Lebenskampf geht immer gegen England und erst in zweiter Linie gegen die Vereinigten Staaten. England ist Japans Todfeind, wie es auch Chinas Todfeind ist. England war es, das die innere Schwäche des alten China am meisten ausbeutete und sich am meisten auf Kosten des zerrissenen Landes bereicherte. Wenn nun der Marschall in seiner Not sich von England und den Vereinigten Staaten Hilfsstellung leisten ließ, so ist dies zwar verständlich, aber es war trotzdem ein großer Fehler, weil gerade darin eine neue Herausforderung Japans lag. Japan kämpft in China in Wirklichkeit gegen den westlichen Imperialismus, weil es nicht will, daß China ein zweites Mal zum Objekt der anglo-amerikanischen Ausbeutung wird. Jahrzehntelang konzentrierte sich der Haß Chinas gegen das „geschäftstüchtige“ England, das es immer wieder verstand, mit Anleihen China aufs neue zu fesseln. Wie haben die nationalistischen Chinesen getobt, als die ausländischen Bankenkonsortien ihnen immer wieder Anleihen aufzwingen, „deren Wert ausschließlich politischer Natur war“! T'ang Leang-Li: „Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam den Mächten in den Sinn, daß die Methode roher Ausbeutung Chinas mit Hilfe von ‚Strafexpeditionen‘ durch etwas Heimtückischeres und Dauerhafteres ergänzt werden müsse.“ Und dieses Heimtückischere waren dann die internationalen Konsortialanleihen, von denen China nie mehr freigekommen ist und ein Stück seiner Souveränität nach dem anderen an die Gläubiger abtreten mußte.“

Wenn heute das kämpfende China in seiner Not

abermals nach der Hilfe der kapitalistischen Staaten greift, so wird man darin zwar keine Äußerung der Sympathie diesen Staaten gegenüber sehen können, immerhin aber doch eine Kundgebung, die besagen soll, daß China die Hilfe der Plutokratien der Unterwerfung unter das japanische Gebot doch vorzieht. Aber das ist ein Fehler. Glaubt China denn wirklich, daß die angelsächsischen Mächte uneigennützig handeln, wenn sie ihm Geld und Kredite geben, um den japanischen Vormarsch aufzuhalten? Merkt dieses China nicht, *warum* England und die Vereinigten Staaten, deren Veto in China doch früher ausschlaggebend war, heute alles Interesse daran haben, daß China nicht Japan zum Opfer fällt? Denn tritt das ein — und wer würde noch an diesem Ergebnis zweifeln? —, dann ist es mit der englisch-amerikanischen Vorherrschaft in China ein für allemal vorbei. Aber noch geben diese Shylocks ihr Spiel nicht verloren. Auf das Schicksal des chinesischen *Volkes* pfeifen sie, sie wollen nur ihre Kapitalien retten und ihre vormals so brillanten Absatzmärkte. Sie wollen Schanghai retten, für sich retten, Kanton, Hongkong, Tientsin. Und *die* sind nur zu retten, wenn der Marschall siegt, wenn die Japaner an der Beherrschung Chinas verhindert werden. *Offen* kann England-Amerika dieses Ziel gegen Japan nicht durchdrücken, deshalb wählt man, wie T'ang Leang-Li sich ausdrückt, heimtückischere und — scheinbar — dauerhaftere Methoden. In Gestalt des politischen Kredits an Restchina. So waren die Methoden Englands und Amerikas immer: sie unterhöhlten mit ihren Pfunden und Dollars das politische Gebäude eines Staates, umnebelten seine gesunde Einsicht, lullten ihn in ein falsches Gefühl der „Freundschaft“ ein und freuten sich dann über das in den Netzen des Hochkapitalis-

mus zappelnde Opfer, das ein nationales Recht nach dem andern aufgeben, verpfänden mußte, um die Shylocks sicherzustellen. Das geht nicht nur China so, das war das Schicksal von zahlreichen Nationen, die auch an die englische „Freundschaft“ geglaubt hatten. Dessen mag der Marschall absolut sicher sein: die Millionen, die ihm heute diese falschen Freunde borgen, ja geradezu aufdrängen, wird er mit Zinsen und Zinseszinsen an sie zurückzahlen müssen.

Wenn China aber heute unter den maßgebenden Einfluß der asiatischen Vormacht gestellt wird, so wird es dadurch Gelegenheit erhalten, in die japanische Lehre zu gehen. Der Marschall hat einst selbst zugegeben, daß diese Lehrzeit für China wichtig und unentbehrlich ist. *Dies ist der einzige Weg für China, noch einmal eine große asiatische Rolle zu spielen.* Bedauerlich genug ist es — leider auch kennzeichnend für seine unklare politische Einsicht —, daß China auf diesen Weg *gezwungen* werden mußte, den einzigen, der es noch vor dem ruhmlosen Schicksal einer Kolonie der englisch-amerikanischen Plutokratie bewahren konnte. Der kapitalistische Westen ist in den letzten fünfzig oder hundert Jahren nicht anders geworden, nicht weniger herrschsüchtig und nicht weniger brutal. England hätte sich — das beweist wohl zur Genüge das Schicksal Indiens — vor den vierhundert Millionen Chinesen nicht gefürchtet, um auch sie zu unterjochen, wenigstens de facto, wenn man vielleicht auch formell die chinesische „Unabhängigkeit“ hätte bestehen lassen. Der einzige Grund, warum ihm dies in China — im Gegensatz zu Indien — bisher nicht gelungen ist, liegt darin, daß seine kapitalistische Unterminierung noch nicht weit genug vorgetrieben war, als Japan zum vernichtenden Gegenschlag ausholte. Ich sagte schon:

Der kapitalistische Westen hat sich in China sein eigenes Totenbett bereitet, als er Japan zwangsweise in den Strudel der großen Politik hineinriß, den Eintritt Chinas in den Weltkrieg erzwang und den chinesischen Massen das den Anstifter ebenso wie das Opfer entwürdigende Schauspiel der Mißhandlung und Austreibung der Deutschen aus China bot. *Diese Fehler sind nicht wieder gutzumachen.* Möge der Westen, insbesondere England und Amerika, erkennen, daß der „Kampf um China“ längst zu seinen Ungunsten entschieden ist, daß dieser Kampf nicht erst jetzt ausgetragen wird, sondern daß das, was sich jetzt hier abspielt, nur die *Endphase* dieses Kampfes ist. Aber zu dieser Einsicht werden sie wohl freiwillig nie kommen, dazu ist der kapitalistische Profithunger ihres Imperialismus zu stark.

Als Asien, das jahrhundertlang von China repräsentiert wurde, auf seinem Weg nach vorwärts erschlaft stehenblieb, schuf es aus seiner Mitte heraus eine *neue* Führernation, denn Asien ist unerschöpflich in seiner geistigen Formung. Ein Riesenreich steigt in den Abgrund, aber ein *neues* bildet sich. Sie wechseln einander ab. Es ist nicht anders wie in Europa oder Amerika, nur braucht Asien mehr Zeit als der Westen. Aber die wenigste Zeit braucht Japan, das schnell wie der Blitz ist. Japan hat als einzige Nation Asiens erkannt, daß in der blitzschnellen Tat die Garantie des Erfolges liegt; das hat es aus dem schleichenden, unendlich langsamen Niedergang Chinas gelernt. Japan bestand schon, als das großchinesische Reich seine größte Ausdehnung besaß, sogar an die Tore Europas klopfte. Japan schien damals noch zu schlafen. Aber das schien nur so. In Wirklichkeit haben die „Inselzwerge“ genau und scharf beobachtet und in Ruhe den Zeitpunkt abgewartet, wo

das riesige chinesische Reich zusammenbrechen werde. Und der Westen war dann so freundlich, in dem Augenblick, wo dieser Zusammenbruch aller Welt offenbar wurde, an Japans Tür zu klopfen, es zu „wecken“. Japan hat damals, vor 85 Jahren, seine Mission begriffen.

„Blickt man auf Hongkong, den ‚britischen Dorn im Fleische Chinas‘, das Bollwerk des britischen Imperialismus im Fernen Osten, so darf man darauf gefaßt sein, das Gegenteil von Achtung für Nationalismus, Demokratie und soziale Gerechtigkeit zu finden“ (T'ang Leang-Li). *Und das sollte auch jetzt für China gelten!* Nicht britische und amerikanische Unterstützung, die egoistisch gegeben wird, vermag China zu „retten“, sondern nur seine Selbsterkenntnis, die Einsicht, daß der bisher beschrittene Weg des planlosen Sichausbeutenlassens durch die westlichen Plutokratien falsch war. Daß es aber genau so falsch war, die einzige respekt-einflößende Großmacht Ostasiens, Japan, als Chinas Feind zu betrachten. Die Arbeit von Tschiang Kai-schek *mußte* im wesentlichen vergebens sein, weil er an die Gewalt appellierte, bevor sein Volk geistig wieder frei war. Deshalb muß auch sein Widerstandswille, dem die unfertige geistige Grundlage nicht entspricht, an der zähen Stoßkraft Japans zersplittern. Es heißt durchaus nicht, den Marschall zu verkleinern, wenn man behauptet, daß heute *sein* Widerstandswille die Wiedergeburt Chinas, die nur in der Zusammenarbeit mit Japan erfolgen kann, erschwert und aufhält. Im *unmittelbaren* Berühren mit dem Westen lag für China die Quelle von tausend Zwiespalten, die Ursache zu einer ziemlich wurzellosen Revolutionierung uralter, selbst ehemals erprobter Einrichtungen. Japan will, daß aus der *unmittelbaren* Berührung mit dem Westen eine *mittelbare* wird, es will also

durch seine Einschaltung in den chinesischen Wiederaufstieg ein abermaliges Abgleiten Chinas nach dem Westen hin verhindern. Und in diesem Ziel *kann* für China nur Gutes liegen, da es sich ja weder um die Annexion Chinas durch Japan handelt, noch um die Ersetzung der chinesischen Unabhängigkeit durch eine japanische „Fronherrschaft“. Dies ist tausendmal durch maßgebende japanische Politiker erklärt worden.

Es ist bedauerlich, daß Tschiang Kai-schek heute auf einer Seite steht — oder vielmehr diese Seite erst selbst geformt hat —, die ihn scharf gegen Japan anrennen läßt. Es ist schade um die Energien, die in diesem ostasiatischen Krieg vertan werden, und die auf beiden Seiten, wenn eine friedliche Verständigung erreichbar scheint, besser und positiver eingesetzt werden können als in diesem kriegerischen Konflikt, der letzten Endes um nichts anderes geht, als um die Einreihung Chinas in den neuen ostasiatischen Völkerblock, der nicht länger aus dem Westen, sondern aus *sich selbst* die Kraft schöpfen soll. Japan *muß* Chinas Lehrmeister sein, weil Japan es verstanden hat, mit dem westlichen Geist fertig zu werden, *ohne* daran zu erkranken. Das muß China einsehen, besser heute als morgen.

Wenn die Japaner heute Tschiang Kai-schek als den „Feind Ostasiens“ bezeichnen, wenn sie *seine Beseitigung* als Voraussetzung für einen Friedensschluß erklärt haben, dann beruht dies darauf, daß sie in dem Marschall den Verfechter und Verteidiger gerade jenes Systems sehen, durch das China an den Rand des Abgrundes gebracht wurde. Sicherlich hat der Marschall eine Arbeit geleistet, wie in der modernen Zeit kein zweiter Chinese vor ihm. Aber diese Arbeit ist insofern unter falschem Vorzeichen geleistet worden, als die Zusammenarbeit mit Japan *nicht* zu den Programmpunkten

gehörte, die als die Magna Charta des Neuen China verkündet wurden. Und das war der Fehler.

„Der Gegensatz zwischen objektivem Sein und subjektiver Bewegung, den Hegel in China vermißte“, so schreibt ein bedeutender deutscher Schriftsteller und Ostasienfachmann, „der Geist des Fortschritts, entwickelte im Abendland die Dynamik des Maschinenzeitalters, das den abendländischen Menschen für absehbare Zeit der Mühe enthob, dem Orientalen in handwerklicher Geschicklichkeit nachzueifern. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren wurden zur ‚schweren Artillerie‘, mit der die ‚Bourgeoisie‘ alle chinesischen Mauern in den Grund schoß.“ Japan hat sich diese „schwere Artillerie“ rechtzeitig angeschafft, China hat dies indes versäumt. Das ist der gewaltige Unterschied zwischen den beiden großen ostasiatischen Ländern. Was würden wohl gerade diejenigen Länder, die einst Japan erweckten — England und Amerika —, heute darum geben, wenn dieses Japan wieder ungestört und friedlich dahindämmerte! Aber dazu ist es zu spät. Der Westen hat einst Japan geweckt, und heute ist es Japan, das China den Spiegel der „neuen Zeit“ vorhält.

China *wird* industrialisiert werden. Es kann nicht länger dem Westen das Monopol hierauf zugestehen, sondern wird erkennen müssen, daß Japan als ostasiatische Nation ein *Anrecht* darauf hat, in seinem eigenen Lebensraum nach dem Rechten zu sehen. Dschingis Chan steckt heute in einer *japanischen* Uniform, es ist nur seltsam, daß China ihn in dieser Verkleidung nicht wiederzuerkennen scheint. Der Verlauf des Feldzugs im eigenen Lande sollte den Chinesen doch bewiesen haben, daß sein Geist auch heute noch lebt, heute so gut wie vor sechshundert Jahren, daß er nur die Fronten und die Methoden geändert hat. Er war der

mongolische Napoleon. Er stemmte Asien gegen Europa. Und heute stemmt sich Asien gegen die Ausbeutung durch einen fremdartigen Kapitalismus, der die Völker mißachtet und nur in ihrer Ausaugung ein erstrebenswertes Ziel sieht.

Das Welttheater erlebt damit einen Szenenwechsel, weiter nichts. An Asien selbst hat sich damit nichts geändert. Es wird bleiben, was es immer war: der große, geheimnisvolle Kontinent der dynamischen Schrankenlosigkeit, derjenige Kontinent, den der Westen am wenigsten begreift, weil er von ihm am wenigsten weiß. Für den Westen liegt darin aber keine Gefahr, sondern nur eine Lehre. Eine bittere Lehre allerdings, die er mit dem Auszug aus Schanghai und Hongkong, Tientsin und Kanton wird bezahlen müssen. Ein Verlustgeschäft für ihn, das hohe Abschreibungen bedingt, denn der Liquidator des ostasiatischen Unfriedens wird keine alten Verbindlichkeiten auf seine Schultern nehmen.

#### Der Ameisenstaat

*Tokio*

Seine Bevölkerung? Im Jahre 1870 waren es 33 Millionen, im Jahre 1937 dagegen 70 Millionen, sie hat sich also in 67 Jahren mehr als verdoppelt. In den 115 Jahren zwischen 1730 und 1845 aber blieb Japans Bevölkerung stationär bei 26 Millionen Menschen. Sie wurde durch ein starres System reguliert, durch eine Geburtenkontrolle, die einen großen Teil des Kinderzuwachses in den Tod schickte. Erst nach der Ankunft von Kommodore Perry, als Japan zu der Einsicht aller wahrhaft großen Nationen kam, daß eine starke Staatsmacht von einem starken Volkstum zwangsläufig bedingt wird, ersetzte man die Geburtenkontrolle durch

das Gegenteil. Jetzt wollte der machtpolitisch aufstrebende Staat eine zahlenmäßig große Nation. Das Ergebnis ist die reichliche Verdoppelung der Inselbevölkerung in knappen sieben Jahrzehnten.

Seine Industrie? Vor 1870 gab es so gut wie gar keine, 1892 erst 2767 Fabriken, 1900 erst 7284. Dann aber 1914: 31717, 1924: 48047, 1931: 64435 Fabriken. Der industrielle Aufschwung Japans ist also ganz neuen Datums, er fällt fast ganz in das zwanzigste Jahrhundert. Japan brauchte, nachdem man es geweckt hatte, erst geraume Zeit, sich zu informieren. Es sandte seine besten Söhne auf die Universitäten, in die Fabriken, Laboratorien und Kontore des Westens. Es ergründete erst, worin der Unterschied bestand zwischen dem feudalistischen Japan der Vergangenheit und dem real arbeitenden, industriell wirksamen Westen. Es studierte bienenfleißig die Gründe für die offenbare Überlegenheit des Westens. Als Perry in Japan mit den Seinen wie ein Cäsar herumstolzerte, als die Japaner nicht wagten, sich ihm und seinen Schiffen, die so seltsam aussahen, zu widersetzen, da erfaßte sie nicht, wie die Chinesen, ohnmächtiger Haß und impotenter Neid, sondern Japan machte sich daran, kalt zu überlegen. Das Inselvolk hatte sich soviel von seiner inneren geistigen Stärke erhalten, Jahrhunderte hindurch, war so unberührt geblieben von allen Geschehnissen in der Umwelt, daß es noch frisch, geistig frisch war, als die Stunde der Entscheidung schlug. Als es sich entscheiden mußte, ob es passives Ausbeutungsobjekt des Westens werden oder sich gegen dessen Vormundschaft anstemmen sollte. Japan wählte den letzteren Weg. Nicht alle Japaner waren damit einverstanden, und es kam zu blutigen inneren Auseinandersetzungen, die aber mit dem Siege der Fortschrittlichen endeten. Die fremdenfeindliche

Bewegung, die hier zahlreiche Anhänger hatte und die, genau wie die kontinentale, chinesische, die Berührung mit dem Westen in Bausch und Bogen ablehnte, wurde immer machtloser, bis sie zuletzt ganz im Keime erstickt wurde. Der alte, feudale Lehnsstaat verschwand und an seine Stelle trat die absolute Monarchie des Meiji Tenno: Japan rüstete sich, dem Westen nachzueifern. Mit welcher Meisterschaft es dies tat, sehen wir aus diesen paar Zahlen: Das japanische Volkseinkommen betrug im Jahre 1885 nur 230 Millionen Yen, 1916 aber genau das Zehnfache und im Jahre 1934 ist die Ziffer auf fast 16 Milliarden Yen angeschwollen. Das heißt, daß sich das japanische Volkseinkommen in fünfzig Jahren fast versiebzigfacht hat, während sich die Volkszahl im gleichen Zeitraum nur verdoppelte! In diesen wenigen Zahlen liegt der Beweis für die Emsigkeit dieses Volkes, für die Meisterschaft, mit der es sich den Methoden des Westens anzupassen wußte.

Und der japanische Handel? Er hat sich wohl noch erstaunlicher entwickelt als die Volkszahl und das nationale Einkommen. Im Jahre 1868, also wenige Jahre nach der „Entdeckung“ Japans durch den Westen, belief sich der japanische Gesamthandel auf ganze 26 Millionen Yen, das heißt, es entfiel auf den Kopf der Bevölkerung noch nicht *ein* Yen Außenhandelsanteil! Aber 1936 belief sich der Gesamthandel Nippons auf fast 6 Milliarden Yen, das ist mehr als das Zweihundertdreißigfache! Mit anderen Worten: in diesen siebzig Jahren hat sich das japanische Volk industrialisiert und kommerzialisiert, und zwar in einem Ausmaße wie kein anderes Volk zuvor. Dieses geweckte Japan stand auf dem Standpunkt, daß es keine Zeit zu verlieren habe, wenn es nicht zur Kolonie Europas und Amerikas herabsinken wollte. Und das wollte es

um keinen Preis. Japan verstand die „neue Zeit“, wußte, wie die Hebel zu bewegen waren, um sich in diese neue Zeit als aktiver Partner einzuschalten. Das ist der fundamentale Unterschied zwischen Insel-Japan und China. In Japan unterdrückte man jede Bestrebung, die die westlichen Methoden verdammte und ablehnte. In China aber bekamen diese Bestrebungen immer mehr Oberwasser, bis sie schließlich aus China ein Ausbeutungsobjekt par excellence machten.

Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Erweckung Japans ging seine politisch-militärische Selbstständigkeit. Japan wollte dem Westen auf schnellstem Wege den Beweis erbringen, daß es nicht daran dachte, irgendeine weiße Vorherrschaft anzuerkennen, daß es Gleichberechtigung mit den Großen dieser Erde verlangte. Dieser Beweis war der Russisch-Japanische Krieg, der mit einem Schlage Japan in die Reihen dieser Großen stellte. Das war die Feuertaufe für dieses Volk. Es schlug die Russen zu Wasser und zu Lande, schlug sie in verbissener Zähigkeit unter Anwendung logischer strategischer Grundsätze. Damit war Japan in den Augen des Westens volljährig geworden.

Wer spricht von einem Volk von Kopisten? Sind das nicht die meisten Völker, mehr oder weniger? Was wäre wohl Amerika, wenn Europa ihm nicht fast alle Vorlagen geliefert hätte? Und nicht nur Vorlagen, sondern auch Kapital, gar Menschenmilionen? Japan aber arbeitete an sich selbst. Holte den Vorsprung des Westens ein. Japan war logisch. Und das ist es geblieben. Und das machte es gerade in den Augen des Westens so seltsam. In China erblickten die Großen immer nur eine gewinnbringende Filiale ihrer Handelshäuser. Daran war nichts Geheimnisvolles. China war

Handelsobjekt. Und das war alles. Japan aber war anders. Japan wurde für den Westen immer mehr zum Prototyp des erwachten Asiens, wurde immer mehr die *Vormacht* des Fernen Ostens. Und gerade das hatte Japan gewollt. Das hatte es angestrebt, seitdem es den Entschluß gefaßt hatte, sich der Methoden des Westens zu bedienen, um seine Zukunft unabhängig und aus eigener Kraft zu gestalten. Und diesem einen Ziel ordnete Japan alles andere unter. Sogar seine politische Daseinsformel. Es nahm neue *Formen* an, die denen des Westens entsprachen, aber sein *Geist* wurzelte nach wie vor in der großen Tradition, die die japanische Einheit geschaffen und lange Jahrhunderte hindurch bewahrt hatte. Das japanische Volk gab sich zwar eine Verfassung westlicher Art, errichtete ein Parlament, ein modernes Verwaltungswesen. Aber es baute alles das — unter Sicherung der überlieferten Werte — organisch auf, während China innerer Zerrissenheit anheimfiel, nachdem es die alten Formen einmal abgelegt hatte. Das ist der bemerkenswerte Unterschied zwischen den beiden großen Völkern Ostasiens. China stürzte in den Spalt zweier Wesensauffassungen, weil es seinen eigenen Geist mit dem des Westens zu identifizieren suchte. Es sah im demokratischen Parlamentarismus allen Ernstes das erstrebenswerte Ziel, brach kompromißlos mit der Vergangenheit. Japan dagegen beließ dem Westen seine politische Weltanschauung und bewahrte seine eigene. Denn Japan wußte und weiß, daß Weltanschauungen nicht am laufenden Band fabriziert werden, um den Großen als Exportware für die Zweitklassigen zu dienen. *Diesen* Artikel hat Japan nie eingeführt und wird ihn nie einführen. Japan hat immer nur Dinge benutzt, die es verarbeiten konnte. Und nicht nur Sachen, sondern auch Ideologien. Japan

ist eine verarbeitende Nation, nicht aber eine, die sich Dinge und Begriffe aufdrängen läßt, die mit ihrem innersten Wesen nicht übereinstimmen. Das ist auch der Grund für die göttliche Mission des Mikado, die man sogar heute noch, im „aufgeklärten Zeitalter“, anerkennt. China aber stürzte seine kaiserlichen Götter, sandte sie ins Exil. Das war eine der ersten Reaktionen Chinas auf den Vorstoß des Westens, aber eine Reaktion, die auf Formalismus fußte, nicht auf den inneren Notwendigkeiten des Staates. Der erste Ansturm des Westens auf dieses längst unterhöhlte China warf den jahrtausendealten Kaiserthron über den Haufen, hatte das Ziel, eine veräußerlichte, total unverständene „Demokratie“ zu schaffen, sollte das „neue“ China mit dem Weihrauch einer „demokratischen Nation“, mit all den Attributen des Parlamentarismus umgeben, der in China so fehl am Platze wirken muß, weil alle Voraussetzungen für eine sinnvolle Anwendung demokratischer Methoden in diesem Lande fehlen.

Japan nahm vom Westen nicht alles an, nur das Nützliche. Es studierte den Westen und nahm von ihm das Beste. Studierte seine Verfassungen, verarbeitete sie, adoptierte davon, was für Japan tauglich war. Studierte seine Produktionsmethoden, seine Sozialgesetzgebung, seine Handelsregeln. Und dieses Studium schuf dann für Japan die Grundlage seiner politischen, wirtschaftlichen und militärischen Souveränität. Je länger die gewaltsam aufgestoßenen japanischen Türen offenstanden, um so mehr wurde sich die Nation bewußt, daß sie sehr viele Schwächen auszugleichen haben würde, ehe sie den Großen an die Seite treten konnte. China hat vor der Schwierigkeit dieser Aufgabe kapituliert, hat sich sogar nie ernsthaft an ihre Lösung herangemacht, bis es zu spät war.

Japan aber legte Steinchen auf Steinchen, ergründete die Überlegenheit der anderen und konstruierte in aller Ruhe seinen Aufbauplan. Japan sah nicht nur die Überlegenheit des Westens, es sah auch dessen Schwächen. Es sah, wie sich der Westen selbst zerfleischte, erfuhr, daß es einen „Westen“ eigentlich gar nicht gibt, sondern daß er in eine große Anzahl konkurrierender Nationen zerfällt, die nicht nur konkurrieren, sondern sich gegenseitig sabotieren. Aber Japan sah auch, daß das so großartig erscheinende Wirtschaftssystem des Westens nicht das Ergebnis staatlichen Willens war, sondern einem individualistischen Profitstreben entsprang und daß gerade diesem Profitstreben China zum Opfer zu fallen drohte. Japan identifizierte die individualistische Profitsucht mit wirtschaftlichem Imperialismus, denn es hatte ja die Vorposten dieses Imperialismus dicht vor der Nase liegen. Waren Hongkong und Tientsin, Kanton und Schanghai, Hawaii und Singapore nicht eigentlich identische Begriffe für den Machthunger des Westens? Mußte Japan nicht aus dem europäisch-amerikanischen Vorstoß nach China, dann in den Pazifik, die Folgerung ziehen, daß es den Großen hier nicht nur um Handelsvorrechte ging, sondern um die Kontrolle der *Macht*? Der Macht auch unmittelbar vor Japans Toren? Machten sich die Amerikaner nicht sogar in Korea zu schaffen, wo sie doch weiß Gott nichts zu suchen hatten? Taten sie das etwa, um „ihre legitimen Interessen zu verteidigen“? Oder nicht vielmehr deshalb, um das Aufkommen einer neuen Großmacht im Pazifik zu hintertreiben?

Japan sah sich, als man seinen Eintritt in die Welt erzwang, vor einer Lage, die es vor völlig neue Aufgaben stellte. Hätte dieses Japan nicht einen eisernen Willen besessen, es würde mit die-

ser Aufgabe ebensowenig fertig geworden sein wie China. Aber Japan erkannte die Gefahr, die in dem Ballast einer nutzlosen, toten, niederdrückenden Tradition lag. Es hatte ja nicht wie China auf eine so großartige Geschichte zurückzublicken, sondern nur auf eine konservative Klausur, die ihm keine Sensationen beschert hatte. Japan hatte sich gegen die Mongolenherrscher erfolgreich verteidigen können, verschanzte sich auf seinen Inseln und drosselte den Bevölkerungszuwachs. Bevor es mit dem Westen in Berührung kam, hatte Japan den Willen, das eigene Volk aus dem nationalen Boden zu ernähren, es mit dem sattzumachen, was hier wuchs. Das war wahrlich nicht viel. Und weil es nicht viel war, wurden die Japaner genügsame, unstreberische Menschen, mit wenig Ehrgeiz, noch weniger Machtgelüsten und keinem erkennbaren Bedarf an Reformen. Sie lagen am Rande der Welt, unbekannt, ohne Reibungsflächen mit der Umwelt, waren ein Volk von Reisbauern und Fischern, noch ganz unpräntiös. Es war ein sehr bescheidenes Schlaraffia, dieses unentdeckte Japan, aber ein Schlaraffia, in dem die Armut mehr regierte als das Wohlleben. Aber das Volk empfand die Armut nicht, weil es nicht wußte, daß es besser hätte leben können. Diesen Ehrgeiz, auf ein besseres nationales und soziales Leben hinzustreben, hat erst der Westen dorthin getragen, als er Japan darauf aufmerksam machte, daß die Welt so reich ist und daß ihre Reichtümer allen denen offenstehen, die Augen haben, zu sehen, und Kraft, um zu erobern. Und dann riß Japan die Augen auf und umschlang das Schwert. Aus den Reisbauern und Fischern wurde wieder eine Nation von Kriegern, und der Staat war es, der dafür sorgte, daß diesen Kriegern ein gemeinsames Ziel gesetzt wurde. Der größte innere Feind der Neuordnung, der Feudalismus

der Daimyos, beugte sich der nationalen Notwendigkeit. Und das war *wieder* etwas, was Europa nicht verstand. Hatte man nicht in den meisten Ländern Europas blutige innere Kriege führen müssen, um die feudale Macht der Standesherren nach und nach zu brechen? Hatte nicht Deutschland, nicht auch Italien dazu Jahrhunderte gebraucht, um eine einheitliche nationale Stoßkraft herzustellen? Japan brauchte dazu, als das Ziel einmal erkannt war, nur wenige Jahre. Selbst die größten Nutznießer des alten Feudalsystems baten den Kaiser um „Gesetze, damit ein gleiches Recht im Reiche herrsche“. Sie begnügten sich, als diese Gesetze erschienen waren, mit einem Zehntel ihres bisherigen Einkommens. Damit war der letzte Rest des Feudalismus politisch und wirtschaftlich beseitigt, nicht durch langwierige Bruderkriege wie in Europa, sondern auf Grund einer allen gemeinsamen höheren Einsicht: daß Japan zusammenhalten müsse, um die Vormachtstellung des Westens zu untergraben. Das war der erste und vielleicht größte Beweis für die Meisterschaft, mit der das japanische Volk den politischen Realismus handhabte. Fast überall anderswo in der Welt kamen die Reformen erst, nachdem der nationale Boden blutgetränkt war; in Japan kamen sie auf der Grundlage gemeinsamer Einsicht. Konnte es anders sein, als daß ein solches Volk sich zu einer Führerrolle unter den großen Nationen der Welt emporschwingen mußte?

Japan ist damit den Weg der politischen Vernunft gegangen, gerade, konsequent und bis zur Selbstaufopferung. Dazu gab es damals in Europa, überhaupt in der Welt kein Gegenstück. Und bis diese Welt das begriff, bis sie erkannt hatte, daß in Japan ein neuer Mittelpunkt der politischen Aktivität sich formte, war Japan schon fast fertig mit

seinem Aufbau. Wir haben es uns angewöhnt, Amerika wegen der Schnelligkeit seiner Entwicklung zu bestaunen, aber das, was sich am anderen Ufer des Pazifik in jenen Jahren ereignete, war weit mehr der Bewunderung wert, als die mit Unterstützung ganz Europas vollzogene Kopierung altbekannter Vorlagen. Amerika hatte unermesslichen Raum, unermessliche Bodenschätze, so gut wie keine Feinde an seinen Grenzen, hatte im Rücken die Erfahrungen und den Beistand der gesamten zivilisierten Welt. Japan hatte nichts von alledem. Im Gegenteil, es mußte aus sich heraus alles das erst aufbauen, der profitgierigen Umwelt zum Trotz. Mußte im wesentlichen aus sich selbst heraus erst eine Grundlage schaffen, auf der der Bau des Größeren Japan errichtet werden konnte. Und dieser Aufbau vollzog sich nicht reibungslos, wie der in Amerika, denn ringsherum lauerten Feinde, mißgünstige Feinde, die sich, als sie Japan weckten, darunter etwas ganz anderes vorgestellt hatten, als sich selbst einen Nebenbuhler an die Seite zu setzen. Rußland lag auf der Lauer, stieß trotz seiner Übersättigung mit Land und mit Reichtümern des Bodens immer weiter gegen den Fernen Osten vor, versuchte, das wachsende Japan vom asiatischen Festland abzuriegeln. Dann war Amerika zur Stelle und schob seine strategischen und wirtschaftlichen Fangarme weit nach Asien vor, fast bis in die Wasser Japans. England war voll Mißtrauen, nachdem der erste Plan, Japan einseitig dem europäischen Handel zu öffnen, fehlgeschlagen war und ein so unerwartetes Ergebnis zeitigte, mit dem man weder in London noch in Washington gerechnet hatte. Diese drei gewaltigen Mächte lagen wie eine Schnur um Japans Hals, beengten seine Initiative, wo sie nur konnten. Aber Japan tastete sich hindurch.

Es zerschnitt den russischen Strick, lockerte dann die anglo-amerikanischen Fesseln und, als es wieder Luft bekam, setzte es zum Sprung an. Wie ein Tiger stürzte es sich auf das vor ihm liegende Sprungbrett, riß Korea an sich, faßte auf dem Kontinent Fuß, um nicht mehr zu weichen, nie mehr. Das war der japanische Schwur. Wo Japan ist, da geht es nicht mehr fort. Der Westen hatte in der törichten Vermutung, aus Japan einen lammhaften Käufer machen zu können, die Tür nach Nippon aufgestoßen. Die Antwort Japans aber war, daß es jetzt durch diese selbe Tür in die Welt hinausstürmte, von der Defensive zur Offensive überging, so schnell, daß sich der Westen, ehe er sich sammeln konnte, vor vollendete Tatsachen gestellt sah. Japan wurde Großmacht. Aus dem koreanischen Sprungbrett machte es dann einen idealen Startplatz für das kommende kontinentale Imperium. Der japanischen Härte lag hier nur die zerrissene Riesenhaftigkeit Chinas gegenüber, wahrlich kein ebenbürtiger Gegner für eine Nation, die in der Selbstaufopferung die Grundlage der nationalen Größe sieht. Japan untergrub die chinesische Stellung in der Mandschurei, riß die Herrschaft hier dann vollends an sich, stieß dann sogar in das Kernland Chinas vor. Wo war da Widerstand zu leisten? Japan war mit der typischen Wendigkeit und Behendigkeit seiner Rasse überall da, wo der große Feind nicht war. Es umging ihn, getreu dem alten strategischen Grundsatz, daß ein Gegner in der Umfassung am leichtesten zum Weichen gebracht werden kann. In Japan kannte man die strategischen Grundsätze von Hannibal und Clauzewitz ebensogut wie in den hochgezüchteten Staaten des Westens.

Der Sprung auf den asiatischen Kontinent, den Japan im Jahre 1904 — nach verschiedenen An-

sätzen in den vorangegangenen Jahren — unternahm, hatte gleichzeitig zwei besonders wichtige Ergebnisse. Das erste war, daß Japan Kolonialmacht wurde, Träger eines aufzubauenden Imperiums, und das zweite, daß sein damals größter und bedrohlichster Feind — Rußland — zurückgeworfen wurde. Die Duplizität der Gunst der Ereignisse aber stieg Japan nicht zu Kopf. Es wartete in aufmerksamer Ruhe auf die nächste günstige Gelegenheit, wo es einen weiteren Sprung nach Asien tun konnte. Japan hatte sich unter dem Druck des Westens industrialisiert, aber ihm fehlten die Urstoffe, um diese verarbeiten und wieder ausführen zu können. Es ist die uralte Melodie, die aber trotzdem nicht der Mode unterworfen ist, daß ein innerlich starkes Volk, das zu Leistungen befähigt und zu solchen Leistungen auch willens ist, nach vorwärts drängt, nicht zur Befriedigung nationaler Machtgelüste, sondern um die heranwachsende Nation satt zu bekommen. Es ist ja dieselbe Melodie, die auch heute von den verjüngten Staaten Europas gesungen wird, sehr zum Leidwesen der saturierten Völker, die wahllos in ihren Magen alles hineinstopften, was nur hineinging. Das sind die Hamster unter den Nationen, und überall stoßen wir auf ihre Reservoirs. Japan sah die dicken Bäckentaschen dieser Hamster aufreizend nah vor sich, während es selbst dastand, ein großes Volk, dem der ausreichende Lebensraum versagt war, das nicht genügend Boden besaß, um die Ernährung sicherzustellen. Jahr für Jahr wanderten Tausende von Japanern aus, weil sie in der Heimat keine ausreichende Existenzmöglichkeit mehr sahen. Aber selbst gegen die japanische Auswanderung sperrte sich die westliche Welt. So sind die tatsächlichen Zahlen der japanischen Auswanderung recht gering, verglichen mit denen Deutsch-

lands, Italiens oder auch Englands. Schon im Jahre 1898 riegelten die Amerikaner die japanische Einwanderung nach dem inzwischen amerikanisch gewordenen Hawaii ab. Immer mehr stieß die weiße Welt Japan von sich, machte aus der japanischen Nation eine zweitklassige, die auf ihren vulkanischen Inseln sehen mochte, wie sie satt wurde. Das war Japans Problem und ist es noch heute.

Japans Bevölkerungszuwachs im Zeitraum von 1894 bis 1914 betrug durchschnittlich pro Jahr 650000 Menschen, die Bevölkerungsdichte stieg im gleichen Zeitraum von 112 auf 146 Einwohner auf den Quadratkilometer! Der Raum aber blieb der gleiche, blieb eingengt und vollkommen ungenügend. So schälte sich immer mehr das Ziel heraus, die räumliche Enge der heimatlichen Inseln durch einen größeren Lebensraum zu ergänzen, der die Lebensgrundlage des japanischen Volkes und gleichzeitig seinen Herrschaftsanspruch als Vormacht Ostasiens sicherstellen konnte. Groß war die Armut dieses Volkes, als die Weißen an seine Tore klopfen. Von einer Handvoll Reis lebte es, von selbstgefangenen Fischen. Was soll man dazu sagen, daß noch im Jahre 1870 hier auf den Kopf der Bevölkerung ein *Jahreseinkommen* von sage und schreibe 7 Yen entfiel, das waren nach dem normalen Kurswert etwa 14 Mark? Gewiß war diese Armut für Japan nicht dasselbe, was sie für Europa oder Amerika gewesen wäre, denn welcher Europäer oder Amerikaner würde sich jahre- und jahrzehntelang mit einem solchen „Einkommen“ begnügen haben? In jenem alten Japan war diese Armut normalisiert, Ausnahmen gab es nur sehr wenige, vereinzelte. Und trotzdem saß in jedem Japaner die ungeweckte Sehnsucht nach der Ferne des Wohlstandes. Der Japaner ist kein Materialist, er ist eher das Gegenteil davon, in Selbst-

aufopferung erzogen. Und dennoch ist er Mensch. Ein Mensch, der einer vorzüglichen Staatsorganisation untersteht. In Japan ist der Staat, die *Gemeinschaft* alles, der einzelne nur ausführendes Organ des staatlichen Willens. Das theokratische, sich der Mission des Gott-Kaisers willig fügende Volk lebt nur der Gemeinschaft. Und erst der Westen brachte, als er Japans Tore aufriß, eine neue Note in das japanische Leben, gaukelte ihm erst die Annehmlichkeiten einer politischen und wirtschaftlichen Machtstellung vor, die man bis dahin in Japan nicht gekannt hatte. Japan hat gute, scharfe Augen. Es sah nicht nur den Pazifik, sondern sah weit darüber hinaus. Es sah ganz Asien, Amerika, Australien, dann Europa. Und was es da sah, machte es hungriger denn je. Es sah gefüllte Fleischtöpfe, riesige qualmende Fabriken, die seltsame, bis dahin nie gesehene Dinge herstellten, sah kolossale Schiffe aus Eisen und Stahl, hörte den Donner fremdartiger Kanonenschlünde. Seine Söhne, die nach Westen fuhren, um dort zu beobachten und zu lernen, berichteten von unerhörtem Reichtum, von gepanzerten Armeen, riesigen steinernen Häusern, einer vielgestaltigen, ertragreichen Bodenkultur, einem sorgfältig ausgebauten Wirtschaftssystem. Sie erzählten, mit einem Wort, von der *Macht* des Westens und von seinem Reichtum, seinen scheinbar unerschöpflichen Hilfsquellen, die ihm in der ganzen Welt offenstanden.

Das war ein Ziel, das den höchsten Einsatz lohnte! Da schlummerte eine Kraft, von der Japan vorher keine Ahnung gehabt hatte. Und der Einsatz, der auch Japan in den Besitz dieser Kraft bringen sollte, hieß: *Totalität der Gemeinschaft*. Auf diesen Nenner brachte Japan sein nationales Leben, wies den einzelnen in die Schranken seiner Pflichten. Die Theokratie gab dazu den besten Bo-

den, denn sie machte die Pflicht des einzelnen zum geordneten Leben innerhalb der Gemeinschaft zur gottgewollten Norm. Dieser Norm hatte sich die Nation einzufügen. Und sie fügte sich ein. Nicht ganz ohne anfängliche Widerstände, aber gerade diese Widerstände, die schnell überwunden wurden, machten die Norm nur desto härter. Der Aufbau des japanischen Staatswesens ist mit keinem anderen in der Welt zu vergleichen, weder mit den autoritären Prinzipien der verjüngten europäischen Nationen und schon gar nicht mit der modern frisierten, veräußerlichten „Demokratie“ der Weststaaten. Zu China steht das neue Japan im stärksten Gegensatz, nicht nur machtpolitisch, sondern in erster Linie weltanschaulich, staatsideologisch. China kopierte die Form des Westens, ohne ihren Inhalt zu verstehen, Japan dagegen übernahm zwar auch die neue Form, aber es bewahrte die staatliche und kulturelle Tradition, übernahm vom Westen nur das, was sich in den Rahmen des japanischen Aufbaues einfügen ließ, ohne zerstörend zu wirken. China zerfleischte sich in einer angequälten „demokratischen“ Formsucht, Japan dagegen zog seine besten Kräfte aus der Anwendung der *Erfahrungen* des Westens. Das war und ist der klaffende Unterschied zwischen den beiden großen Völkern Ostasiens, der eines Tages, wenn Japan die Zeit für reif erachtete, zum entscheidenden Zusammenstoß führen *mußte*. Nicht zum Zusammenstoß mit dem Westen, wie die Welt immer glaubte und es sich ausmalte, sondern mit Kontinental-Asien. Für Japan ist der Westen nur zum Teil Bedrucker, das *verkümmerte* kontinentale Asien aber ist sein *Feind*. Und einen Feind muß man nicht nur besiegen, sondern vernichten. Den Westen kann Japan nicht vernichten, wohl aber das riesige, zerrissene China, das

den Westen immer zur Aggression aufreizte. Und Japan konnte – und kann – dieses Aufreizen nicht dulden, kann nicht zugeben, daß ihm unmittelbar gegenüber ein schwacher, ausgehöhlter Staat sein Dasein fristet, der dem Westen als Ausbeutungsobjekt dient. Japan will die imperialistischen Ausbeuter im fernöstlichen Raum nicht mehr sehen, will sie aus diesem Raum endgültig ausschließen. Sie mögen sich anderswo sättigen, aber nicht auf Japans und Chinas Kosten.

Das ist die Politik des modernen Japan. Schutz des eigenen Raumes. Und daß zu diesem Schutz auch die notwendige *Ausweitung* dieses Raumes gehört, verstehen die raumengen, erwachten Völker Europas am besten, die saturierten wohl am schlechtesten. Ein Shylock denkt immer nur an sich, an seine kleinlichen „Rechte“, auch wenn sie nur ein schäbiges Pfund Fleisch aus dem Körper eines unfreien Volkes betreffen. Der imperialistische Westen dachte in China so shylockartig, daß die Ausbrüche des chinesischen und japanischen Unwillens nicht mehr als logisch sind.

In seinem Buch „Das Ziel der japanischen Expansion“ schreibt der Ministerialdirektor Kawai, Chef der Informationsabteilung und Sprecher des Außenamtes in Tokio, folgendes: „Hinter dem militärischen Ringen zwischen Japan und China sind letzten Endes Kräfte am Werk, die sich um die Gestaltung neuer ideologischer Erkenntnisse bemühen. Der ostasiatische Geist hat nach jahrhundertelangem Schlaf erst in Japan wieder durch die Berührung mit der Kultur des Westens neue Impulse empfangen. In gewaltiger Synthese zwischen der Kultur des Ostens und des Westens hat Japan den *neuen asiatischen Geist* geschaffen und ist daher berechtigt, im Fernen Osten als Führer die Rassen zu neuem Lebensgefühl zu leiten. Im

gemeinsamen Glauben an Asien müssen der selbstsüchtige Individualismus und der Materialismus europäischer Prägung mit allen ihren für die europäisch-asiatischen Beziehungen so verhängnisvollen Folgeerscheinungen beseitigt werden. *Japan ist der Vorkämpfer eines neuen Zeitalters und die Hoffnung eines neuen Asien.*“ Kawai hat damit nur ausgesprochen, was ganz Japan denkt und glaubt. Die japanische Armee, jeder einzelne Soldat und jeder Offizier, so hoch er auch gestellt sei, kämpft für die Vergrößerung seines Vaterlandes, seiner Heimat, die so eng ist, daß zwei Drittel der japanischen Bauern nur eine Bodenfläche von unter einem halben Hektar (!) bearbeiten können. Japans Soldaten und Offiziere sind nichts anderes als bewaffnete Bauern, sie kämpfen für ihren eigenen, winzigen Hof. Solange Japan nicht neues Land hinzuerobert, gutes, ackerbaufähiges Land in einem erträglichen Klima, solange wird der Erstickungsprozeß des japanischen Bauerntums weitergehen.

Aber Japan will nicht, daß sein Bauerntum dahinsiecht. Es hat kein Interesse daran, Baumrinde zu verspeisen, wenn in greifbarer Nähe fruchtbare Felder liegen, die die japanischen Bauern nur deshalb nicht bestellen können, weil sie zu einem anderen Staat gehören. Das begreift Japan nicht. Und *kann* es nicht begreifen. Hunger kennt kein Gebot. Und nationaler Hunger eines Siebzigmillionenvolkes schon gar nicht.

Japan hat eigentlich zwei Kasten: den Bauernstand und den Krieger, und beide sind auf das engste miteinander verbunden. Die Industrialisierung schuf dann einen dritten Stand, den städtischen Arbeiter. Dieser Arbeiter stand sich weit besser als der Bauer. Er zahlte weniger Steuern, lebte bei weitem besser und erfreute sich einer

liberaleren Behandlung. Der Bauer war jahrzehntelang das Leidenskind des japanischen Volkes. Selbst die Verteilung des Großgrundbesitzes nutzte ihm nicht viel, denn er verflocht sich bald in den Netzen der Geldverleiher, die seine Notlage ausnutzten und ihm das Land wieder nahmen. Der japanische Bauer stolperte aus einer Krisis in die andere. Er schickte seine Kinder in die Fabriken, oder, besser gesagt, er verkaufte sie, ließ sie sich hypothekarisch beleihen, so wie man bei uns ein Haus als Kreditunterlage benutzt. Der Bauer lag immer am Boden. Und er stellt die Mehrheit der Nation.

Wie kommt das? Wie kommt es, daß ein so kluges Volk wie die Japaner scheinbar nichts tat, um der Notlage des Bauerntums abzuhelfen? Es gibt europäische Schriftsteller, die sogar davon sprechen, daß Japan an dem Elend seiner breiten Bauernmassen zugrunde gehen werde. Die behaupten, daß Japan seinen Bauern nicht helfen *kann*, weil es zu machtpolitisch denke. Die sogar einen Gegensatz zwischen Stadt und Land sehen. Aber das ist nicht richtig. Das ist alles durch die europäische Brille unseres anders ausgeprägten Sozialempfindens gesehen. Asien kennt nicht die gleichen sozialen Bindungen und Verpflichtungen wie wir, insbesondere wie wir Deutschen. Asien — und Japan ist auch Asien — denkt anders, ganz anders. Japan sieht gar nichts darin, wenn vierzehnjährige Mädchen täglich zehn Stunden schwere Fabrikarbeit leisten. Es macht sich auch nichts daraus, daß diese Mädchen ihren Eltern regelrecht abgekauft werden, dann den Kaufpreis — 500, manchmal 600 Yen — in jahrelanger Fron abarbeiten müssen. Da kann man mit dem sozialen Maßstab des Westens wahrlich nicht messen. Das ist eben Asien. Und doch ist auch dieses Asien mensch-

lich. Es *scheint* nur so, als ob Japan für seine dar-  
benden Bauern nichts täte. Im Gegenteil, die ganze  
Nation arbeitet für sie, plant für sie. Denn Japan  
ist ein Bauernstaat, 50,3 Prozent seiner Bevölke-  
rung sind Bauern, Reisbauern, Fischer, Seiden-  
bauern. Ganz Japan denkt bäuerlich. Krieger und  
Bauern sind eins. Der Bauer will mehr Land,  
will vor allen Dingen besseres Land. Will aus der  
katastrophalen Enge seines Daseins heraus. Und  
sind mit diesen wenigen Worten nicht auch schon  
die Ziele der japanischen Machtpolitik umrissen?  
Deckt sich das Streben Tokios nach *Raum* nicht  
völlig mit der alten Sehnsucht des Bauerntums?  
Gewiß, man hat eine große Industrie geschaffen,  
sogar eine gewaltige, spezialisierte Schwerindus-  
trie, die sich mit der europäisch-amerikanischen  
messen kann. Aber diese Industrie ist nur Hilfs-  
mittel, sie dient nur dazu, die wirtschaftlichen und  
militärischen *Waffen* zu schmieden, die man ge-  
brauchen wird, um das Ziel zu erreichen. Und dies-  
es Ziel heißt immer und immer wieder: *Raum*.  
Der Bauer braucht Raum, und auch die Industrie,  
die die Kampfmittel geben soll, braucht ihn. *Ganz  
Japan braucht Raum*, aber Ausgangspunkt für  
dieses Streben ist das Bauerntum, aus dessen Söh-  
nen sich Heer und Flotte zusammensetzt. Die ja-  
panische Industrie ist nur eine Kopie, allerdings  
eine vortrefflich gelungene Kopie des Westens.  
Japan hat versucht, der Industrie die Aufgabe zu  
übertragen, Japan unabhängig zu machen. Man  
produzierte ja so billig. Die kleinen Mädchen in  
den Fabriken, die fast nichts kosteten, die ab-  
norme Niedrigkeit des allgemeinen Lohnniveaus,  
der nach unseren Begriffen geringe Lebensstan-  
dard, alles das konnte ja nur dazu führen, daß die  
japanischen Produkte nur einen Bruchteil dessen  
kosteten, was Europa und Amerika für die glei-

chen Dinge verlangten. Aber gegen diese „Dumping“-Gefahr schloß sich der Westen einmütig zusammen. Der Boykott der billigen japanischen Waren machte sie in wenigen Jahren unverkäuflich. Der Westen ließ sich wirtschaftlich nicht erobern. Das war die Lehre, die das *industrielle* Japan aus dem mißglückten Vorstoß seiner Expansionswirtschaft zog. Und kann kehrte es wieder zu der alten bäuerlichen Forderung zurück, die nach Raumausweitung zielte. Den wirtschaftsfriedlichen Wettbewerbsversuch hat Japan also gemacht, aber dieser Versuch wandte sich gegen die heiligsten Traditionen des westlichen Handels. Und deshalb mußte er scheitern. Japan kann nicht gegen den Westen gehen, weder wirtschaftlich noch militärisch. Kann ihn nicht besiegen oder gar vernichten. Das ist nicht Japans Mission. Die liegt ganz woanders. Liegt in Asien. Nicht in Europa oder Amerika. Und das hat Japan begriffen, als es zum zweiten entscheidenden Sprung auf den Kontinent ansetzte.

Zwei Drittel des japanischen Arbeiterstammes in der Großindustrie sind Frauen und halbwüchsige Mädchen, die durchschnittlich — bei freier Unterkunft und Verpflegung — einen Yen (70 Pfennig!) am Tage verdienen. Aber die großen Spinnereien, Eisenwalzwerke, Bank- und Versicherungskonzerne der Mitsui und Mitsubishi, der Okura und Okazaki, die Paläste der City von Tokio und Osaka, das ultramoderne Treiben in den Riesenstädten, alles das kann nichts daran ändern, daß Japan eine Nation von Bauern ist. Die japanische Industrie, die so expansiv in die Welt vorstieß, *damit* die Menschenmassen Japans überhaupt leben konnten, *damit* der enorme Menschenüberfluß der Inseln absorbiert werden konnte, hat sich insofern als falsche Spekulation erwiesen, als das Problem

der Raumlosigkeit dadurch nicht gelöst, nicht einmal umgangen wurde. Japan *kann* um dieses Problem nicht herumgehen, weder jetzt noch in Zukunft. Mit der Erkenntnis der Wahrheit, daß die politische Macht und damit Unabhängigkeit eines Volkes von seiner numerischen Entwicklung direkt abhängt, mußte Japan den Weg gehen, auch ein zahlenmäßig starkes Volk zu werden, das auch im politischen Ziel geeint war. Und dieses Ziel besteht nicht — weder heute noch morgen — darin, eine technisierte und mechanisierte Nation zu schaffen, denn das ist kein Ziel, sondern nur Mittel zur Erreichung des Zieles, sondern darin, dem Volkskörper den Volksraum anzupassen. *Jetzt* durchzieht dieses Ziel alle Phasen des japanischen Lebens, nachdem der kurze Wunschtraum einer dominierenden, auf Preisbilligkeit und Expansion gegen Westen aufgebauten Industriewirtschaft ausgeträumt ist. Und als Japan sich, nach diesem Traum, die Augen rieb, da sah es Asien vor sich liegen, klarer denn je. Ganz Asien in seiner unendlichen Größe und Geheimnisfülle. Ein Asien, das machtlos war, zersplittert, in den Händen fremder Ideologen, die mit Asien alle nichts zu tun hatten. Da verzichtete Japan endgültig auf die „friedliche Mitarbeit mit dem Westen“ und beschloß, sich *ohne* den Westen seinen Weg zu bahnen. Aus dem Boykott lernte es, ihm wirksam zu begegnen.

Tokio, Osaka, fast ganz Japan steht auf Vulkanen, todbringenden Vulkanen, die Japan von heute auf morgen um Jahrzehnte zurückwerfen können. Der letzte Ausbruch im Jahre 1923 glich in seinen Zerstörungen, seinen Verlusten an Menschenleben und seinen finanziellen Einwirkungen einem verlorenen großen Kriege. Nicht weniger als 250000 Menschen verschlang dieses Erdbeben, 10 Milliarden Mark war die wirtschaftliche Einbuße, die ganze

Nation war betroffen. Im Kampf gegen die Natur ist Japan machtlos, wie alle Menschen. Aber Japan hat aus dieser Katastrophe gelernt. Dieser feuer- und lavasprühende Hexenkessel trug für Japan die Lehre in sich, daß es nun um so mehr danach streben müsse, auf dem sicheren Boden des Kontinents festen Fuß zu fassen. Die Katastrophe des Jahres 1923 war nicht, wie man im Westen vielfach annahm, der Anfang des machtpolitischen „Abstiegs“ Japans, sondern ganz im Gegenteil: sie unterstrich aufs neue und grausamste die Notwendigkeit der territorialen Expansion des geplagten Inselvolkes. Dr. Walter Hagemann schreibt in seinem Buch „Das erwachende Asien“: „Das Jahr 1920 war der Wendepunkt des japanischen Großmachtgedankens, und das Erdbeben, welches drei Jahre später Yokohama und Tokio in Trümmern legte, führte den machtpolitischen Abstieg herbei.“ Im Jahre 1920 hatte Japan das ehemals deutsche Tsingtau auf Drängen der Westmächte wieder aufgeben müssen. Es tat das grollend und ballte die Faust in der Tasche. Wenn Japan sich vorher noch Illusionen über den Westen hingegeben haben mochte, insbesondere über den Wert des „Bündnisses“ mit England, so war jetzt die Maske gefallen. Japan sah, daß der Westen um jeden Preis das japanische Festsetzen in China verhindern wollte; es sah, daß es den Weg der notwendigen Expansion nur noch *ohne* den Westen gehen konnte, sogar *gegen* ihn. Japan hatte den Sprung nach Nordchina nicht umsonst unternommen. Es würde nicht mehr weichen. Und wenn es auf die Vorstellungen der Mächte hin das eroberte Tsingtau damals auch preisgab, so tat es das nur, um diese Schmach doppelt und dreifach zu tilgen. Es sah ja in diesem Verhalten des Westens nur eine Bestätigung dafür, daß die imperialistischen Mächte nicht um

der „Integrität Chinas“ willen sich der Annexion Tsingtaus widersetzen, sondern um Japans Hals wieder einen Strick anzulegen. Sie hatten zwar im Weltkrieg Japan um Hilfe gebeten, aber als es an die Verteilung der Beute ging, da nahmen sie die Beute selbst an sich. Italien und Japan wurden um den Preis ihrer Kriegsteilnahme betrogen. Italien hat sich das gemerkt – und Japan auch. Und beide Nationen haben den richtigen Augenblick abgewartet, um die aufgelaufene Rechnung der imperialistischen Welt zu präsentieren. Japan vergißt keine ihm angetane Schmach. Und was England, Frankreich, Amerika ihm damit antaten, das müssen sie jetzt nicht nur doppelt und dreifach, sondern mit dem totalen Verlust ihrer chinesischen Position bezahlen. Törichter Westen!

Japan stieg seit 1923 nicht nur nicht bergab, sondern es betrieb seinen *Aufstieg* nur um so härter, kompromißloser. Japan kann auf seinen engen, feuerspeienden, nur wenig fruchtbaren Inseln nicht des Lebens froh werden. Was auch immer es dort aufbauen mag, die nächste Naturkatastrophe kann alles wieder ersticken. Begreift die Welt nicht, daß selbst die widrige Natur seiner Heimat Japan zwingt, das ungeheure Risiko dieser Natur durch Raumerweiterung auszugleichen, daß Japan auf diesen Inseln sich nicht ewig vergraben kann, um zu verhungern oder Erdbeben zum Opfer zu fallen? Wenn Japan zehn Milliarden Mark bezahlt hat, so ist die Erfahrung, die ihm dieses ungeheure Opfer einbrachte, bei weitem mehr wert. Und die Viertelmillion Menschenopfer sind nicht umsonst gebracht. Sowohl in dem erzwungenen Verzicht auf Tsingtau wie auch in dem letzten Erdbeben lag für Japan die harte Aufforderung, seinen Weg nach Asien nun um so konsequenter zu gehen, ohne nach rechts und links zu

schauen. Die politischen Bündnisse Japans mit den Weltreichen des Westens haben ihm nichts als schwerste Enttäuschungen eingebracht. Und auf der Linie dieser Enttäuschungen liegt seine heutige Ostasienpolitik begründet. Vielleicht hätte der Westen es anders haben können, wenn er nicht so habgierig und nichtsgönnend gewesen wäre. Japan hat sich nicht umsonst mit den jungen, gleich ihm raumengen Großstaaten Europas zusammengetan; das ist nichts anderes als die Quittung für die Politik der Habgier der übersättigten Nationen.

Japans Bauern sehen ihre winzigen Felder verwüstet, müssen jeden Tag, jede Stunde damit rechnen, daß ihr Aufbauwerk aufs neue vernichtet wird. Selbst das kummervolle Dasein, das sie fristen, ist ihnen noch nicht einmal sicher, der Tod lauert in jeder Stunde. Wie kann es anders sein, als daß diese Bauern, diese verhärteten und vergrämten Menschenmillionen, obwohl sie an ihrer Heimat hängen, sich doch nach dem Draußen sehnen, nach einem Minimum an Existenzsicherheit, das ihnen die Inseln zu verweigern drohen? Tsingtau und Yokohama sind nicht die „schwarzen Tage der japanischen Nation“, sondern im Gegenteil eher die Geburtsstunde eines klaren, von allen Schlacken befreiten Zieles. Eine große Nation wird durch einen solchen Verlust, wie er Japan 1923 traf, nicht auf die Knie gezwungen, sondern gerade umgekehrt: aus der Not formt sich eiserne Entschlossenheit. Liegt nicht auch das Fundament für Deutschlands heutige Größe in seiner einstigen Not und seinem tiefsten Fall? Nur *die* Völker verdienen Größe, die sie sich auf Grund widriger Schicksalsschläge erkämpft haben. Deutschland, Italien, Japan, Spanien: das sind alles große Nationen, die durch das Fegefeuer der Not und der Schmach gingen, aber sie alle haben sich hindurch-

gearbeitet und haben aus dieser Not und Schmach die Härte und Logik ihrer *größeren* Entwicklung geformt. Man wird, wenn man die politischen Wege Japans verfolgt, das nie außer acht lassen dürfen, daß Japan auch zu den Ausgebeuteten gehörte, jahrzehntelang, und daß es der Wille der großen Shylocks war — und zum Teil heute noch ist —, die Schlinge um Japans Hals enger und immer enger zu ziehen. Ich glaube, die Shylocks kommen noch gut weg, wenn Japan sich mit der politischen Logik begnügt und nicht den Weg der Rache beschreitet. Denn Japan vergißt nicht leicht.

Man legt sich oft die Frage vor: ist Tokio Japan, oder Osaka, oder Kobe? Ist es äußerer Firnis, etwa wie Schanghai oder Sidney, oder ist das wirklich ein Teil des japanischen Gesichts? Gehören die Boulevards in den großen Inselstädten, die ganz im westlichen Stil aufgemachten Tanzbars, die Omnibusse und die Pullmanzüge, gehört das alles zu Japan, oder ist das aufoktroiyierter Westen? Nein, davon ist nichts aufoktroiyiert, denn Japan läßt sich weder zu Formen noch zu Inhalt zwingen. Es akzeptiert, was ihm gut erscheint. Japan erscheint uns kalt, berechnend, und doch ist diese Kälte und Berechnung nichts anderes als das einzige Mittel, das Japan in der Hand hat, um von der westlichen Vormacht nicht erdrückt zu werden. Es schmiedet dieselben Waffen, dieselben Maschinen und dieselbe Zivilisationsform wie Amerika, England oder Deutschland. Es benutzt alle Errungenschaften der modernen Technik, um sich von ihrer Vorherrschaft freizumachen, um ihr *Herr* zu sein. Denn Japan hat erkannt, daß ein Sichanstemmen gegen den Maschinengeist gleichbedeutend sein müßte mit der Unterwerfung unter seine wirkungsvollsten Formen. Und deshalb hat Japan diesen Geist akzeptiert und ihn ausgebaut, als wäre es sein eige-

ner. Das japanische Gesicht ist vielgestaltiger als das chinesische oder mongolische, vielgestaltiger deshalb, weil Japan *aller* Dinge Herr sein will und nicht ihr Sklave. Und dieses Herrseinwollen prägt sich lebhaft in der Physiognomie des heutigen Japan aus, in der Meisterschaft, mit der dieses Volk lernt, nachmacht und schließlich wirklich meistert. Der unendlichen Kleinarbeit, die mit dieser Mechanisierungsarbeit verbunden ist, unterzog sich Japan bereitwillig, um das große Ziel zu erreichen: die Schlinge um seinen Hals zu lockern und schließlich abzureißen.

Deshalb ist Tokio Japan. Deshalb sind die stets überfüllten Straßenbahnen und Omnibusse, die gut eingerichteten Expreszüge und die Lifts in den Wolkenkratzern der Mitsuibüros, deshalb ist alles das ebenso Japan, wie es wirklich ist, wie die vielbesungene Kirschblüte und die — ach so romantischen! — Teehäuser in Yoshiwara. Vielleicht sind diese Reminiszenzen des *alten* Japan für den Westen angenehmer, ungefährlicher und auch verständlicher gewesen als das industrialisierte, äußerlich so völlig modernisierte Japan unserer Tage. Das romantische Japan der vergangenen Jahrzehnte war kein Alpdruck für die Großmächte, aber man nahm diesem Lande ein gut Teil seiner ungefährlichen, touristisch so vielbesungenen Romantik, als man es wider Willen in den Strudel der Großmachtspolitik hineinzog. Und heute kann man es diesem Lande nicht zum Vorwurf machen, daß es seine realistische Lektion so gut gelernt hat. Die Japaner haben sich als das gelehrigste Staatsvolk erwiesen, das je die Landkarte der Welt geziert hat und diese Landkarte nicht als etwas Sakrosanktes ansieht. Denn die politische Karte der Welt ist ja nicht seelenlos.

Japan und China. Zwei große asiatische Natio-



- |   |                           |   |   |
|---|---------------------------|---|---|
|    | Das japanische Mutterland |    | Besetzte Zonen in China, Spratly-Inseln                     |
|  | Erwerbungen bis 1895      |  | Der „Dorn im japanischen Fleisch“ (die amerik. Philippinen) |
|  | Japanische Einflußgebiete |   |   |

Die japanische Machtausdehnung 1875—1939

nen. Und doch: welch krasser Unterschied zwischen den beiden! Souveräne, antike, fast erhabene Kultur auf der einen, realistische Meisterschaft auf der anderen Seite. China dachte Jahrhunderte hindurch großräumig, Japan denkt heute so. China

erlebte bis heute eine Epoche der politischen Sterilität, Japan hat diese Epoche längst hinter sich. Wenn man ein Diagramm aufzeichnet, um die politischen Lebenslinien beider Nationen erkennbar zu machen, so ergibt sich, daß sich die absteigende Linie Chinas mit der aufsteigenden Japans zu Anfang des 20. Jahrhunderts schneidet (Russisch-Japanischer Krieg). China versucht, Widerstand gegen ein unabwendbares Schicksal zu leisten, sieht in einem demokratisch aufgemachten Nationalismus den Ausweg aus der Tatenlosigkeit; Japan aber kennt den Wert der politischen Offensive, die, falls sie sich mit den gerechten Lebenszielen eines großen Volkes deckt, unprovokativer ist als jede Verteidigung. Japan bringt große Opfer, um aus seiner räumlichen Enge herauszukommen. Seit Ausbruch der kriegerischen Auseinandersetzung mit dem China Tschiang Kai-scheks im Juli 1937 hat Japan nicht weniger als  $5\frac{1}{2}$  Milliarden Yen Staatsschulden aufgenommen, für Japan eine ungeheure Summe. (Im Vergleich dazu betragen die Kosten des Russisch-Japanischen Krieges  $1\frac{1}{2}$  Milliarden, die des Chinesisch-Japanischen Krieges von 1894 nur 200 Millionen Yen.)

Was will Japan in China? Es will dort nichts anderes, als was es im Pazifik, gegen den Widerstand des Westens, nicht hat erreichen können. Es will Raum, Rohstoffkontrolle, Märkte, die sich nicht von heute auf morgen abzuriegeln vermögen. In Holländisch-Indien, Australien, Britisch-Indien, Siam, den Philippinen, überall hat Japan den Versuch gemacht, seine Produkte zu verkaufen und überall schlug man ihm die Tür vor der Nase zu. Der Westen sagt: Mit Recht, denn die japanische Konkurrenz ist unlauter, basiert auf einem phantastisch niedrigen Lohnniveau. Das ist richtig. Mit den japanischen Arbeitsbedingungen kann der We-

sten nicht konkurrieren und wird es voraussichtlich niemals können, denn in Europa und Amerika gibt es keine gleichartige Kinderarbeit, aber auch keine Arbeitskräfte, die für 70 Pfennig einen ganzen Tag schuften. Darum wird Japan billig bleiben, billiger, viel billiger als der Westen. Und hier haben wir auch einen sehr wichtigen Grund, warum der Westen eigentlich froh sein sollte, daß die japanische Stoßrichtung nach China umgebogen wurde, statt sich, wie bisher, in das „Reservatgebiet des Westens“ zu ergießen. Aber Europa und Amerika sind *nicht* froh darüber, im Gegenteil, fast scheint es so, als täten sie alles, um den Siegesmarsch der japanischen Divisionen nach Kräften zu erschweren. Und doch: betrachtet man die Hilfsmaßnahmen des Westens, besonders Englands und der Vereinigten Staaten, unter dem Gesichtswinkel des großen japanischen Zieles, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß die Anleihen, die man Tschiang Kai-schek gibt, die Waffenlieferungen, die man ihm aufdrängt, nichts anderes sind als eine Liquidationsentschädigung für eine bankrotte Sache. Der Westen verschreibt viel Papier, um Japan von seinen natürlichen Aspirationen abzubringen, pumpt Dollars und Pfunde nach Restchina, obwohl er genau weiß, daß er diese Gelder niemals mehr wiedersehen wird. Alles das ist à fonds perdu, ist das Verlegenheitsgrinsen der blamierten und hinauskomplimentierten Angelsachsen. Nichts weiter. Und Japan weiß das. Es weiß vor allem, was es von dem imperialistischen Shylocktum dieser Staaten zu halten hat, weiß, was das Papier wert ist, auf dem die Protestnoten stehen. Es kennt seine Feinde, aber auch seine *Freunde*.

„Ein dauernder Friede wird nur dann hergestellt werden, wenn die drei Länder Japan, Man-

dschukuo und China, die für die Stabilisierung Ostasiens verantwortlich sind, schnellstens geeinigt werden für die Verwirklichung des gemeinsamen Zieles, nämlich für die Errichtung einer Neuordnung. Japan wird alle diejenigen beseitigen, die den Widerstand gegen Japan weiterführen wollen. Dagegen sind uns alle willkommen, die sich als Pioniere eines neuen China an dem *historischen Werk der Neuordnung Ostasiens* beteiligen wollen. Japan wird besonders mit denjenigen Mächten zusammenarbeiten, die volles Verständnis für die neue Lage zeigen. Japan empfindet es mit äußerster Genugtuung, daß die japanischen Beziehungen zu Deutschland und Italien noch herzlicher als zuvor geworden sind.

Trotz aller Erfolge liegt das endgültige Ziel nicht allein in militärischen Siegen, sondern hauptsächlich in der *Wiedergeburt Chinas*. Der Weg zu diesem Ziel ist noch mit mancherlei Schwierigkeiten besät. Aber Japan wird seinen Weg bis zum siegreichen Ende gehen.“ — Diese Worte des vormaligen japanischen Ministerpräsidenten Hiranuma beleuchten deutlicher als alles andere die wahren Ziele Japans auf dem asiatischen Kontinent. Niemand im Westen kann heute noch darüber im Unklaren sein, was Japan dort eigentlich will. Sicherlich will es nicht *nur* erobern, sondern die Eroberung ist ihm nur Mittel zum Zweck, nämlich zur Schaffung eines ostasiatischen Einheitsblocks wirtschaftlicher, politischer und militärischer Prägung. Hier wird also eine machtpolitisch untermauerte Allianz geschaffen, eine Allianz aber, die zehnmal mehr Wert und innere Schlagkraft hat als der Zusammenschluß der Shylocks. *Hier entsteht die große Achse Ostasiens*, vorläufig zwar noch gegen den Willen Chinas, das sich wie ein verkindschter Alter gegen die Neuordnung an-

stemmt, das aber doch, wenn die Waffen ihre Arbeit getan haben, nicht anders kann, als auf den Ruf des verjüngten Japan zu hören.

Wer einmal beobachtet hat, mit welcher souveräner Gelassenheit der Japaner die Formen des Westens meistert und doch niemals vergißt, daß es eben nur Formen sind, nicht Inhalt, der begreift auch die Ursachen des japanischen Aufstiegs zur Macht und zweifelt nicht länger daran, daß dieser Aufstieg noch nicht beendet ist. Weder das furchtbarste Erdbeben noch die kostspieligsten Kriege, noch auch die Abriegelung seiner Märkte, nichts von alledem vermag Japan auf die Knie zu zwingen, denn aus den Widerwärtigkeiten des Schicksals formt sich gerade der eiserne Wille, es zu meistern. Das ist der große Unterschied zu dem reichen Amerika, das solche Schicksalsschläge bisher nie erlebte, das immer nur vorwärtsstürmte, ohne Widerstände zu finden, an denen sich seine Energie hätte schärfen können. Japan, Deutschland, Italien, Spanien, das sind die leidgeprüften großen Nationen der Welt, die aus dem Leid Kraft schöpfen, die sich aus ihm verjüngen, die aus dieser Verjüngung heraus das Weltbild neu gestalten, nicht so, wie die Shylocks es wollen, sondern wie es ihre nationale Dynamik verlangt. Wenn die Welt auch glauben mag, daß Japan in China auf Eroberung ausgeht, daß hier wieder der alte kriegerische Geist der Samurai sich austobt, daß die japanische *Armee* Träger dieses Krieges ist und nicht das Volk, so sollte man nicht vergessen, daß in Japan die Armee ein Instrument des Volkswillens ist, des Willens der darbedenden Bauern, überhaupt der Masse der nichts besitzenden Volksklassen. Die japanische Armee ist eher alles andere als feudal oder losgelöst von der übrigen Nation. Im Gegenteil: Nation und Armee sind hier untrennbare Begriffe.

In jedem Soldaten, jedem Leutnant und jedem General steckt zutiefst der Volkswille, der nach *Brot* geht. Darüber möge sich die Welt nicht täuschen, daß gerade diese Einheit zwischen Nation und Armee es ist, die den chinesischen Widerstand so aussichtslos macht.

Japan kämpft in China um die *neue Achse, die Achse Asiens*. Und dazu braucht es ein Glacis, das es auf seinen Inseln niemals finden konnte. Mit dem chinesischen Großraum im Rücken, seinen riesigen, noch kaum angekratzten Bodenschätzen unter japanischer Kontrolle und Ausbeutung braucht Japan nicht mehr so hart um das tägliche Leben zu kämpfen wie in der Zeit vorher, wo es dem Westen jeden einzelnen Tag seines kargen Lebens abtrotzen mußte. Japan—Mandschukuo—China, das ist die strategische Linie, an der eines Tages die japanische Armut haltmachen wird. *Wann* dies geschehen wird, das ist eine Frage, die allein Japan beantworten wird, wenn es die Zeit für gekommen erachtet. Japan ist die personifizierte Kraft, England dagegen die aufgeblähte Großräumigkeit, die im kapitalistischen Wahnwitz sich totläuft und auch in Ostasien nach Opfern sucht, genau so wie in Afrika, Indien, Australien, Amerika. Japan wird seinen Weg allein gehen müssen, wie alle großen Völker vor ihm.

Japan in China. Das ist mehr als eine Angelegenheit der Militärs. Das ist eine Stufe zu Japans Befreiung. Schon oft hat Japan versucht, diese Stufe zu erklimmen, doch immer wieder vermochte es der Bund der Shylocks, es von der Leiter herunterzuholen. Nur diesmal gelang es nicht mehr, denn Japan war stark geworden, stärker als die Fangarme der angelsächsischen Polypen. Die können heute Japan nichts mehr anhaben, weder in China noch im Pazifik. Mögen sie Guam befesti-

gen, Wake Island oder Palmyra, mögen sie sich in Wellington darüber den Kopf zerbrechen, wie sie sich dem Lauf der Dinge in den Weg stellen können: Japan hat seinen Weg gefunden. Es schafft sich ein riesiges Hinterland auf dem asiatischen Kontinent, und dann wird man sehen, *wen* die Wogen des Pazifik verschlingen werden. Noch ist es nur ein Wetterleuchten über der unendlichen Wasserwüste dieses Weltmeeres, ein Wetterleuchten, das von Asien kommt, von den Geschützen, die in China donnern und ein *neues* Asien formen.

Fleißig wie die Ameisen ist dieses Volk gewesen, ist es heute noch, aber auch zäh wie sie. Die Welt mag ihm die Wege verstopft haben so gut sie konnte, es schuf sich neue Kanäle, um zu dem zu kommen, was es brauchte, um nicht unterzugehen. *Und es geht nicht unter*, denn es hat erkannt, daß dicht vor seiner Tür die neuen Kammern des Reichtums liegen.

#### Die neuen Kammern des Reichtums

*Hsingking (Mandschukuo)*

Der Sprecher des japanischen Außenministeriums ist bekanntlich dazu da, der Presse die nötigen oder für nötig erachteten Aufschlüsse über die Absichten der Regierung zu geben. Man kann sich denken, wie diese „Aufschlüsse“ beschaffen sind. Bei jeder Gelegenheit stürmt die wißbegierige Presse, wie es ja ihr gutes Recht ist, in das Haus des Sprechers und wird dort „erleuchtet“. Wie diese Erleuchtung aussieht, erzählt in launiger Weise W. K. Nohara in seinem Buch „Die gelbe Gefahr“<sup>1</sup>: „Als Gerüchte von der bevorstehenden Ausrufung der ‚Selbständigkeit‘ in fünf nordchinesischen Provinzen umliefen, stürmten die fremden Journalisten

<sup>1</sup> Union, Deutsche Verlagsanstalt.

ins Außenministerium und zu Herrn Amau: — ‚Stimmt es, daß Hopei, Schantung und drei andere Provinzen von China abgetrennt und unter japanischem Schutz selbständig gemacht werden sollen?‘ — Darauf die Antwort des Herrn Amau: ‚Ich habe die Morgenzeitung noch nicht gelesen und weiß daher nicht Bescheid.‘ Dieser Art sind die Antworten des Herrn Amau.“

Japan hat parlamentarische Einrichtungen, gewiß, aber es hat auch seine eigene Art, sie im entscheidenden Augenblick so gut wie unwirksam zu machen. Das ist vielleicht die beste Tugend des Parlamentarismus, daß er soviel und so mannigfaltige Möglichkeiten in sich birgt, ihn auszuschalten. Der Rohstoffkampf Japans, der Kampf um fruchtbaren Raum, hat sich ohne entscheidende Mitwirkung des Parlaments vollzogen. Träger dieses Kampfes war und ist die Armee, die niemand anders untersteht als dem Gott-Kaiser, dem erhabenen Tenno. Die japanische Armee ist Vollstrecker des Volkswillens, aber sie braucht kein Parlament oder sonst einen Mittler, um diesen Willen kennenzulernen, sondern sie trägt diesen Willen in sich. Jeder einzelne Soldat, Offizier, General ist beseelt von diesem unbeugsamen Willen einer nur scheinbar parlamentarisierten Nation. Armee, Flotte, Luftwaffe, das sind die drei Säulen, auf denen die Hoffnung des japanischen Bauern und Arbeiters steht. Das ist hier in Japan anders als in den meisten demokratischen Staaten, wo die Armee in ihren drei Schattierungen nichts anderes ist als ein Instrument in der Hand des Geldsack-Imperialismus. Armee gleich Volk, das ist die japanische Formel, trotz aller versuchten Wühlarbeit, die in Japan niemals zum Ziel kommen wird, weil das japanische Volk nicht von innen unterdrückt wird, sondern von außen her. Und deshalb wird sich die

revolutionäre Stoßkraft der japanischen Massen nicht gegen innere Einrichtungen, etwa gar gegen die geheiligte Institution des Kaiserhauses, wenden, sondern gegen den *äußeren* Feind, den zu erkennen wahrlich nicht schwierig ist. *Der größte Feind Japans ist seine totale Abhängigkeit von ausländischen Rohstoffbezügen, die Winzigkeit seines eigenen landwirtschaftlich nutzbaren Bodens.* Man berechnet den landwirtschaftlich zu verwertenden Boden Insel-Japans auf wenig mehr als 40000 Quadratkilometer, aber aus diesem kleinen Raum ernähren sich 70 Millionen Menschen. Das heißt auf deutsch: auf jeden Quadratkilometer dieses einigermaßen fruchtbaren Bodens entfallen mehr als 1700 Menschen! Und dabei sind sie noch nicht einmal sicher, daß ihnen dieser Fetzen Land auch erhalten bleibt, denn wer garantiert ihnen dafür, daß nicht beim nächsten Erdbeben weitere fruchtbare Landstriche verheert werden?

Auf dem Kontinent gegenüber liegen aber riesige Länderflächen: Mandschukuo 1,3 Millionen Quadratkilometer, allein die fünf chinesischen Nordprovinzen über 1 Million Quadratkilometer, zum größeren Teil fruchtbare, wenn auch rauhe, winterliche Lößlandschaft. Der Japaner liebt nicht die Kälte, aber er braucht die Produkte dieses Bodens, braucht die Sojabohne, den Kaoliang, die Hirse, die dort der Boden so reichlich spendet. Die japanischen Inseln sind in ihrem südlichen Teil feucht-warm, dem Japaner klimatisch sehr zusagend. Aber der gegenüberliegende Kontinent ist im Winter eisig kalt. Diese Klimastruktur läßt eine erhebliche japanische Auswanderung sowohl nach Mandschukuo als auch nach Nordchina nicht aufkommen. Im Winter laufen die japanischen Soldaten in den mandschurischen Städten mit Mullbinden vor Mund und Nase herum, um sich gegen den pfei-

fenden Nord- und Ostwind zu schützen. Das ist wahrlich kein Klima für einen japanischen Bauern, wenn er nicht gerade aus Nord-Hondo oder Hokkaido stammt. Die Zahl aller im Ausland lebenden Japaner beträgt nur knapp 700000, also nur *ein* Prozent der Inselbevölkerung. Sie verteilen sich auf Mandschukuo, Brasilien, Hawaii, die Philipinen, Paraguay, Mexiko. Der Japaner wandert nicht gern aus. Für ihn ist Japan das schönste, himmlischste aller Länder, und wenn er doch auswandern sollte, so trachtet er danach, so schnell es irgend geht, wieder auf seine Inseln zu kommen. Er ist wohl der größte Heimatmensch der ganzen östlichen Erdhälfte.

Alles das ist vielleicht schon oft gesagt worden. Es klingt schon fast langweilig, wenn man von der Raum- und Rohstoffnot des japanischen Volkes spricht. Logisch war darum der Tigersprung Japans auf den Kontinent, logisch dessen wirtschaftliche Ausbeutung, um Japan, dem erstickenden Japan, das Leben zu ermöglichen. Was befremdet den Westen daran so? Ist das nicht der natürliche Weg, den Starke am Leben zu erhalten? Was waren denn die mandschurischen Provinzen *vor* der japanischen Okkupation anderes als ein Tummelplatz divergierender Interessen, anderes als wirtschaftliches Dornröschen? Und was sind sie heute? Man soll gewiß nicht in den Fehler verfallen, die Bedeutung der Errichtung des mandschurischen Kaiserreiches für Japan zu überschätzen. Japan kam hierhin, erstens um die Russen zu vertreiben und zweitens um dem Boden Rohstoffe zu entreißen. Der dritte, vielleicht wichtigste Punkt ist der der Schaffung eines kontinentalen Sprungbrettes nach Süden. Außer seinen landwirtschaftlichen und in geringerem Maße auch bergbauartigen Rohstoffen bietet Mandschukuo für Japan

nur wenig. Winterkaltes, ungeeignetes Klima, für die Ansiedlung japanischer Bauern in größerem Stile gänzlich ungeeignet. Aber Japan lockt der Süden, die rohstoffreichen pazifischen Provinzen Chinas. Mandschukuo produzierte 1936 mehr als zwei Drittel der Weltproduktion an Sojabohne:  $4\frac{1}{2}$  Millionen Tonnen von 6,4 Millionen Welt-ernte. Dann: 4 Millionen Tonnen Kaoliang und fast 3 Millionen Tonnen Hirse. Im Mukdener Gebiet liegen erhebliche Kohlenvorkommen, die von einer Tochtergesellschaft der Südmandschurischen Bahn ausgebeutet werden. Auch die Erzvorkommen sind nicht unbedeutend.

Aber heute schon, sechs Jahre nach der Schaffung des „unabhängigen“ Mandschukuo, ist man in Tokio unzufrieden mit dem Erworbenen. Vielleicht ist das Zweckpessimismus, um der Welt damit zu beweisen, daß Japan weiter nach Süden vordringen muß? Aber die weiße Welt hört schon lange nicht mehr auf die Rechtfertigung der japanischen Außenpolitik, kennt ja deren Motivierung im voraus: Raumnot, Rohstoffnot. Und beides, Raum und Rohstoffe, liefert Mandschukuo doch nur ungenügend. Das mandschurische Kaiserreich wurde aufgerichtet, um in der Zufuhr von Kohle, Eisenerz und Sojabohnen nicht länger von der Willkür der chinesischen Kondottieri in der Mandchurei abhängig zu sein. Aber: „Diese Gründung entpuppte sich als eine schwere Enttäuschung. Die japanischen Wirtschaftssachverständigen hatten angeblich nicht so gründliche Arbeit geleistet wie die Militärs; das Rohstoffvorkommen Mandschukuos war anscheinend überschätzt worden; es stellte sich heraus, daß es entweder so minderwertig war, daß es die Ausbeutung kaum lohnte, oder war gar nicht vorhanden (?). Immerhin hatte man die Zufuhr von Soja gesichert, aus der

der Japaner alles, einfach alles herstellt, Soße, Suppe, Käse, Öl, Viehfutter, Gummi, Düngemittel und Heizstoff, ja, selbst die Füllung der Sandsäcke, hinter denen sich die zahlenmäßig schwächeren siegreichen japanischen Truppen verschanzten. Ohne die Soja wäre ein Kaiserreich umsonst aufgerichtet worden.“ (Nohara.)

Ja, Tokio war unzufrieden, aber nicht wegen der Unzulänglichkeit der mandschurischen Bodenvorkommen, denn man kann sicher sein, daß die japanischen Wirtschaftssachverständigen das Terrain genügend sondiert hatten, bevor Tokio seine Divisionen hinschickte. Japan ist kein „Sammler von Wüsten“, auch kein Anhänger der Prestigetheorie, sondern ein Staat, aufgebaut auf realistischer Erkenntnis der Gegebenheiten. Tokio ist unzufrieden gewesen, als es sich herausstellte, daß die Mandchurei einen so hohen Kapitalzuschuß verlangte, den Japan besser anzuwenden gedachte. Japan hat in der Mandchurei über 3 Milliarden Yen investiert. Die Südmandschurische Eisenbahn-Gesellschaft beziffert die Gesamthöhe der japanischen Kapitalinteressen bis Mitte 1937 sogar auf 3,4 Milliarden Yen, ohne Einrechnung der militärischen Aufwendungen. Dafür hat Japan eine feste Stellung auf dem Kontinent errungen, einen Platz, der ihm doch immerhin eine wertvolle Bereicherung seiner Rohstoffbasis bietet. Dieser Gewinn läßt sich in Zahlen nicht ausdrücken. Denn wer vermöchte zu berechnen, was Japan durch den Besitz der mandschurischen Ausgangsbasis gewonnen hat, als es zum Kampf um die Kontrolle Chinas ging? Fast 30 Prozent der japanischen Investitionen in der Mandchurei entfallen auf das Verkehrsnetz, eine Tatsache, die zu denken geben sollte und die auf das beste beleuchtet, daß man tatsächlich dem mandschurischen Be-

sitz strategische Bedeutung beimißt. Japan ist seit Entwicklung der Luftwaffe kein Inselreich mehr, ebensowenig wie England, das heute in einer halben Flugstunde vom europäischen Kontinent erreicht werden kann. Und die Luftlinie Wladiwostok-Tokio beträgt nur 850 Kilometer, ist also in zwei Flugstunden zurückzulegen, heute ganz gewiß keine abnorme Leistung mehr. Und Japan weiß, daß es von Wladiwostok aus sehr leicht verwundbar ist, daß es damit tatsächlich aufgehört hat, Insularmacht zu sein. Und in dieser Erkenntnis schuf man das mandschurische Glacis, von dem aus Sibirien leichter verwundbar ist als Tokio von Wladiwostok aus. Durch Sibirien zieht sich, ganz nahe der mandschurischen Grenze, die bisher einzige Verbindungslinie zwischen dem westlichen Rußland und der fernöstlichen Provinz. Diese Verbindungslinie, die Transsibirische Bahn, ist wohl die verwundbarste Stelle Sowjetrußlands, denn ist dieser Strang einmal durchschnitten, so droht das Riesenreich in zwei Teile zu zerfallen, von denen der rohstoffreiche, sibirische dann nur schwer zu verteidigen ist. Die Sowjets arbeiten daran, eine Entlastungsbahn zu bauen, die Krasnojarsk mit Nikolajewsk verbinden soll. Wladiwostok und Nikolajewsk sind die beiden Eckpfeiler der russischen Macht im Fernen Osten. Der dritte und vierte Pfeiler ist die Äußere Mongolei (mit der Hauptstadt Ulan Bator) und das sibirische Industriezentrum um Kusnezsk. Das allerdings sind Stellungen, die sehr stark sind, selbst für einen Gegner, der Zähigkeit und Ausdauer zu seinen prominentesten Tugenden zählt.

Der strategische Wert Mandschukuos liegt weit weniger gegen Norden und Westen als gegen Süden. Von hier aus ist der Weg in das Herz Chinas leicht gangbar, leichter als von allen anderen Sei-

ten. Auf jeden Fall: *nur* wegen der Sojabohne und des Kohlenzuschusses hat Japan diesen Staat nicht gegründet. Er ist das ideale Ausfallstor gegen das Herz Chinas und gleichzeitig Glacis gegen Sibirien. Sibirien ist unermesslich, geheimnisvoll und voll unbekannter Stärke. In Sibirien kann Japan keine anderen Ziele kennen als die der wirtschaftlichen Mitarbeit. Sibirien braucht Menschen, braucht Kapital, und es braucht Initiative. Sibirien ist ein zehnmal härteres Mandschukuo, aber auch ein viel reicheres. Das ist wahr. Aber Sibirien ist nicht Ostasien, nicht wirtschaftlich und erst recht nicht politisch. Sowjetrußland ist Asien, das ist richtig; aber ein anderes Asien als Japan oder China, Siam, Tibet oder Indien. Sibirien ist durchtränkt mit russifiziertem Europäismus. Über seiner Taiga und seinen Tundren brütet die Geheimnisfülle einer fremden, riesigen Macht. Und diese Macht ist Moskau. Diese Macht ist ein Riesenreich von 170 Millionen Menschen, die durch eine Idee zur wachen Nation geformt wurden. Dieses Rußland von heute ist nicht mehr jenes teils gemütlliche, teils verlotterte oder mystisch-melancholische Reich, das im Zaren und im Heiligenbild das A und O seiner irdischen Existenz sah. Dieses Rußland ist wach geworden, wach zwar durch eine Idee, die wir selbst nicht zu der unsrigen gemacht haben und auch nicht machen werden, aber immerhin: wach! Die Schaffung Sowjetrußlands hat zwei riesige Asien geschaffen: das russische, das eine ganz eigene, autonome Note trägt, und das japanisch beeinflusste. Das sind die beiden Gegenpole Asiens. Aber daraus, daß es Gegenpole sind, soll niemand die Vermutung ableiten, daß sich diese Gegenpole nun notwendigerweise abstoßen müßten. Japan und Rußland haben keinerlei Gegensätze, die nicht auf friedlichem

Wege sich beilegen ließen. Die Streitpunkte, die hier bestehen, sind untergeordneter Art, betreffen Fischereirechte oder Petroleumbohrrechte auf Nordsachalin, an der Küste von Kamtschatka. Daran ist nichts Tragisches. Sowjetrußland wendet sein Gesicht nach Westen, viel mehr aber noch nach innen. Dieses Reich ist selbstbegrüßsam, sogar ganz und gar unimperialistisch. Es hat sich aus der Gefahrenzone südlich des Amur ganz zurückgezogen, beschränkt sich nach der Aufgabe der Mandschurei auf das ihm noch Gebliebene, das noch unermeßlich genug ist. Sowjetrußland ist das größte und reichste Land der Welt. Wenn es es fertigbringt, sich mit dem Klima Sibiriens, vielleicht seiner reichsten Landschaft, auszusöhnen, wird es unbesiegbar sein.

Japan weiß das, denn Japan ist klug, unterschätzt nicht fremde Kräfte und überschätzt nicht die eigenen. Japans Feind ist das schwache, *unkontrollierte* Asien, das heißt derjenige Teil Asiens, der durch seine innere Schwäche fremde Ideologien herbeilockt, die nicht hierhin passen. China ist schwach, ist es schon seit Jahrhunderten, wenn auch erst heute die Schwäche so offen zutage tritt. Und diese Schwäche des Nachbarn ist Japans größter Feind. Und deshalb ist es gerade *England*, der große Shylock der Welt, der Japans Lebensrechte beschneiden will. Indem England in China die wirtschaftliche — und damit politische — Vorherrschaft an sich riß, traf es die japanischen Lebensinteressen entscheidend. Und erst der Sprung in die Mandschurei lockerte die englische Knebelung. Seit diesem Sprung wankt die britische Macht in Ostasien. Und heute erleben wir, daß diese Macht, diese allgegenwärtige Einmischung des plutokratischen Kapitalismus Englands, Schritt für Schritt vor dem erwachten Japan zurückwei-

chen muß. England verliert sein „Gesicht“, weil es *nur an seinen Geldsack* dachte.

Mandschukuo ist, wie man heute in Japan allgemein glaubt, keine „Kammer des *schnellen* Reichtums“, vorläufig eher das Gegenteil, denn noch verschlingt es Japans Kapitalien. Aber Japan braucht sein Geld für die Erschließung Chinas, denn hier, in Schansi, Schensi, Hopei, Schantung und Honan, wird einmal das Ruhrgebiet des Fernen Ostens liegen. Hier liegen die reichsten Kohlen- und Erzreserven Ostasiens, und diese Reserven braucht Japan, braucht sie zu einem Leben in Unabhängigkeit. Aber Japan braucht nicht die Erzlager am Baikalsee, die Buntmetallvorkommen am unteren Amur oder die Antimonlagerstätten der „Seeprovinz“. Die sind für Japan nicht lebenswichtig. Japan hat lange Jahre hindurch geglaubt (und glaubt es zum Teil jetzt noch), daß Sowjetrußland sein Feind sei. Es fürchtete den russischen Druck, glaubte noch an die Dampfwalzentheorie früherer Zeiten. Aber Sowjetrußland hat klar und deutlich zu erkennen gegeben, daß es in Japan keinen Feind sieht und sehen will. Es hat Japan die Ostchinesische Bahn geradezu aufgedrängt, weil es alle unnötigen Reibungsflächen im Amurraum loswerden wollte. Japan hat diese Geste verstanden, wenigstens zum Teil. Die einzige Frage, die heute noch in Japan offen und unbeantwortet ist, ist wohl diejenige des Verhältnisses zu Sowjetrußland. In dieser Frage stößt man in Japan auf zwei Seelen. Die einen sehen in Sowjetrußland *den* Feind, fühlen sich von ihm erdrückt, in die Ecke geschoben; sie glauben, daß Sowjetrußland darauf hinarbeitet, Japan aus dem asiatischen Kontinent zu vertreiben, es wieder zur Inselnation zu machen. Es ist diese Gruppe der Volksmeinung, die davon redet, daß Japan sich zum Herrn über Sibirien machen

müsse, um nicht zu verhungern. „Rußland exportiert, um Japan umzubringen, denn Japan muß Rußland vernichten, wenn es seinen jetzigen Weg fortsetzen will“, schreibt Anton Zischka<sup>1</sup>. Aber das ist nicht richtig. Weder braucht Japan Rußland zu vernichten, um leben zu können, noch besteht für Rußland die Notwendigkeit, zu exportieren, um Japan umzubringen. Rußland, bis zur Revolution ein fast ausschließliches Agrarland, hat erkannt, daß es sich industrialisieren muß, um selbständig und unabhängig von der Außenwelt existieren zu können. Ein so großes Volk wie das russische kann nicht auf die Dauer seine industriellen Güter einführen und ausschließlich von der Produktion von Agrar- oder Bodenstoffen leben. Das ist für ein großes Volk unerträglich und unwürdig. Das neue Rußland hat dies folgerichtig eingesehen und hat die Industrialisierung betrieben, um auch im Innern Großmacht zu sein. Gewiß, Rußland produziert seine Industriegüter billiger, billiger jedenfalls als der Westen. Rußland kann billig produzieren, weil es das Prinzip der Rentabilität nicht als Norm anerkennt. In Rußland herrscht der Staat als ausschließlicher Träger jeder wirtschaftlichen Funktion. Wenn Rußland exportiert, so tut es dies nicht, um diesen oder jenen Staat zu „vernichten“, sondern um im Austausch dagegen Güter beziehen zu können, die es dringend braucht. Das heutige Rußland ist nicht aggressiv, sondern begründet seine wirtschaftliche Machtstellung auf der Erschließung und Ausbeutung seiner eigenen, ungeheuren Reichtümer. Diese Erschließung des riesigen russischen Raumes ist keine Gefahr für Japan, noch für sonst jemand, denn Japans natürlicher Raum liegt in Ostasien, nicht in Rußland, auch nicht in Sibirien. Selbst

<sup>1</sup> Zischka, Japan in der Welt, Goldmann-Verlag, 1937.

Mandschukuo ist für Japan wegen seines kalten, schroffen Klimas zur Besiedlung ungeeignet, wie viel mehr das eisige Sibirien, das den klimatisch verwöhnten Japaner umbringen würde. „Für uns ist Sowjetrußland eine europäische Macht, deren politischer Wirkungsraum logischerweise nicht Asien sein kann“, schreibt Nohara<sup>1</sup>. „Infolgedessen richten sich die Blicke unserer Politiker und Militärs gegen Rußland. Gewiß betonen sie hierbei immer die ‚kommunistische Gefahr‘, der sie zu begegnen wünschen, doch wissen sie wohl, daß sie mit diesem Satz lediglich darum operieren, weil sie damit heute überall in der Welt willige Ohren und ein geneigtes Verständnis finden. Es stimmt nicht einmal, daß sie damit ihrem eigenen Volk gegenüber operieren, denn eine Furcht vor der kommunistischen Expansion, eine Furcht gar vor einem Überspringen des kommunistischen Funkens auf das Inselreich gibt es beim Volk nicht. Eine Nation von der einheitlichen organischen Geschlossenheit der japanischen hat den Kommunismus nicht zu fürchten. Das Schreckgespenst für die Japaner ist immer noch der ‚große russische Bär‘, von dem sie ganz genau wissen, daß sie ihn damals, 1904–1905, nur sehr unvollkommen und nur in einigen seiner Teile geschlagen haben, und dessen wieder regsam gewordene Tatze ihnen näher liegt als die Pranke des schon etwas übersättigten und müde gewordenen britischen Löwen oder des französischen Tigers, den man – zu Recht oder Unrecht – in Tokio nie ganz ernst nimmt.“

Wenn man in dem Rußland von heute einen „Bären“ oder eine Dampfwalze sieht, dann beweist man damit, daß man dieses Rußland nicht versteht und daß man den Sinn der russischen Revolution nicht begriffen hat. Der Zarismus war ex-

<sup>1</sup> A. a. O., S. 76.

pansiv, ultraimperialistisch, kriegerisch; das sowjetische Rußland dagegen denkt zuallererst an sein *inneres* Erstarren, nicht an zweifelhafte Eroberungen, von denen doch der Kern des russischen Wesens immer unberührt bleiben muß. Japan *muß* erobern, um leben zu können, Rußland dagegen braucht nur seinen Besitz zu halten und zu entwickeln, um einen ersten Platz unter den Großmächten einzunehmen. Rußland hat alles, was es braucht, in seinen eigenen Grenzen. Es produzierte schon 1937 über 30 Millionen Tonnen Eisenerz, 8 Millionen Unzen Gold und über 130 Millionen Tonnen Steinkohle; die Rohölgewinnung betrug im gleichen Jahre über 27 Millionen Tonnen. Es produzierte gleichzeitig 320 Millionen Doppelzentner Weizen, rund 220 Millionen Doppelzentner Roggen und fast 200 Millionen Doppelzentner Hafer. Das sind Ziffern, die einem großen Reich die wirtschaftliche Grundlage zur Selbständigkeit geben. Was sollte Sowjetrußland erobern wollen? Was *kann* es überhaupt erobern wollen, um seine Macht und seinen Reichtum zu vermehren? So gut wie nichts! Sowjetrußland weiß ganz genau, daß es stark ist in dem Augenblick, wo es seine inneren Kräfte auszubauen vermag, nicht aber stark durch zweifelhafte territoriale Eroberungen, die den russischen Interessen zuwiderlaufen. Nur durch das heutige Polen hat Rußland Gebiete verloren, die von Rechts wegen zu Rußland gehören. Ethnographisch gehört das östliche Polen weit eher zu Sowjetrußland als zu Polen. Hier mag Sowjetrußland territoriale Aspirationen haben, die berechtigt sind, nicht aber in Ostasien, wo Rußlands Macht zwar *auch* ist, aber nicht in ihrem Schwerpunkt.

Dem Sowjetreich fehlt zum Bären und zur Dampfwalze das Erdrückende. Moskau von heute

weiß sehr gut zu unterscheiden zwischen russischen und imperialistischen Interessen. Rußland hat keinen größeren Feind als den kapitalistischen Imperialismus, und gerade dieser ist es auch, der der Erbfeind Japans ist. Rußland ist ebenso anti-kapitalistisch und ebenso antiaussaugerisch wie das erwachende Japan, das man ja damals nur weckte, um es gemeinsam mit China aussaugen zu können. Die japanischen Truppen, die heute in China um ein neues Asien kämpfen, hassen den britischen Geldsack genau so leidenschaftlich, wie dies die Russen tun. Wo ist da Platz für eine japanisch-russische Feindschaft? Ziehen nicht vielmehr beide Reiche an ein und demselben Strang? Haben Sie nicht beide denselben Feind, der sie in ihrem Lebensnerv bedroht? War es nicht *England*, das Japan auf Schritt und Tritt daran hinderte, in Asien Luft zu schöpfen? War es nicht das *zaristische*, imperialistische Rußland, das Japan im Fernen Osten einzuengen bestrebt war? Und war es nicht, umgekehrt, das Reich der *Sowjets*, das planmäßig alle Gefahrenpunkte im Fernen Osten, soweit sie Japan und Rußland berührten, beseitigte? Gewiß, Sowjetrußland hatte seine Fühler in China ausgestreckt, aber das galt in erster Linie England, das ganz China als sein „Pachtgebiet“ anzusehen pflegte. England kreiste Sowjetrußland räumlich und politisch ein, wo es nur konnte. Es saß fest in Indien, drängte den russischen Einfluß in Iran und Afghanistan zurück, schloß mit der Türkei einen Garantiepakt, betrieb dann in China eine bewußt antirussische Politik. Rußland sah sich von England eingekreist, in allen Ländern, an die es angrenzte. Überall stieß es auf das englische Hindernis, auf den englischen ausschließlichen Herrschaftswillen. Polen wurde in das englische Netz ebenso hineingezogen

wie die anderen Grenznachbarn Sowjetrußlands, nämlich Rumänien und die Türkei. Wie eine Kette legte sich England würgend um Rußlands Hals.

Und war es etwa mit Japan anders? Stieß nicht auch Japan überall und in einem fort auf die englischen Schlingen? Schloß man nicht die japanische Einwanderung nach Australien aus? Behandelte man nicht englischerseits die japanische Nation als durchaus zweitklassig, bezeichnete sie als „coloured“? War nicht der ostasiatische Lebensraum praktisch ein englischer geworden? Waren nicht Schanghai und Tientsin, Hongkong und Amoy, Kanton und Tsinan eine ständige Bedrohung Japans? Wer war es anders als England, der China mit Opium vergiftete, seine Widerstandskraft lähmte und daraus kapitalistischen Gewinn zog? Wer war es anders als England, der im jetzigen japanisch-chinesischen Zusammenstoß den Feind Japans mit allen Mitteln unterstützte? Und warb dieses England nicht auch um Sowjetrußland, um es gegen Japan und Deutschland aufzuhetzen, zwei Nationen, mit denen die Sowjetunion auch nicht die geringsten Streitigkeiten hat?

Sowjetrußland ist weder Bär noch Dampfwalze. Es ist ein großes, aufwärtsstrebendes Reich, das seiner inneren Kraft immer mehr bewußt wird. Es ist eine „Kammer des Reichtums“, aber kein Gegenstand des Hasses oder der Neides für Japan. Japan kennt seine eigenen „Kammern des Reichtums“. Aber die liegen im chinesischen Raum. China selbst ist ungeheuer reich, ungeheuer vielgestaltig in seinen Bodenschätzen; hier fehlt bloß die japanische Tatkraft und Initiative, um aus dem verworrenen China ein Reichtum spendendes zu machen. Japan—Mandschukuo—China, das ist der Block der ostasiatischen Gleichheit, die Achse, aus der Japan, das Größere Japan, seine wesentlich-

sten Kräfte ziehen wird. Sowjetrußland aber hat mit dem japanischen Ringen um Lebensraum nichts zu tun, denn es hat Japan niemals eingeengt, sondern ihm im Gegenteil seinen Weg noch erleichtert. Ohne das russische Entgegenkommen in der Mandchurei hätte Japan den Sprung nach China (den „Tigersprung“) niemals mit dieser beschwingten Leichtigkeit machen können.

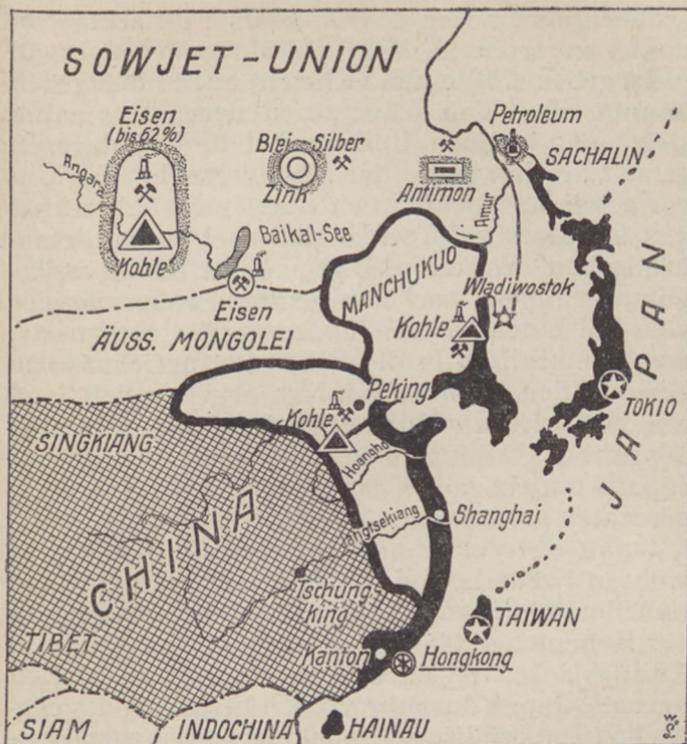
Japan und Sowjetrußland sind nicht nur keine Gegensätze, sondern sie bedingen sich in ihrer Existenz und ihrer politischen Aufgabe. Sowjetrußland ist keine pazifische, sondern eine europäisch-asiatische Macht, die zwischen Europa und Asien zu vermitteln hat. Japan dagegen ist in erster Linie pazifische Macht, wird es mit der Schaffung des großmongolischen (japanisch-mandschurisch-chinesischen) Raumes nur noch mehr. Hat Japan erst das asiatische Festland, also China, politisch und wirtschaftlich fest mit sich verbunden, so wird die Welt erleben, daß Japan auf den Wogen des Pazifik keine geduldete Rolle mehr spielen wird. Japan kann im westlichen Pazifik *herrschen*, genau so, wie Sowjetrußland in Nordasien herrschen kann. Wo sind da Reibungsflächen? In Japans Interesse liegt die Schaffung eines neuen Blocks: Japan—Rußland—Deutschland, ein Gedanke, dessen Verwirklichung der japanische Staatsmann Graf Goto in Angriff nehmen wollte, als er nach dem Weltkrieg die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Tokio und Moskau durchsetzte. In dieser Mächtegruppierung, die sowohl politisch wie wirtschaftlich von höchster Bedeutung ist, liegt der notwendige Kernpunkt einer klaren japanisch-sowjetrussischen Zusammenarbeit und Freundschaft. Sowjetrußland ist nicht der Feind oder auch nur der Neider eines großmongolischen, unter japanischer Lei-

tung stehenden Raumes, sondern es kann dessen *Garant* nach Norden und Westen sein. *England* dagegen kann niemals irgend etwas garantieren, weil England in seinem Innern klein und voll Neid ist, ein riesiges Weltreich, bestehend aus territoria- len Fetzen ungeheuren Ausmaßes, aber — mit Aus- nahme von Indien — leer an Menschen. England will überall, wo es auftritt, das entscheidende Wort zu sagen haben, will herrschen, in blinder Gier; Sowjetrußland dagegen will, genau wie Japan, *leben*, will seine eigenen Kräfte entwickeln, nicht fremde Kräfte zernagen. Das ist der Unterschied. Und Japan kennt diesen Unterschied. Es handelt sich nur darum, daß Japan, dieses große, kluge, fleißige Volk, den Weg erkennt, der zu seinen wahren, aufrichtigen und mächtigen *Freunden* führt, der aber auch gleichzeitig die Feindschaft gegen England, die tief in der japanischen Seele wurzelt, zur Realisierung verdichtet.

Japan strebt nicht nach Reichtum, sondern nach Lebensmöglichkeit. Und diese Lebensmöglichkeit findet es in Asien nur, wenn es sich an die Spitze Ostasiens stellt, machtpolitisch und wirtschaftlich. Tausende von Jahren schon liegen Milliarden von Tonnen Kohle im unangerührten Boden von Schansi. Japan aber muß jedes Jahr für Dutzende von Millionen Yen Kohle einführen. Zwar reicht seine eigene Kohlenreserve — unter Zugrundelegung des gegenwärtigen Verbrauchs — noch für etwa 280 Jahre aus, dagegen nur für etwa 70 Jahre, wenn die Industrie, wie es nach der Angliederung des chinesischen Wirtschaftsraumes zu erwarten ist, ausgebaut werden muß. Japan wird die Werkstatt Ostasiens werden, nach der Bereicherung durch Chinas Rohstoffe nur um so mehr. Aber dieses Wirtschaftsgebiet, Japan—Mandschukuo—China, wird so gewaltig und sein Binnenverbrauch so

enorm sein, daß die reine Bedarfsdeckung von über einer halben Milliarde Menschen viel von der Stoßkraft der japanischen Industrie auffangen wird. Vielleicht eine kleine Erleichterung für die Shylocks. Vielleicht werden sie dann aufatmen, wenn sie sehen, daß die 500 oder 600 Millionen Ostasiaten ein guter Bremsklotz gegen die Überschwemmung der „weißen“ Welt mit japanischen Industrieprodukten sein werden. Ich gehe sogar noch weiter und sage, daß die Konzentration der japanischen Energien auf den ostasiatischen Raum für den Westen eine Entlastung mit sich bringt, zwar eine zunächst kostspielige Entlastung, aber immerhin eine Ablenkung der japanischen Stoßkraft von den Herrschaftsgebieten des Westens. Man mag auf dem Standpunkt stehen, daß diese Ablenkung nur vorübergehender Natur sein wird, daß der vereinigte japanisch-mandschurisch-chinesische Wirtschaftsraum eine wesentlich höhere Offensivkraft besitzen wird als vorher der auf Rohstoffzufuhr angewiesene inseljapanische. Das mag sein, aber der Westen wird Zeit haben, sich den neuen Verhältnissen in Asien anzupassen. Schon seit langem war es klar, daß die Stellung Europas und Amerikas im Fernen Osten revisionsbedürftig war, da die äußere Veränderung im asiatischen — speziell chinesischen — Gesamtbild mit der „inneren Wandlung“ hier nicht parallel lief. Da der Westen an diese Parallelität doch geglaubt hat und auf ihr aufbaute, bezahlt er jetzt seinen Irrtum mit dem Verlust seiner asiatischen Stellung. Ein natürliches, wenn auch diplomatisch und wirtschaftlich schmerzvolles Ergebnis, denn Japan hat sich daran gemacht, den Einfluß des Westens aus dem fernöstlichen Weltkörper herauszuschneiden.

In Japan kann man das Wort hören, daß Asien



Japanische Aspirationen

nicht für zwei wirtschaftliche Großmächte Platz hat, daß nicht für Japan und Sowjetrußland hier Raum ist. Die kapitalistische Welt hat hier lange unter dem japanischen Wirtschaftsdruck gezittert, hat sich nur mit Hilfe brutaler Abwehrmethoden der japanischen Überfremdung erwehren können. Sie verhängte den Bann, den Warenboykott über Japan, umzog sich mit einer hohen Mauer von Prohibitivzöllen und Einfuhrbeschränkungen. Wir wissen, was sie damit erreichte: daß Japan zum Sprung auf China ansetzte, weniger um China zu

erobern, als um sich neue *Abnehmer* für seine Produkte zu erobern. Was die übrige Welt Japan nicht geben wollte und vielleicht auch nicht geben konnte, ohne sich selbst zu ruinieren, das nahm sich Japan in Asien. Und was hat die Welt dagegen getan? Sie hat protestiert, hat versucht, das Unvermeidliche abzuwenden oder aufzuhalten, hat aus dem Marschall Tschiangkaischek einen „demokratischen“ Vorkämpfer gemacht. Und sie verunglimpfte Japan, warf ihm brutale Eroberungsgier vor. Mit einem Wort: Japan wurde „gecornert“, wurde moralisch in die Ecke gedrängt, wurde zu einer wilden, raublustigen Nation gestempelt. Und alle rhetorischen Hilfsmittel des demokratischen Wörterbuches mußten herhalten, um den Kampf Japans um ein *neues, geeintes* Asien zu einem ungerechten zu machen.

Japan aber erkannte in dieser Zeit, wo seine wahren Freunde sind. Es fühlte in sich selbst den unwiderstehlichen Drang, aus der Zwangsjacke des Habenichtses herauszukommen, aus derselben Zwangsjacke, die auch Deutschland und Italien beengte. Japan durchbrach den Eisenring des englischen Imperialismus, indem es China zum japanischen Lebensraum erklärte. Das war das eine. Und das andere war, daß Japan sich immer mehr bewußt wurde, daß nicht Sowjetrußland sein Feind ist, es auch niemals zu sein braucht, sondern daß es nur einen Feind kennt, der allgegenwärtig, in allen Ecken der Welt zu Hause ist: *England*. So konnte es gar nicht ausbleiben, daß der Kampf Japans in China immer mehr zu einem Kampf gegen England wurde, das sich anmaßte, auch in China, wie überall in der Welt, Vorrechte zu besitzen, die zu respektieren alle Welt verpflichtet war. Japan aber respektierte diese angeblichen Vorrechte der Briten nicht, sondern demütigte die-

ses arrogante Volk, das in jeder Furche der Erdkruste die Herrschaft beansprucht. Und gegen diese usurpierte Herrschaft des nebelwäßrigen Inselvolkes bäumt sich die Welt auf. Im Osten ist es Japan, das den britischen Kordon durchbricht, im Westen Deutschland und Italien. Und das ist die große Verwandtschaft dieser drei großen Nationen, daß sie alle dasselbe wollen und alle denselben Feind haben: England!

Dieses anmaßende Land hat sich ein Viertel der Welt zusammengeraubt, hat dabei die tollsten Rechtsbrüche und Gewaltakte vorgenommen, die die Welt jemals erlebte. Es unterjochte blutig die Buren, band die widerspenstigen Inder vor die Kanonenrohre, erstickte den Freiheitswillen der Iren und Schotten in metertiefem Blut, stürzte Europa in einen Bruderkrieg nach dem andern; es vergiftete das chinesische Volk mit Opium und zog daraus klingenden Profit; es rottete die Maoris auf Neuseeland aus, machte die Indianer Kanadas zu abschreckenden, alkoholsaufenden Heloten, beugte das ägyptische Volk unter sein Joch; es schickte seine übelsten Verbrecher gegen die Australneger und vernichtete sie, machte aus den stolzen Arabern Handlanger seiner Raubpolitik. Dieses England, das immer der Feind des Starken ist, kann sich nur wohlfühlen, wenn es von Schwachen umgeben ist, die willenlos seinen Zielen sich unterordnen. Deutschland, Italien und Japan sind nicht gewillt, sich England zu beugen. Und *darum* ist England gegen Japan, *darum* ist es gegen Deutschland, *darum* ist es gegen Italien. *Darum* sucht es den Begriff des politischen Habenichtses zu verewigen, sucht die emporstrebenden Völker zu schwächen und findet in der unmännlichen Intrige seine letzte Zuflucht. Dieses England hat seit jeher Rußland einzukreisen versucht, erstrebte

dasselbe mit Japan, mit Deutschland, mit Italien. Dieses Volk ist zu feige, selbst für seine Interessen zu kämpfen, Mann gegen Mann, so wie Japan gegen das Tschiangkaischek-China kämpft. Europa, das junge, erwachte Europa hat daraus die Konsequenzen gezogen. Dieses Europa, angeführt von Deutschland und Italien, wird morgen und immer gegen ein England kämpfen, das für sich alles beansprucht, den anderen aber nichts gönnt an den Gütern der Welt. Aber diese Zeiten sind vorbei! England steht am Rande des Abgrundes, es steht am Vorabend der Zersplitterung seines Weltreiches! Es ist ja kein wilhelminisches Deutschland mehr, mit dem es zu tun hat, kein Italien mehr, dem die römische Tradition fremd ist, kein Japan, das sich still und bescheiden unter der Londoner Knute duckt. Diese Nationen kennen heute ihr Ziel, das sie vor fünfundzwanzig Jahren noch nicht erkannt hatten.

Der Richter des plutokratischen Liberalismus ist ebenso gefunden wie der der imperialistischen Arroganz angelsächsischer Prägung. Aus der Dynamik Europas hat sich der eiserne Wille geformt, der Welt Gerechtigkeit zu bringen. Und aus der Geheimnisfülle Asiens erstand die Erkenntnis, daß Asiens wahrer und einziger Feind die eigene Schwäche ist, die England für sich auszubeuten versteht. Wie ein Schakal steht es da, dieses England, und lauert, bis das Opfer zusammengebrochen ist. Und dann, wenn dieses Opfer keine Kraft mehr in sich spürt, dann ist die Zeit des englischen Schakals gekommen. Dann verspeist er sein Opfer, das sich ja nicht mehr wehren kann. Englische Staatskunst! Englische Strategie!

Japan und Sowjetrußland. Wirtschaftlich zwei einander ergänzende Begriffe, die sich nur deshalb politisch noch nicht ergänzen, weil sie ein-

ander nicht kennen, sich zu fremd sind. Jeder von ihnen wittert im andern den Feind, glaubt ihn aggressiv in der Idee. Aber das ist doch alles nicht richtig. Japan braucht Rußland nicht zu fürchten, denn Rußland hat alles, was es zum Leben braucht, überreichlich bei sich selbst. Japan aber muß erst darum kämpfen. Das ist alles. Aber das ist kein Grund, daß sich diese beiden Völker hassen oder bekriegen sollten. Japan ist auf den chinesischen Lebensraum angewiesen, Rußland nicht. Rußland will nur Garantien dafür haben, daß seine Unabhängigkeit, seine Integrität und seine berechtigten Interessen nicht angetastet werden. Und das ist das Recht und die Pflicht einer jeden großen Nation, die sich selbst achtet. Rußland sieht nur mit einem halben Auge auf den Pazifik, aber dieses halbe Auge ist für es notwendig. Dieses Auge namens Wladiwostok sieht auf den Pazifik, sieht naturgemäß auch auf das gegenüberliegende Japan, genau so wie Calais auf Dover blickt, ohne sich zu begehren. Japan hat gewiß recht, wenn es sagt, daß es Asien, Ostasien braucht, um atmen zu können. Aber Japan kann Rußland nichts nehmen, was für Japan wertvoll wäre. Sibirien wird immer ein Teil Rußlands bleiben, es wird nie aufhören, Bindeglied zwischen Ostasien und Europa zu sein. Das ist die Mission Sibiriens, nicht aber, japanisches Glacis zu sein. Das ist Mandschukuo.

Rußland ist stark, weil es von einer Idee erfüllt ist und eine einheitliche Staatsführung hat. Nicht, wie England, ein kosmopolitischer Allerweltsbegriff, leicht angreifbar, arrogant und zerstörend. Rußland ist unter dem Zarismus voll von Hemmungen gewesen, voll von mystischem Aberglauben, voll von Minderwertigkeitskomplexen. Und es waren gerade diese Komplexe, die zu dem Verlust des Krieges mit Japan führten. Das heutige

Rußland ist anders, ganz anders. Von oben bis unten rekonstruiert, modernisiert, intensiviert, wissend gemacht und stark. Nicht nur militärisch. Wie oft hat nicht die liberalistische Welt den Untergang des heutigen Rußland prophezeit! Wie oft hat sie nicht gesagt, ein solches Reich *könne* nicht lange leben! Wie oft hat aber dieselbe bornierte Welt auch gesagt, das nationalsozialistische Deutschland werde abtreten und untergehen! Und was ist von den Prophezeiungen der hektischen Liberalisten in Erfüllung gegangen? Das Gegenteil! Deutschland ist immer stärker geworden, Rußland immer mehr mit seiner eigentlichen Aufgabe verwachsen.

Und hat nicht die gleiche Welt immer und immer wieder verkündet, daß das traditionsschwere, nur „zwangsweise zivilisierte“ Japan an dem inneren Zwiespalt, der zwischen Tradition und Modernismus liegen soll, zugrunde gehen werde? Haben sie nicht immer wieder behauptet, Japan habe den Höhepunkt seiner Machtentfaltung überschritten? Sie gönnen weder Rußland noch Japan, noch Deutschland oder Italien den Ruhm, aus sich heraus die Kraft entwickelt zu haben, nicht nur zu leben, sondern ihrer Größe entsprechend zu leben. Und weil sie es diesen Völkern nicht gönnen, säen sie Zwietracht, versuchen sie, Rußland gegen Japan auszuspielen, zwei große Nationen gegeneinander zu hetzen, die keine Feindschaft zu trennen braucht. Im Gegenteil: Rußland kann Japan viel geben, was Japan braucht, und umgekehrt. Die beiden Ideologien, die russische und die japanische, tun einander nicht weh, denn sie haben nichts miteinander gemein. Sie stehen auf so gänzlich anderem Boden, daß sie sich niemals berühren können. Japan kann ebensowenig die Mission haben, den Kommunismus auszurotten, wie Ruß-

land die Aufgabe, die japanische Staatsideologie zu zertreten, den „Kaiserlichen Weg“ für das japanische Volk ungangbar zu machen. Beides wäre nicht nur verkehrt, sondern ganz und gar unmöglich. Rußland ist mit der Idee des Kommunismus durchtränkt, ebenso durchtränkt wie Japan mit seinem unnachahmlichen Bushido, seinem Gottglauben an die Allmacht des Tenno. Dazwischen liegen Welten, ideologische Welten zwar, aber immerhin Gegensätze, die sich nicht zu berühren brauchen, aber auch nicht abstoßen. Eine jede Nation soll der anderen ihren Geist lassen, soll sich nicht darum kümmern, wie jenes Volk glücklich zu werden gedenkt. Denn keine Nation hat die Mission, einer anderen ihren eigenen Geist aufzuzwingen. Das geht nicht, weil es unnatürlich ist und darum immer und in alle Ewigkeit scheitern muß.

Politische Arroganz ist weder eine japanische noch eine russische Eigenschaft, sondern eine typisch englische. Aber lassen wir doch diese Eigenschaft ruhig den Engländern und behalten wir unsere eigenen! Hochmut — und das ist ja dasselbe wie Arroganz — kommt vor dem Fall. Der Fall Karthagos wurde von der damaligen Welt auch nicht erwartet, und doch mußte dieses Krämervolk, das in Gold dachte statt in Idealen, von dem hohen Sessel seiner Arroganz herunter. Und heute wandern wir auf den Ruinen von Byrsa, während der alte Feind Karthagos, das Römische Reich, sich abermals anschickt, seinen Flug zur Größe anzutreten.

Auch Japan sucht die Größe, aber es sucht sie weniger im materiellen Reichtum, als in der Sicherung seines Lebensraumes. Wir Deutsche sehen im „Lebensraum“ nicht einen politischen Bereich, den wir stets für uns in Anspruch nehmen können,

sondern „jene Sphäre, die uns stets zugänglich sein muß, damit die freie Entwicklung und Erhaltung der Existenz der Bevölkerung gesichert bleibt“. Für Japan gilt dieselbe Definition. Japan will nicht unmittelbaren Reichtum, sondern es will die Möglichkeit haben, die freie Entwicklung und Erhaltung der Existenz seiner Bevölkerung sicherzustellen. Deshalb will Japan ja auch nicht China „erobern“, sondern es will China geneigt machen, sich im gemeinsamen Lebensraum mit Japan zu vereinigen. Das ist das Ziel des Fernostkonfliktes: nicht Eroberung, sondern Schaffung einer gemeinsamen Lebensgrundlage für die beiden größten Völker Ostasiens. Der Liberalismus wird das zwar nie begreifen; er wird immer davon faseln, daß Japan hier „erobern“ will, um Knechtschaft zu bringen, oder, wie es so schön und romantisch in den Deklamationen der „Demokraten“ heißt, Japan will die demokratische Freiheit in Tyrannei erstickten. Den „Demokraten“ geht das Verständnis für das Lebensraumziel anderer Völker gänzlich ab; dazu reicht ihr engbegrenzter Verstand nicht aus. Die modernen „Demokraten“ denken eben selbst nur an die Tyrannei, die sie selbst aufgerichtet haben, überall, wohin sie vorstießen. Oder kann ein halbwegs intelligenter Mensch behaupten, daß sich die Inder gern und begeistert unter das britische Joch verfügt hätten? Oder die Buren, die Iren, die Ägypter, die Maoris? Oder die Annamiten unter die französische Herrschaft? Nein, das behaupten sie selbst nicht; aber sie nehmen es Japan übel, daß es wagt, die Methoden, die offenbar unter englisch-französischem Gebrauchsmusterschutz stehen, nachzumachen.

Der japanische Lebensraum umfaßt Ostasien — und nur das. Und Ostasien: das ist China, Mandschukuo, auch Indochina, die Philippinen. Das

sind Landschaften, die sich mit Ostasien identifizieren, sowohl geographisch wie wirtschaftlich, zum Teil auch ethnographisch. Das ist eine absolute Einheit, in die Japan organisch hineinzuwachsen vermag. Und überdies: in China ist die Stelle des schwächsten Widerstandes. China ist kein ebenbürtiger Gegner für das erwachte Japan. Und das enge Freundschaftsverhältnis zu den stärksten Ländern Europas, zu Deutschland und Italien, verschafft Japan die Möglichkeit, auch England und Frankreich in Ostasien vollständig an die Wand zu drücken. Hongkong ist nur dann stark, wenn Deutschland es will. Wieso? Die Antwort ist einfach. Das erstarkte Deutschland und das erstarkte Italien zwingen England, alle seine Macht in Europa zusammenzuhalten. England kann angesichts eines um Gerechtigkeit kämpfenden Europa nicht seine Kräfte in Ostasien spielen lassen. Was also ist Hongkong und was Indochina? Zufallsstücke einstiger Machtentfaltung des englischen und französischen Imperialismus, der auch Japan an die Kehle wollte. Und was sind die Philippinen? In erster Linie doch notwendiges und geradezu klassisches Siedlungsgebiet für Japaner, dagegen überflüssiger und sogar lästiger Annex der nordamerikanischen Union.

Deutschland und Italien kämpfen im Westen, Japan im Osten. Und sie kämpfen gegen denselben Feind, der die Luft um sie verpestet. Aber weder Deutschland noch Italien kämpfen gegen Sowjetrußland, noch werden sie es jemals tun, denn das wäre nichts anderes als eine Selbstzerfleischung der Feinde Englands. Auch Japan wird gut daran tun, mit Sowjetrußland seinen Frieden zu machen, nicht weil es diesen Staat zu fürchten hat, sondern weil er ihm weit eher Freund sein kann als Feind. Die Welt braucht eine geschlossene Phalanx aller

starken, aber entrechtet gewesenen Völker gegen den Blutsauger, der sich England nennt. Und es gibt nicht einen einzigen unter Englands Feinden, der gegen es nicht eine Forderung vorzubringen hätte, die längst fällig ist. Deutschland hat nicht vergessen, daß England es war, das den Vernichtungskrieg schon früher gegen Deutschland proklamierte. Italien hat nicht vergessen, daß dasselbe England es war, das ihm Malta entriß, das es in einen Krieg gegen Deutschland verwickelte — und es hinterher betrog. Und Japan hat nicht vergessen, daß England es war, das die Kraft Chinas systematisch unterhöhle, das weiterhin Japan als zweitklassigen, „gelben“ Staat geringschätzig abtut, Japan und seine Menschen aus dem Wirtschaftskreislauf der Welt ausschloß.

Die Frage, die Japan sich heute zu stellen hat, lautet nicht: Japan oder *Rußland*, sondern sie lautet: Japan oder *England*. Rußland will in Ostasien nicht herrschen, aber England will es. Wird Japan es dulden? Wird es dulden, daß der gefräßige Nimmersatt von der nebligen Kanalinsel wiederum seine gierigen Hände auf Ostasien legt, genau so, wie er sie auf Australien, Afrika, Nordamerika legte? Wird Japan es dulden, daß dieses gefräßige England sich in Ostasien weiterhin breitmacht auf Kosten Asiens, besonders Japans selbst? Will Japan auf alle Ewigkeit mit ansehen, wie ein großes asiatisches Volk, die Inder, unter der englischen Knechtschaft schmachten, obwohl sie sich danach sehnen, von dieser Schmach befreit zu werden? Japan weiß, daß Indien heute nach Tokio sieht, genau so wie nach Moskau. *Irgendwoher* muß ja die Befreiung Indiens kommen. Wird Japan sich diese Chance entgehen lassen, bloß weil es dem Friedensgeplärr der Briten Glauben schenkt?

Nein, Japan ist klug. Es weiß zu unterscheiden

zwischen Worten und Taten. England liefert ihm Worte, Deutschland Taten. Was wird Japan wählen? Wir wissen es heute schon: Japan ist kein Land, in dem Worte viel gelten, betrügerische Worte schon gar nichts. Aber Japan mag erkennen, wie man mit England umzugehen hat. Der Japaner ist kein Melancholiker, auch kein leicht berauschter Sentimentalist, der bieder und wonnetrunken den Einflüsterungen eines Bauernfängers lauscht. Dazu ist Japan durch eine viel zu harte Schule gegangen. Japan hat seinen Feind erkannt, das ist die Lehre, die der chinesische Konflikt zutage gebracht hat. Japan *und* England: das ist ein Unding in Ostasien. Aber Japan und Sowjetrußland, das ist die Voraussetzung für die totale Beseitigung Englands aus dem ostasiatischen Konzert. England ist in Europa gefesselt, auf lange Zeit hinaus gefesselt sogar, kann sich anderswo nicht regen und wegen. Das sind *Taten*, die man in Japan wohl verstehen wird. An allen Ecken wird das englische Reich in Brand gesetzt werden müssen, wenn es mit Stumpf und Stiel verbrennen soll. Ein solcher Brand kann Japan nur nutzen. Er kann ihm — fast kampflös — in den Schoß werfen, was es sonst nicht so leicht erreicht haben würde. Heute schon kann man sagen, daß England aus China herausgeworfen ist; die paar Widerstandsnester, genannt „Konzessionen“, in Tientsin, Schanghai, Kanton, Amoy werden nur noch Gegenstand theoretischer diplomatischer „Verhandlungen“ sein, wobei von vornherein feststeht, daß die Frage der „Konzessionen“ ganz im japanischen Sinne gelöst werden wird. England *kann* in Ostasien keinen Widerstand mehr leisten, weil in Europa seine Hände gefesselt sind. Das ist der Anfang vom Ende. „Überall zerren sie an uns herum, und wir wissen nicht, wo wir uns zuerst wehren sollen“, sagte vor einigen Wochen

Lloyd George, der in seinen lichten Augenblicken auch einmal Wahrheiten von sich zu geben vermag. Und derselbe Lloyd George sagte kürzlich, wiederum in einem lichten Moment: „Wenn es England nicht gelingt, sich des Beistandes der Sowjetunion zu versichern, ist der Kampf gegen Deutschland aussichtslos. Unsere Militärs müssen gleich mir dieser Ansicht sein, sonst sind sie reif fürs Irrenhaus, wenn sie auch nur einen Augenblick annehmen, daß wir den Deutschen militärisch gewachsen sein könnten!“

Ja, Japan ist klug. Es weiß, daß Rußland ein starker, militärisch mächtiger Staat ist, mit ungeheuren Rohstoffreserven und einer riesigen, voll einsetzungsfähigen Bevölkerung. Es weiß aber auch, daß ein Kampf gegen Rußland für Japan ein ungeheures Risiko bedeuten würde, ein Risiko, dem auf der anderen Seite nichts gegenübersteht, was einen solchen Krieg rechtfertigen könnte. Und in Japan glaubt man an die Notwendigkeit eines Krieges nur dann, wenn *nur* durch einen Krieg ein großes Ziel zu erreichen ist. Japan aber kann gegen Sowjetrußland nichts erreichen, was einen solchen Krieg rechtfertigen würde. Japan hat jetzt, nachdem es seine kontinentale Stellung errang, viel zu verlieren, gegen Rußland aber nichts zu gewinnen. Das ist die Wahrheit, die heute in Japan immer mehr an Boden gewinnt. Gewinnen kann Japan nur gegen England, ohne dabei auch nur das geringste zu riskieren. England ist vollgestopft bis an den Rand mit Reichtum, mit Rohstoffen, mit Gebiet: Japan braucht alles das. Und der Tag ist gewiß nicht mehr fern, wo es sich einfach nehmen kann, ohne lange zu fragen oder zu bitten. *Das ist der Wert der Freundschaft mit Deutschland und Italien! Und mit Rußland!*

Nur einmal hat Japan den Weg Rußlands ge-

kreuzt, aber das war zu einer Zeit, wo Rußland imperialistisch nach vorwärts drängte, sogar eine pazifische Macht werden wollte. Diese Zeit ist vorbei. Das hat der Kreml klar und unwiderruflich erkannt, und hat seine Politik danach eingerichtet. Nie mehr werden sich Japans und Rußlands Wege kreuzen, eher werden sie parallel laufen, ohne Streit, ohne Gegensätzlichkeiten und ohne Neid. Keiner braucht dem andern seine Macht zu neiden, denn sowohl Rußland wie auch der japanisch geführte Staatenblock sind Riesenreiche, die ihre größte Kraft aus sich selbst ziehen. Das ist die Pax Asiatica, die Garantie für eine organische Entwicklung der japanischen Vorherrschaft in Ostasien.

Will man wissen, wie die Chinesen selbst über England denken? Ich berufe mich wieder auf T'ang Leang-Li, der auf Seite 321 seines Buches schreibt: „Die Chinesen verlieren ihren Glauben an die Hochherzigkeit der britischen Nation, die man nur als den schlechtesten Typus von Imperialisten ansehen kann... Auch einem völlig veränderten China gegenüber setzten die britischen Agenten in diesem Lande ihre traditionelle Politik der Erpressungen und Drohungen fort... Die britische Politik der ‚eisernen Hand‘ hat, weit davon entfernt, das chinesische Volk einzuschüchtern, nur bewirkt, daß die chinesischen Massen sich um das Banner der anti-imperialistischen Nationalen Partei scharten...“ Und auf Seite 89: „Schon im Jahre 1838 hatte ein chinesischer Zensor in einer an die Krone gerichteten Eingabe die britische Handlungsweise gebrandmarkt: ‚Überall ist das Geschäft flau und der Gewinn karg, weil Silber teuer ist. Silber wird knapp, weil alles Geld das Land verläßt, das vom Opiumhandel ausgesogen wird. Dieser Handel ist das Werk der Briten! Dieses Volk, das zu Hause nicht genug zum Leben hat,

will andere Länder unterwerfen, indem es deren Bewohner durch den Genuß von Opium schwächt... Jetzt sind sie nach China gekommen, und sie haben ein Übel mitgebracht, das unsere Knochen verdorren lassen wird, einen Wurm, der an unserem Herzen nagen soll... sie bringen unseren Familien und unseren Menschen den Ruin...'

Jawohl, sie bringen den Ruin, diese Briten, überall, wohin sie auch kommen mögen. Aber sie reden von ‚heiligen Menschenrechten‘, von ‚Demokratie‘, von den ‚Gütern der Zivilisation‘ und von der ‚Mission Englands‘! ‚Sie sind ärger als die Sintflut, schlimmer als wilde Bestien...‘ Aber sie sitzen auf den Goldminen Südafrikas, auf den Wollbergen Australiens, auf den Weizenbergen Kanadas und auf den Geldsäcken ihres Kapitals. Japan aber, Deutschland und Italien: sie wissen nicht, wie sie ihre Völker satt bekommen sollen, müssen sie doch jeden Tag, jede Stunde damit rechnen, daß England ihnen sogar die Luft, die sie einatmen, verwehren wird. Japan ist umringt von „Kammern des Reichtums“. Aber es will diesen Reichtum nicht um seiner selbst willen, sondern um leben zu können. Nur leben. Das ist alles.

### III.

## DIE POLITIK VON MORGEN

Das japanische Gesicht

*Tokio*

Dieses japanische Volk! Es ist die Inkarnation des Realismus, dabei aber gleichzeitig dasjenige Volk, das die Tradition seiner Ahnen wohl von allen Völkern der Erde am heiligsten gehalten hat. Die ganze Flutwelle der westlichen Zivilisation, die sich in den letzten 85 Jahren über dieses Volk ergoß, hat nicht bewirken können, daß es auch nur um ein Jota von seiner Eigenkultur abgewichen wäre. Man absorbierte diese Zivilisation, als sei sie ein unerläßliches Attribut des politischen und wirtschaftlichen Erfolges. In die Seele dieses Volkes drang der Westen niemals, nicht mit seiner ganzen technischen Überlegenheit und seiner Siegeslaufbahn von acht Jahrhunderten. Japan fing diese fremde Flut mit der Begierde eines Wissensdurstigen auf, verschlang gewaltige Brocken von dem fremden Gut. Aber es verschlang sie nicht ungekaut. Es kaute nur blitzschnell und schmalzt dabei, wie es hier zum guten Ton gehört. Und die dicken Brocken bekamen ihm. Bekamen ihm sogar ausgezeichnet, denn es wurde dicker und kräftiger. Im Westen machte man sich über den japa-

nischen Heißhunger lustig, riß Witze über die scheinbare Planlosigkeit, mit der dieses Japan alles das in seinen Volksmagen hineinstopfte, was ihm der Westen bot. Aber es dauerte gar nicht lange, bis dem Westen das geringschätzigste Lachen verging, bis er erkannte, daß da hinten ein Volk lebte, das nicht nur nachmachte, sondern wählte zwischen gut und schlecht, brauchbar und unbrauchbar unterschied. Woher kannte es diese Unterschiede? Wie kam es, daß es dem Westen nicht gelang, dieses von ihm geweckte Volk zum Stillsitzen zu bewegen und die Rolle des exotisch zwar interessanten, politisch-wirtschaftlich aber ungefährlichen Kolonialvolkes zu spielen?

Wie das kam? Der Grund liegt in Japans Seele, die wir so schwer zu ergründen vermögen. *Japan hat dem Westen sein Gesicht verborgen gehalten*, hat unter der starren Maske seinen Geist geformt, ihn still, schweigsam und verbissen in Verbindung mit der Zivilisation des Westens gebracht. In Verteidigung gegen den Westen hat es sich selbst verwestlicht, hat sich eine Tarnkappe der Zivilisation angezogen. Es ist derselbe Vorgang, wie wir ihn so oft im Tierreich beobachten können. Legt nicht auch Wiesel und Hermelin, ja selbst der Bär ein anderes Kleid an, um sich seiner Umgebung anzupassen, sich damit besser gegen seine Feinde zu verteidigen zu können? *Die Tarnkappe der Zivilisation ist für das erwachte Japan die Grundbedingung seiner modernen Existenz*, nicht seiner Existenz als Hort eines pittoresken Feudalismus. Japan leitet aus seiner Weltanschauung, der es schon Jahrhunderte folgt, nicht das „Recht“ des einzelnen auf unbeschränkten Individualismus her, sondern das Recht des Staates, der Gesamtheit, die Tauglichkeit des einzelnen für den Dienst an der Gesamtheit zu steigern. Hier liegt wiederum eine

Parallele zu dem erwachten Deutschland, dem erwachten Italien, dem erwachten Spanien, aber ein unüberbrückbarer Gegensatz zu der individualistisch-liberalistischen Staatsstruktur der „demokratischen“ Nationen des Westens. Auch in der Weltanschauung, so verschieden sie im einzelnen von der des neuen Europa sein mag, liegen enge Berührungspunkte zu diesem, die sich notwendigerweise auch in der politischen Zielsetzung erkennen lassen.

Gibt es ein japanisches „Gesicht“? Wenn man Tokio, Osaka, Nagoya oder auch meinetwegen Hsinking als Maßstab zugrunde legt, wird man dieses Gesicht schwerlich entdecken können, denn diese Energiezentren der neujapanischen Zweckmäßigkeit zivilisation gehören eher zur *Tarnung* als zur Offenlegung des wahren Japans. Dieses wahre Japan ist nur aus seiner Geschichte zu erkennen, aus jener Entwicklung, die es zuerst vermochte, Japan von allen äußeren Einflüssen möglichst reinzuhalten, und die dann, als die Zeit gekommen war, ermöglichte, daß Japan mit spielerischer Leichtigkeit diese Einflüsse — *selbst die chinesischen* — in sich aufnahm, ohne sich ihnen zu opfern. Japan hat sich der eigenen Waffen des Westens bedient, um ihn sich vom Leibe zu halten, hat Größe genug besessen, um zu erkennen, daß das Festhalten an der geheiligten Tradition auch im politischen und wirtschaftlichen Leben Selbstmord bedeuten würde. Das ist in wenigen Worten der Kern dessen, was man oberflächlich in Europa als „Imitation“ bezeichnet, als mehr oder weniger kritikloses Nachmachen fremder Einrichtungen. Wie unrichtig das aber ist, ergibt sich schon daraus, daß das modernisierte Japan, wie es in den großen Städten, sodann in der Politik und in der Wirtschaft lebt, in diesen Institutionen nur neue

*Methoden* sieht, durch die das alte japanische Sehnsuchtsziel leichter und sicherer erreicht werden kann. Ist die Technik Europas und Amerikas nicht auch noch sehr jungen Datums? Und ist es etwa schon so sehr lange her, daß diese Kontinente sich der Vorteile der modernen Zivilisation erfreuen können? Gingen nicht unsere Großeltern, teilweise sogar noch unsere Eltern beim Kerzenschimmer — höchstens mit der Petroleumlampe — schlafen? Und seit wann kennt Europa und Amerika den einwandfreien Fortschritt des WC? Ich glaube, man sollte, wenn man schlagwortsicher von den Japanern als Volk von Kopisten redet, erst einmal nachdenken, wie jung doch unsere eigene Zivilisation ist, wie neu das alles noch ist, was wir heute als selbstverständlich ansehen und uns einbilden, ohne all das nicht mehr leben zu können. Vor hundert Jahren gab es noch so gut wie keine Eisenbahn bei uns, kein Telephon, keine Schnellfeuergeschütze, keine Elektrizität, keine Ozeandampfer, kaum eine einzige der Annehmlichkeiten, die wir heute als selbstverständlich hinnehmen. Wahrlich, man kann sagen, der Westen hat sich an der Technik berauscht, hat sich von ihr den Kopf verdrehen lassen, hat sich ihr untergeordnet, als sei sie etwas Urwichtiges. Japan aber faßt die Technik als politisches, wirtschaftliches und soziales Hilfsmittel auf, sieht in ihr eine Methode, schneller und sicherer zum Ziel der japanischen Stoßkraft zu kommen als mit dem malerischen Schwert der Samurai, das heute im japanischen „Herrgottswinkel“ steht, um dort dasselbe Dasein und denselben Respekt, sogar dieselbe traditionelle Verehrung zu genießen wie das Kruzifix im Tiroler Bauernhaus.

Ein japanisches Gesicht? Was hat das mit dem Pazifik, mit den Konzeptionen der hohen Politik zu tun? Fragt man jemals nach einem englischen

oder jugoslawischen Gesicht? Man tut es nicht — bedauerlicherweise. Man hat sich in Europa und in Amerika angewöhnt, die Äußerlichkeit zum Symbol zu erheben, die malerischen Farben des Atlases als etwas, was „Größe“ verleiht. Aber das ist ein Irrtum, denn nicht die zeitweilige Weiträumigkeit politischer Grenzen verleiht Größe oder auch nur Stärke, sondern die Durchdringungsfähigkeit eines nationalen Gesichts oder, anders ausgedrückt, die Gestaltungskraft der nationalen Seele. Denn durch diese Gestaltungskraft, durch diese Durchdringungsfähigkeit wird erst eine *Idee* geschaffen, der eine Nation nacheifern kann. Jagt sie aber nach neuen Grenzen, nach Oberflächenherrschaft, so unterliegt sie stets den wechsellvollen Tücken des Schicksals. Das ist ja auch die innere Stärke des Nationalsozialismus, des Faschismus und — des japanischen „Gesichts“. Für sie bedeuten neue Grenzen nichts, wenn diese Grenzen nicht von der Idee ausgefüllt werden können. Denn alle Grenzen der Völker sind vergänglich, sind sogar Eintagswerk, wenn hinter ihnen nicht die Phalanx der nationalen Durchdringung steht. Nichts anderes als diese Durchdringungskraft hat das tausendjährige China so lange vor dem Verfall bewahrt, hat es vermocht, aus jedem einzelnen Chinesen einen Träger dieser Durchdringung zu machen. Das konnte China, solange die japanische Inselklausur bestand, solange die Straße von Korea zwei Welten voneinander schied. Die chinesische Durchdringungskraft war einzigartig, konkurrenzlos, solange Japan auf seinen Inseln saß, von der Außenwelt durch ein freundliches, fischreiches Meer abgetrennt. Als aber Japan durch seine theokratische Idee der gottgewollten Mission fest und einig geworden war, als dann Admiral Perry so gut war, Japan zu sagen, daß die Welt auf sein Er-

scheinen warte, da brachte Japan zwar ein zivilisatorisches Vakuum mit, aber dafür eine desto größere nationale Kraft, die sich in politischem Heißhunger dem Westen offenbarte.

Ein japanisches Gesicht? Sicherlich nicht auf der Ginza in Tokio, wo die Spazierstockgirls ihren neckischen Blödsinn treiben. Sicherlich nicht im Pullmanzug zwischen Tokio und Osaka, wo das moderne Japan im „parlor-car“ sitzt und Kreuzworträtsel löst. Sicherlich nicht im Bürohaus der Asahi, der Mitsui und Mitsubishi. Sicherlich nicht im Yamatohotel in Hsinking oder im Imperial in Tokio. Auch nicht auf den schnellfahrenden Stromlinien-Lokomotiven der Mandschurischen Bahn oder in den sightseeing-cars, die einen durch den Aso-Nationalpark fahren. Wenn man Japan danach beurteilen wollte, was es heute *zivilisatorisch* leistet, dann wäre es nichts anderes als ein Superamerika. Dann wäre ganz Japan nichts als ein zivilisatorischer Expreßlift, der geräuschlos und blitzschnell nach oben gleitet, die meisten Stockwerke überspringend. Aber das japanische Gesicht ist auch nicht „auf dem Lande“, ist auch nicht in Kimonos versteckt oder in den Buddhaschreinen. Weder Wiener Schnitzel oder englisches Roastbeef noch geschmackloser Wasserreis oder japanisches „Omelette“ geben auch nur den geringsten Hinweis auf das, was Japan eigentlich bedeutet oder war. Erst wenn man alles das zusammenzieht, wenn man die Taxigirls mit den Geishas, den Stromlinienzug mit dem Wasserreis, das Imperialhotel mit den Holzhütten auf dem Lande, die Lifts in den hypermodernen Hochhäusern mit den Pantoffeln der ärmeren Volksschichten, die modernen, peinlich sauberen, hochkomfortablen Ozeandampfer mit den winzigen, blumenbeetlosen Steingärtchen, erst wenn man alles das in einen Topf wirft,

bekommt man einen leisen Vorgeschmack dessen, was Japan eigentlich ist und auch was es war. So gar was es sein wird. Wenn man sich von den befrackten Ministern, den ratternden Straßenbahnen, den Jazzkapellen in den ganz westlich aufgemachten Nachtlokalen, den Stromlinienzügen, die zwischen den hochmodernen Bahnhöfen verkehren, den zigarettenrauchenden Tanzgirls, den riesigen Geschäftshäusern in den großen Städten, dem Komfort in den guten Hotels und all den sonstigen Attributen unserer Zeit nicht dүpiieren läßt und darin nichts anderes sieht als ein selbstverständliches Zugeständnis des fortschrittlichen Asien an die Zeit, dann hat man eine Möglichkeit, dieses Japan zu begreifen. Und wenn man, auf der anderen Seite, im Shintokult keine Ausschließlichkeit, im Kimono kein ängstliches Verstecken vor der Tracht des Westens, in den dünnen Papierwänden in den meisten Häusern nur eine Konzession an die vulkanische Natur des Landes sieht, wenn man ferner in der — gelinde ausgedrückt — eigenartigen Ernährungsweise dieses Volkes nur einen Ausdruck seiner Armut, in seiner eigentümlichen Sozialordnung nichts anderes als jahrhundertealte Tradition sieht, dann mag man vielleicht den versteckten Mittelweg finden, der zu der Erkenntnis dieses Volkes hinführt. Die Teehausgeishas sind genau so wenig verallgemeinerungswürdig wie die Schnadahüpfelbuam unserer bayrischen Berge für die gesamte deutsche Nation. Verallgemeinerung führt immer zu Plattheiten, gerade bei einem Volk, von dem man in Europa noch so gut wie nichts weiß.

Japan von heute besteht ebensogut aus Maschinenfabriken und Expreßzügen wie aus kimono-tragenden, pittoresken, hochfrisierten Geishas, ebensogut aus todernsten Politikern und Wirt-

schaftlern wie aus traditionsgebändigten Alten. Hier in Japan gibt es ein Mittelding zwischen Tradition und Fortschritt. Man hat fast mit der Uhr in der Hand den Trennungsstrich gezogen, als ob jede von beiden Zeiten ihr Recht haben solle. Mag ein Industriemagnat von morgens bis nachmittags im hochmodernen Sakkoanzug in seinem Büro sitzen und durchs Telephon und Diktaphon Befehle erteilen: kehrt er dann nach Hause zurück, so lebt er wie seine Vorfahren. Legt Kimono und Obi an, nimmt teil an der hochtraditionellen Teeceremonie und setzt sich erst, wenn der Ritus der Tradition beendet ist, in seinen bequemeren Sessel. Draußen vor seiner Tür steht ein schwerer Lincolnwagen, aber hier drinnen herrscht die Papierwand, herrscht die staubfreie, sprichwörtliche japanische Sauberkeit, herrscht das Ahnentum, dem man mit ganzer Überzeugung anhängt, auch in den höchsten Schichten, sogar gerade hier. Kein japanischer Staatsmann oder Wirtschaftler von Rang sieht in seiner alten Tracht etwas Lästiges, Unbequemes oder gar Lächerliches. Keiner von ihnen würde auch nur einen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß sein Ahnen- und Götterkult unvereinbar sei mit der tagtäglichen Routine des Fortschritts. Eben dieser Fortschritt ist ja nicht *Inhalt* des japanischen Lebens, sondern nur *Form*, die man gleichberechtigt neben die Vergangenheit gesetzt hat, ohne sich mit ihr vollkommen zu identifizieren. Japan von heute sieht im technischen, überhaupt zivilisatorischen Fortschritt nur Mittel zum Zweck, während die materialisierten Vereinigten Staaten *nur* dieser Form leben, damit ander Oberfläche des menschlichen Lebens und Daseinszweckes hängenbleiben. Das ist einer der fundamentalsten Gegensätze zwischen dem Japan von heute und jenen Mächten, die dem *Kult* der Zivi-

lisation leben, ohne den Inhalt ihres Daseins zu beachten. Das heutige Rußland denkt in Traktoren, in Exporttonnen, in wirtschaftlichen Sollziffern, negiert die Existenz eines höheren Wesens, leitet seine Ordnung allein aus der staatlich gewollten „Vernunft“ ab. In Japan kennt man *diese* Art von Vernunft nicht, Gott sei Dank nicht. Denn wo sollte Asien hinkommen, wenn hier die materialisierte Vernunft gepredigt würde? Würde nicht im gleichen Atemzuge, in dem die entgeistigte Vernunft souverän wird, Asien eine tödliche Gefahr für den Westen werden? Liegt nicht gerade in dem Vorhandensein der japanischen Geistesbindung an das Ahnentum, an die Tradition überhaupt, die beste Gewähr dafür, daß Asien unter japanischer Kontrolle Asien bleiben wird? Und liegt nicht gerade der — negative — Kernpunkt des Bolschewismus darin, daß er den Menschen auf die ultima ratio des Materialismus niederdrückt, in der materiellen „Vernunft“ die Quintessenz der staatlichen Daseinsberechtigung überhaupt erblickt?

Das japanische Volk hat Wirklichkeitssinn, gesunden Menschenverstand und ist — trotz aller verbindlichen Höflichkeit — von positiver Energie, so daß schon in diesem Zusammenfallen nützlicher Eigenschaften eine Gewähr dafür liegen könnte, daß dieses Volk in logischer Weise alle die Sprossen, die noch vor ihm liegen, ersteigen kann, mag man es auch noch so oft wieder eine Stufe herunterzerren. Japan ist gegen tausend Widerwärtigkeiten, die ihm die Natur und die Mitmenschen bescherten, groß geworden, sprunghaft zwar, aber doch nicht ohne Überlegung. Immer wieder — und mochten die augenblicklichen Schwierigkeiten auch noch so groß sein — fand dieses gleichzeitig kultisch und real denkende Volk Wege, die es aus der Not herausführten, fand die Kraft,

einem ganzen riesigen Kontinent, ja einer ganzen Welt zu trotzen. Auch hier liegt die Parallele mit den verjüngten Nationen Europas nahe. Auch diese Nationen finden in der bewußten Anlehnung an das Kultisch-Heroische mehr Kraft als andere Nationen in der Forcierung des Materialismus. Diese verjüngten Nationen Europas – Deutschland, Italien, Spanien – vollbringen Taten aus der Idee, machen damit aus diesem Realismus eine Kraftquelle von nationaler Weite. Und genau so Japan, das „entdeckte“ Japan von heute. Es geht den Weg der kalten, sachlichen Vernunft, ohne aber diese Vernunft zum Leitstern des nationalen Denkens zu machen. Denn dieses Japan denkt heroisch, noch ebenso heroisch wie zur Zeit der Samurai; aber aus diesem Denken, das trotz aller äußeren Zivilisiertheit das Seelenleben dieses Volkes beherrscht, leitet es die Formeln seiner politischen, wirtschaftlichen und sozialen Regsamkeit ab. Und nicht umgekehrt. Und deshalb sind die hypermodernen Fabriken, die eleganten Autos, die Sakkoanzüge, die Schlachtschiffe und die kurzberockten Tanzgirls nichts anderes als die notwendige Schale, die um den Kern des Heroismus gelegt wurde.

Wenn man die Vorgänge im pazifischen Raum, zu dem ja auch Ostasien gehört, verstehen will, muß man zuerst Japan und die Japaner verstehen, denn von hier gehen die Wandlungen aus, die dem Pazifik sein Gepräge geben – geben werden. Damit braucht nicht gesagt zu sein, daß das Schicksal von Hawaii, Manila, Hongkong und Papeete von Tokio aus entschieden werden wird, wenn auch alle Anzeichen darauf hindeuten, daß dies so sein wird. Japan wächst heute, in diesem Moment, aus den politischen Kinderschuhen heraus, hat damit begonnen, die Vorschriften des Westens, die man

in Tokio bis vor wenigen Jahren noch leidlich respektierte, klar und deutlich zu mißachten. Japan hört heute ausschließlich auf das, was der politische Realismus ihm vorschreibt, hört ausschließlich auf die Stimme seiner eigenen Seele. Diese Seele lag vorübergehend stumm da, fast die ganze Zeit über, wo man in Japan damit beschäftigt war, die westliche Zivilisation zu absorbieren. Jetzt ist dieser Absorbierungsprozeß so gut wie beendet und die Seele kann wieder sprechen. Und was sie spricht, das ist ganz japanisch, schwer verständlich für europäische Ohren. Sie spricht wenig, hauptsächlich immer und immer wieder das eine: *Imperium!*

Japanisches Imperium! Überkommt den Westen nicht das Gruseln, wenn er davon hört? Glaubt er nicht bereits, die konkretisierte „Gelbe Gefahr“ vor sich zu sehen, jene Gefahr, die traumhaft-bedrückend auf alle wirken muß, die sich zu den besitzenden Nationen zählen? Japanisches Imperium! Dschingis Chan war, so versichert wenigstens das heutige Japan, ein Japaner, war die Fleischwerdung der japanischen Seele, war die personifizierte Stoßkraft des alten Japan: „An dem Phänomen Dschingis Chan sind, wenn man den japanischen Quellen glauben darf, die drei großen asiatischen Völker in gleichem Maße beteiligt: die Mongolen, indem sie ein fürs Erobererhandwerk geeignetes Land und Volk boten; die Chinesen, indem sie dem Volk und seinem Führer Handwerker, Strategen und besonders einen Kanzler stellten, der seine Politik leitete; die Japaner, indem sie dem Unternehmen den *Führer* gaben, der, wenn er die gewaltige Bewegung auch nicht hervorrief, so sie doch in diejenigen Bahnen lenkte, in denen sie sich am erfolgreichsten auswirken konnte.“ (Nohara.)

Und wahrlich, dieser Dschingis Chan ist der Prototyp des japanischen Energiemenschen, der weniger Hang hat zum Erobern, als zum Zusammenhalten, zum Organisieren, zum Konsolidieren. Das sind japanische Charaktereigenschaften, viel weniger chinesische. Und wenn wir den Japanern glauben, daß sie in Dschingis Chan ihren verklärten Napoleon sehen, ihren „japanischen Menschen, gefolgt von ganz Asien“, den Mann, der sein siegreiches Wappen bis nach Europa trug, wo man damals zitterte, wenn wir ihnen das glauben, dann müssen wir auch glauben, daß aus den Reihen dieser Nation *wieder* ein Dschingis Chan erstehen wird, ein „Mann, dem ganz Asien folgen wird“. Denn das ist doch die Losung des zerrissenen, vulkanbedrohten, eingepferchten, raumengen Japan, wie wir es heute kennen? Ein Japan, dem ganz Asien folgt! Und Asien ist nicht nur China. Das ist auch die Mongolei, das ist Tibet, das ist Siam, sogar Indien und die paradiesischen Inseln der Java-see. Asien: das ist aber auch Persien, Afghanistan, Mesopotamien, Turkestan, Anatolien, nicht wahr? Und Arabien? Für Dschingis Chan waren das alles keine Länder, das war einfach Boden, der unter den Hufen seiner dreihunderttausend Reiter erzitterte. Das waren keine respektablen Grenzen, sondern das war für ihn Freiland, das dem Stärkeren gehörte. Dieser mongolische (oder japanische?) Napoleon dachte ebenso in Kontinenten wie sein westlicher Zwillingsbruder 600 Jahre später. Er hatte ebensowenig Respekt vor den angestammten Rechten anderer Völker, ihrer freien Daseinsberechtigung und ihrem Unabhängigkeitsbedürfnis wie der korsische Leutnant, aus dem sich dann ein Kaiserschreck entpuppte. Dschingis Chan, Tamerlan, Napoleon, Cäsar, Alexander: das waren alles politische Willensbrecher, grandiose Verge-

waltiger, hemmungslose Weltmenschen, die in der Welt ein Spielzeug sahen, geeignet, ihnen zur Kraftprobe zu dienen. Und zur Muskelstärkung.

Hat Japan sich die Rolle Dschingis Chans zu eigen gemacht? Betrachtet es das Duell auf dem asiatischen Kontinent als eine notwendige Muskelstärkung, als eine gymnastische Übung zur Absorbierung seiner überschüssigen Kräfte, um auf seinen raumengen, erdbebengeschüttelten Inseln nicht zu verkalken, oder sieht es darin mehr, als jemals Dschingis Chan in seinen Eroberungsspaizergängen sah? Jeder, der das japanische Volk, die talentvoll gestaltete Landschaft, seine Kunst und seine Seele kennt, oder wer doch wenigstens Gelegenheit gehabt hat, den japanischen Charakter zu studieren, wird im Japan von heute und in den Völkerscharen, denen Dschingis Chan als Führer diente, nur vollkommen unverwandte Eigenschaften entdecken, so unverwandt und fremd, daß man dieses Japan mit dem mongolischen Strategen nicht vergleichen, geschweige denn identifizieren kann. Und seltsam: trotz aller Wesensfremde, die diese beiden Volksganzen, Mongolen und Japaner, voneinander trennt, geht doch der Geist dieses Eroberers durch die Reihen des japanischen Volkes. Entflammt diesen Geist, weniger zur direkten Nachahmung als zum Heroismus. Dschingis Chan war ja nicht nur Eroberer, nicht so sehr gewaltsamer Willensbezwinger und Freiheitsbrecher, nicht so sehr personifizierte Brutalität und lebendige Antikultur, sondern er war auch einer der ganz großen Organisatoren, einer der bedeutendsten Staatengründer aller Zeiten. Seine Soldaten plünderten und brandschatzten systematisch, nicht individuell. Sie taten das, weil es zur *totalen Strategie* des großen Feldherrn gehörte; sie führten eben den totalen Krieg, so wie er in der neue-

sten Zeit ja auch als das wirksamste Mittel zu seiner erfolgreichen Beendigung anerkannt wird, nur mit dem Unterschied, daß heute nicht mehr geraubt, geplündert und geschändet wird, sondern in totaler Weise — getötet. „Daß ein Heer die Notwendigkeiten und Gebote der Strategie hundertprozentig anwendet, das ist ihm zwar von der Gegenseite, welche hierzu nicht die Energie und Kampfindensität aufbrachte, jeweils übel vermerkt worden, die Geschichte hat es jedoch — vom Zuge Alexanders bis zu den Operationen in Frankreich 1914—1918 — nachträglich gerechtfertigt.“ (Nohara.)

Nennt man nicht auch die Methode Tschiang-kaischeks die „Taktik der verbrannten Erde“? Das Feuer ist heute noch der mächtigste Verbündete der asiatischen Kriegführenden, sei es aus Kanonenschlünden, Maschinengewehrmäulern oder Pechfackeln. Das ist alles eins. Feuer vernichtet, tötet, brennt nieder. Das ist die asiatische Version des totalen Krieges.

Der japanische Geist war stets kriegerisch. Das Schwert war das große Heiligtum. Man tötete mit ihm den Feind, benutzte es dazu, sich selbst zu den Göttern zu befördern, nach einem genau vorgeschriebenen Ritus. Wer von uns Weißen versteht die Mentalität eines Volkes, das im Selbsttöten eine gute, ganz besonders ehrbare Tat erblickt? Nach unserer Ansicht spielt dieses Volk mit seinem Leben, nicht nur bildlich, sondern wörtlich. Wir verstehen einfach nicht, warum ein japanischer Offizier sich selbst das Leben nimmt, weil das Parlament irgendwelche Heereskredite nicht bewilligt hat. Der Fall ist vorgekommen und steht nicht vereinzelt da. Diesem uns so seltsam erscheinenden Ehrenkodex liegt ein ganz anderer Moralbegriff zugrunde, eine Auslegung des Begriffs „Schande“,

die wir nicht kennen. Der Japaner setzt sich mit der ganzen Persönlichkeit für die Sache ein, der er sich verschrieben hat. Darin liegt ja gerade die innere Stärke dieser Nation, daß sie mit ihrem persönlichen Ehrgefühl mit der Sache, das heißt mit dem Staat und dem Staatsziel, sich identifiziert, wie das Abendland es nicht kannte. Das ist der größte Gegensatz zum „demokratischen“ Individualismus, der sich wohl denken läßt. Das ist auch der große Spalt, der sich zwischen Japan und Amerika, Japan und England und auch zwischen Japan und China auftut: *das unbedingte Opfer der Person für die Sache*. Und das ist auch gleichzeitig wieder ein geistiges Band, das Japan mit den jungen Großstaaten Europas verknüpft. Die Achse Berlin-Rom mit ihrer Ausstrahlung nach Madrid und Tokio ist kein rein politisches Zweckbündnis, keine diplomatische Konstruktion, sondern eine auch auf *geistiger* Verwandtschaft, teils sogar Gemeinsamkeit beruhende Verbindung, die mehr ist als jede Allianz der bloßen Zweckmäßigkeit. So faßt man auch in Tokio die enge Freundschaft auf, die das japanische Volk mit dem deutschen und italienischen verbindet.

Dschingis Chan lebt heute noch in Japan. Vielleicht stärker als je zuvor. Dschingis Chan war Welteroberer, wenn er auch „nur“ Asien erobert hat und nicht die Welt. Es gibt im heutigen, hypermodernen, benzinstinkenden, autohupenden Japan eine ganze Menge Leute, sogar einflußreiche Leute, die im japanischen Ziel eine Welteroberung sehen. Von dem ehemaligen Kriegsminister Araki liegen folgende Zeilen vor: „Die Weißen haben aus Asiens Nationen Sklaven gemacht. Japan kann und darf ihre Frechheit nicht ungestraft lassen . . . Unser Land ist entschlossen, sein *nationales Ideal* über die sieben Meere zu tragen, es auf den fünf Konti-

nenten zu verbreiten, selbst wenn es Gewalt anwenden müßte. *Wir stammen von den Göttern ab. Wir müssen die Welt beherrschen.*“ — Nein, das ist keine einzelne Stimme. Man hört sie immer wieder, aber die Welt braucht sich nicht zu beunruhigen. Die Leute, die so sprechen, sind in Wirklichkeit ungefährlich, sie tasten nur nach einem Ziel, tasten nach Wahrheit, nach der Beendigung der Enge. Ein geistiger Rückstand von Dschingis Chan? Vielleicht, und doch ist Japan zu vernünftig, sein Ziel zu überspannen. Lange hat es überlegt, lange seine Muskeln gestählt, bis es zum Sprung auf den Kontinent ansetzte und sein Opfer im Genick packte. Der asiatische Tiger brüllt manchmal gefährlich und laut, aber das ist für Asien bestimmt. Durch das Gebrüll sollen die „kleinen Geister“ Asiens zu Stein erstarren vor Schreck, sollen vor dem Tiger die Flucht ergreifen oder ihn freiwillig als ihren König anerkennen. Das meint der Tiger mit seiner „Weltherrschaft“, denn die Welt Japans ist Asien, und *nur* Asien.

Der japanische Körper ist klein, fast zierlich, zumindest geschmeidig. Darin steckt, so sollte man glauben, keine robuste Natur, steckt kein Welt Eroberer. Aber in diesem Körper, der so unansehnlich ist, wohnt eine heroische Seele, eine tigerhafte Eleganz der Gedankenbewegung, eine Gläubigkeit an die Mission seines Volkes, wie wir sie in Asien nirgendwo wiederfinden. Da ist keine Andeutung von Fatalismus, innerer Skepsis, oder der schwächlichen Sehnsucht nach Geborgenheit. In diesem Körper lebt der Wille zum Kampf, nicht für persönliche Reichtümer oder individuelles Wohlergehen, sondern für die Größe Japans. Der japanische Nationalismus ist nicht Vorbehaltsgut der wirtschaftlich oder sozial Arrivierten, er beschränkt sich nicht auf einzelne Volksklassen, etwa den Adel

oder die Armee, den Großhandel oder die Schwerindustrie, sondern er ist Allgemeingut der Nation, des ärmsten Bauern ebensogut wie des Konzern-Generaldirektors. Wie das kommt? Es ist die Erziehung des Volkes seit Jahrhunderten, die Hinweisung auf die göttliche Mission Japans, die Methodik in der Heranziehung dieses Volkes zum Gemeindienst. Der Bushido, der Moralkodex des Rittertums, ward zur nationalen Norm, von der sich niemand ausschließen konnte, ohne aus der Gemeinschaft ausgestoßen zu werden. Japans Raumeinge schuf den Geist der Konzentration, schuf den nationalen Schliff, der das Schwert immer scharf hielt, bis es gebraucht wurde.

China erschlaffte in Raumweite, in hoher, unbestrittener Kultur, erschlaffte, weil ihm der Feind fehlte, mit dem es sich messen konnte. Japan schärfte seine Sinne in einem furchtbaren inneren Existenzkampf, der nur dadurch bestanden werden konnte, daß man die neugeborenen Kinder zum großen Teil tötete, um mehr Raum, mehr Lebensmöglichkeit für die Lebenden zu haben. Das war grausam für unsere Begriffe, aber notwendig für Japan. Hätten die Japaner bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Kindernachwuchs nicht beschränkt, so wäre der Pazifik längst japanisch, wäre vielleicht Australien längst ein Kontinent japanischer Betriebsamkeit, wäre der „Zwischenfall“ in China längst liquidiert, im japanischen Sinne liquidiert.

Die Zähigkeit, die Hingabe, die Selbstaufopferung, die heute den Japaner in geschlossener Front für Staat und Tenno kämpfen läßt, konnte nur entstehen und so im Volkscharakter festwurzeln, weil der Raum so *eng* war, daß man sich entweder gegenseitig töten oder auffressen mußte. Und die Schlawheit, mit der China seinem Schicksal ent-

gegenging, entsprang dem *Übermaß* an allem. Ist es nicht genau wie in Europa? Was befremdet uns daran, daß das japanische Volk so hochpolitisch denkt, daß es mit Leichtigkeit den zivilisatorischen Vorsprung des Westens einholte, daß es Scharfsinn genug besaß, die Schwächen des Westens — und seine eigenen — zu erkennen? Japans vergangene Selbstgenügsamkeit hat es auf den Platz gestellt, auf dem es heute steht, nicht der Zufall oder etwa gar die Gunst des Schicksals. Die Japaner haben wahrlich mit dem Schicksal keinen Bund geflochten, eher stehen sie auf Kriegsfuß mit ihm. *Sie kennen überhaupt kein Schicksal*, sie kennen nur ihre eigene Logik. Hinter der Vergötterung des „Schicksals“ versteckt sich so oft nichts anderes als eigene Unfähigkeit, Ignoranz und Willensschwäche. Man schiebt auf das Schicksal die Schuld, wenn man selbst zu dumm oder zu träge war, es zu meistern. Denn eine starke Nation zimmert ihr Schicksal selbst und wartet nicht auf das Erscheinen der Göttin Fortuna.

Bushido. Das ist nichts anderes als Lebensbejahung auf der Grundlage der Autorität. Nichts anderes als disziplinierte Unterordnung des Individuums unter die Erkenntnis der alleinigen Souveränität der Gemeinschaft. Nichts anderes als die Anerkennung der Winzigkeit des einzelnen, der Grandiosität des Volksganzen. Nichts anderes als die Verpflichtung zur persönlichen Opferleistung, wenn die Nation dies fordert. Bushido ist damit nichts anderes als ein organisiertes Ideal, als eine ungeschriebene Moralordnung, die dem einzelnen einen ganz fest umgrenzten Platz innerhalb der Gemeinschaft zuweist. Für den „Demokraten“ mag dieser Bushido etwas Unverständliches sein, vielleicht sogar etwas Barbarisches, denn man bezeichnet ja so oft das als barbarisch, was man nicht

verstehet. Europa spricht von barbarischen chinesischen Sitten, den barbarischen Manieren Neu-japans. Aber im Fernen Osten hält man die Weißen für ebensolche Barbaren, wie es umgekehrt geschieht. Man weiß eben so gut wie nichts voneinander, und weil man nichts weiß, verurteilt man sich gegenseitig. Das ist die kürzeste und bequemste Methode, überhaupt zu einem „Urteil“ zu kommen. Im Bushido, der japanischen Rittermoral, sieht Europa eine verstaubte, götzenhafte Angelegenheit, eine Drosselung der menschlichen Werte bis zur Unkenntlichkeit. Nichts aber ist der Bushido weniger als das. Er formt erst den japanischen Menschen zur höchsten Tauglichkeit für den Staat, zur höchsten Einsatzbereitschaft für die Nation. Ist das so barbarisch? Vielleicht in den Augen der veräußerlichten „Demokraten“ in aller Welt, jener Leute, die der Ansicht sind, daß die Gemeinschaft nur dazu da ist, dem einzelnen zu dienen, wo und wann er es verlangt, jener Leute, die ihr Veto dafür einlegen, daß das Volk, die Nation, einen Tanz um das Individuum vollführt, den „Träger und Vermehrer des Reichtums“. Gerade in Japan ist der Reichtum eine doppelte Verpflichtung zur Einordnung in die Grenzen, die die Gemeinschaft zieht, immer wieder neu zieht. Dies ist auch der Grund, warum eine so tiefgreifende soziale Umschichtung, wie sie der Westen seit Beginn der Industrialisierung durchmachte, in Japan im wesentlichen nicht die Folgen annahm wie in Europa und Amerika. Der Japaner, ob er nun auf dem Reisfeld steht oder an der Maschine, als Straßenbahnschaffner seinen Dienst tut oder als Fabrikdirektor, er ist doch immer erst Japaner, ist immer bewußt ein Atom im unermesslichen Meer der Nation. Begreift das Europa? Begreift Europa, warum die soziale Trennungsmauer in Japan nicht

existiert, nicht existieren kann? Jeder Japaner blickt nach oben, blickt in die Wolken, dorthin, wo der Göttliche Tenno sitzt, der direkte Nachkomme der Himmelsgöttin und ihres Enkels, des großen Eroberers. Ganz Japan, ob Taxigirl oder Reisbauer, Fischer oder Baumwollwirker, sieht auf den Lebenden Gott, der in seinem wasserumgürteten Palast in Kojimachi thront, mit lebendigen Augen und mit dem alten Schwert, mit dem er gleichzeitig richtet und befreit. Jeder Bauer, aber auch jeder Fabrikarbeiter sieht im Göttlichen Tenno seinen einstigen Befreier, nicht nur von der Dürftigkeit der Inseln, sondern auch von dem Los, geduldet in Asien, geduldet aber auch nur im Pazifik zu sein. Denn es gibt nur wenige Völker, die so durchdrungen sind von der Mission ihres Vaterlandes wie die Japaner. Das alles ist geistig ein Produkt des Bushido, der großen Morallehre eines großen Volkes.

Europa spricht von einer „moralisch verdorbenen“ Nation. Es meint damit vielleicht die Geishas, oder die fälschlich mit ihnen gleichgesetzten, altjapanisch aufgemachten Freudenmädchen in Yoshiwara, oder die gekauften Arbeiterinnen in den Textilfabriken. Vielleicht meint es damit aber auch die Nonchalance, mit der Japan sein altes Kleid auszog und die Tracht des Westens annahm, den Kimono mit dem Cut vertauschte? Vielleicht meint es damit auch den politischen Heißhunger dieses Volkes, der sich durch die europäische Brille so ansieht, als sei er ein ausgezeichnete *Vorwand* zur Expansion, zur Eroberung? Vielleicht meint es damit den Tigersprung?

Sind das aber nicht alles Dinge, die mehr oder weniger universal sind, Gemeingut aller Nationen? Gibt es nicht auch in der weißen Welt Mengen von Dirnen, Mengen von ausgebeuteten Arbeitsskla-

ven? Hat man nicht auch in der weißen Welt die alten Trachten beiseitegelegt, zeigt sie höchstens nur noch als Schaustück am Sonntag? Hat nicht auch die weiße Welt sich mit politischem Heißhunger auf alle Landstrecken der Erde gestürzt und sie verschlungen? Oder wie will man das englische Hamstern von Kontinenten anders nennen, das blutige Unterdrücken freier, „barbarischer“ Völker durch Britannien? War nicht gerade in der weißen Welt das Suchen nach schicklichen Vorwänden für die gierige Expansion das Reservatgebiet der Diplomatie? Hat nicht auch diese Welt eine Menge von Tigersprüngen unternommen, sogar über riesige Ozeane hinweg?

Kritik an einer Nation, die man so wenig kennt wie die japanische, ist ebenso unheilvoll wie ihre Überschätzung. Man hat eine „Gelbe Gefahr“ an die Wand gemalt, gefiel sich in der pittoresken Ausmalung dieser Gefahr für den Westen. Ein gekröntes weißes Haupt prägte diesen Ausdruck, weil es ihm schleierhaft, fast unheimlich war, wie ein Volk wie die Japaner ein so großes und mächtiges Reich wie Rußland schlagen konnte. Das war ihm undefinierbar, konnte kaum mit rechten Dingen zugehen. Man sah in den Japanern teuflerartige Übermenschen, eine Nation, die darauf ausging, in die Eigentumssphäre des Westens einzudringen, sich dort einzuschalten, wo der Westen bisher unter sich gewesen war. Man sah in ihnen Militaristen, Schwertsklaven, darauf bedacht, eine Welle von Blut um sich zu verbreiten. Man gelangte sogar dahin, dieses Japan in einer Weise zu überschätzen, daß es einen fast lächerlich anmuten kann. Man sah die gelbe Welle schon Europa überschwemmen, man rief nach einer Einheitsfront gegen die „Gelbe Gefahr“. Und was war in Wirklichkeit geschehen? Nichts als die natürliche Re-

aktion eines Volkes, das lange geschlafen hatte und das man plötzlich in die Sonne der Zivilisation hineinversetzt hatte. Man wunderte sich im Westen darüber, daß dieses Volk dadurch nicht geblendet ward, daß es sich mit seiner eigenen, japanischen Brille gegen die versengenden Strahlen zu schützen wußte. Man wunderte sich, mit einem Wort, daß in einem solchen Volk soviel Vernunft, soviel innere Ausgeglichenheit verborgen war, wo man doch vorher nie von ihm gehört hatte!

Japanische Moral! Man könnte Bände darüber schreiben, aber hier ist nicht der Ort dafür. „Moral“ auf das nationale Leben eines Volkes bezogen ist etwas so Flexibles, so Veränderliches, daß niemand das Recht zustehen kann, die Moralprinzipien eines anderen Volkes zu verurteilen, wenn man dieses Volk nicht durch und durch kennt und darum versteht. Die japanische Moral ist — das können wir hier sagen — ebensowenig auf Individualismus abgestellt wie die gesamte japanische Gemeinschaftsordnung, die vertikal verläuft, auf den Tenno zu, nicht auf den einzelnen, den die Masse erst formt und dem sie Gestalt gibt. In Japan gibt es deshalb auch keine „Arbeitstiere“, keine gepreßte Arbeit, sondern die Notlage des Staates führt zur Notlage jedes einzelnen und damit der Gesamtheit. Die kleinen Mädchen, die auf Grund von mehrjährigen Arbeitskontrakten in den Fabriken 12 oder 14 Stunden am Tage arbeiten, entsprechen der Staatsnotlage weit besser als ein gutbezahltes, mit gewerkschaftlichen Rechten ausgestattetes Arbeiterheer, das sich dieses Japan einfach nicht leisten kann. Auch Australien könnte sich einen so gut auswattierten Arbeiter nicht leisten, und doch tut es das, weil es das reiche Imperium hinter sich weiß, das die australischen Unterbilanzen wie ein Löschblatt aufsaugt. Japan

kann das nicht, hat keine Möglichkeit zum Aufsaugen von irgendwas, hat *kein* dickes Polster, auf das es sich bequem setzen könnte. Japans Lebensgrundlage ist hart, steinhart sogar, und es spricht nur für die Lebensklugheit dieses Volkes, daß es sein eigenes Dasein ebenso hart in Kauf nimmt. Zwischen der japanischen Moralanschauung und dem Lebenskampf der Nation ist eine so enge Bindung, ein gegenseitiges Sichbedingen sogar, daß davon die politische Gestaltung auf das engste berührt und beeinflußt werden muß. In Japan ist *alles* politisch: die Moral, die Wirtschaft, das Sozialleben, die Kultur, die „Weltanschauung“, sogar das Familienleben. Die Politik beherrscht alles und wird auf der anderen Seite wieder von den Komponenten des Japanertums beherrscht. Es ist dabei ganz müßig, festzustellen, ob uns nun dies oder jenes im japanischen Lebenskreis mißfällt. Darauf kommt es nicht an. Entscheidend für Japan ist und bleibt, daß der innige Zusammenhang zwischen volklichem Dasein und nationaler Lebensäußerung, soweit sie die Politik formt, aufrechterhalten wird.

Die Japaner sind keine Übermenschen. Auch die Chrysanthenen werden nicht in den Himmel wachsen. Das schlimmste, was dem japanischen Volk widerfahren kann, ist seine Überschätzung seitens des Auslandes, seine Umstrahlung mit einer Gloriole, die unwahr ist. Japan ist hart, aber es hat auch große Schwächen, die Schwächen eines Volkes, das eine große Mission zu erfüllen trachtet, aber nicht die Mittel hat, sie durchzuführen. Es hat Opferbereitschaft in seinem Volk, hat harte Logik, klaren, gesunden Menschenverstand und hat vor allem den Willen, diese Tugenden zum Wohl des Vaterlandes einzusetzen. Es wird nicht zerspalten in feindliche Ideologien, unterliegt nicht

einem verzehrenden Klassenkampf, kann seine Kräfte konzentrieren. Und dennoch: dieses Volk lebt nur von Widerständen, lebt förmlich von Hindernissen, von Enttäuschungen und Entsagung. Das formt zwar eine granitharte Nation, schärft den Willen, modelliert das Ziel. Aber es stand nun einmal auf der Stufe des pazifischen Bettlers. Seine Nachbarn sind allesamt reich: China, Rußland, Australien, die Vereinigten Staaten; das alles sind „Besitzende“, die ihre Kraft aus dem Boden formen. Und sogar der politisch Schwächste in diesem Reigen des Reichtums, China, der asiatische Widerpart Japans, wird selbst durch die blutige Auseinandersetzung mit Japan nicht ärmer, wird im Gegenteil konkreter, gefestigter werden, wird – wenn Japan ihm dazu Zeit und Gelegenheit läßt – vielleicht sogar *Nation* werden. Wird es wirklich? Es wäre ein merkwürdiges Ergebnis, wenn Japan die chinesische „Nation“ formen sollte. Es ist dorthin gegangen, nicht um Asien japanisch zu machen, sondern damit man in Nanking endlich wieder Japanisch versteht und das japanische *Ziel*.

Wird dieses Japan Reichtum aus der Armut formen? Wird es die asiatischen Reichtumsquellen bis zu seinen Inseln durchleiten können? Wird der stahlharte *Wille* genügen, um das Manko an materiellen Einsatzmitteln auszugleichen? Das ist die Frage, die sich heute Europa vorlegt. Die japanischen Divisionen werden den chinesischen Krieg nicht entscheiden, sondern die Festigkeit der inneren Haltung des japanischen Volkes. An diesem Krieg mag sich das neue Japan messen, an ihm den Maßstab gewinnen, ob es demnächst imstande sein wird, seinem weißen Feind, der jetzt noch „Beobachter“ ist, zu trotzen. Über dreißig Jahre hatte Japan keinen Krieg geführt, hatte – seit dem

Friedensschluß von Portsmouth — an der langsamen Durchdringung Ostasiens gearbeitet, hatte sich Schritt für Schritt seinen Weg nach Asien erkämpft. Wie ein Tiger sich oft tagelang mit kleiner und kleinster Beute zufrieden geben muß, bis er endlich zum Sprung auf das Großwild ansetzt und es vernichtend im Genick packt, so mußte auch Japan jahrzehntelang kleine Brocken vertilgen, weil das „Großwild“, China, so gut behütet war. Aber es lag auf der Lauer, und der Hunger leuchtete ihm aus den Augen...

Das alles ist japanisches „Gesicht“: Politischer Sättigungstrieb für eine große, willensstarke Nation. Innere charakterliche Stärke, aber materielle Schwäche. Ein grandioses Hungerkünstlerdasein soll sein Ende finden, der Heroismus seine Krönung, der Champion Asiens seine Anerkennung. Wird es so sein? Wird Japan-Asien — oder Asien-Japan, wie man will — dann Ruhe finden, wenn sie sich miteinander identifiziert haben? Wenn „die Seele Japans im Körper Chinas wohnt“? Wird dann Asien geführt werden und gegen wen? Werden sich die Wogen des Pazifik dann glätten, oder werden sie noch stürmischer werden? Werden sie taifungepeitscht die Ufer vernichten, oder wird tiefer Friede sein? Die Antwort?

Friede wird hier erst sein, genau wie in Europa oder sonstwo in der Welt, wenn der Hunger einer großen, tapferen Nation gestillt ist. Wenn das Shylocktum — ganz gleich in wessen Brust — die Lektion bekommen hat, die es verdient. Wenn der große pazifische Habenichts seinen Anteil an den Schätzen der Erde erhalten haben wird. Wenn Asien wieder asiatisch geworden ist. Wenn China aufgehört haben wird, mit unasiatischen, unverständenen und unlogischen Ideologien zu kokettieren. Wenn Sowjetrußland sich zwischen Europa

und Asien entschieden haben wird. Wenn Tokio asiatisches Macht- und Geisteszentrum geworden ist. Mit einem Wort: wenn alle die großen Ziele, die sich Japan gesteckt hat, erreicht sein werden, kompromißlos erreicht. Japan ist das Zünglein an der Waage des asiatischen Friedens, der letzte Richter in diesem Weltraum. Wird sich die pazifische Welt seinem Spruch unterwerfen, so wie Asien es wird tun müssen?

Nichts Geheimnisvolles liegt mehr in dem japanischen Gesicht, nichts, was wir — wenigstens wir Deutschen — nicht verstehen könnten, wenn wir uns die Mühe geben, es zu verstehen. Wenn wir im heutigen Japan den östlichen Eckpfeiler einer verjüngten Welt sehen, einer Welt, die für die Gleichberechtigung ihrer Ideale kämpft, einer Welt, deren drei Hauptsäulen fest in Europa stehen, dann werden wir nicht die Torheit begehen, Japan und die Japaner von der Erfüllung ihrer Aufgabe abzuhalten. Wir werden aber auch nicht den Fehler machen, dieses Volk, seine Kraft und seine Möglichkeiten zu überschätzen. Japan soll bei uns nicht der Mode der Verhimmelung oder Verachtung unterliegen, denn der wahre Wert einer Freundschaft liegt in ihrer Dauer, nicht in ihrer Exaltiertheit. Japan hat große Lücken auszufüllen. Nicht nur in seiner Versorgung mit Produktionsstoffen, nicht nur in seiner Wehrwirtschaft, nicht nur in seiner ganzen materiellen Lebensbasis, sondern vor allen Dingen in der Anpassung seiner selbst an den kontinental-asiatischen Lebensraum, dem es heute zustrebt. Japan als *Seele Asiens* wird nicht mehr das alte Japan sein können, wird eine Wandlung durchmachen müssen, wie alle großen Völker der Erde ihren inneren Schwerpunkt verlagern, sobald sie ein Imperium auszufüllen bestrebt sind. Die japanische Klausur, jahrhunderte-

lang ängstlich behütet, wird einer imperialen Reichsanschauung weichen müssen, einer Neuformung des japanischen Geistes, die in der rein wirtschaftlichen Befriedigung nur ein Teilstück des Werdens Großjapans sieht. So wie ein Mensch mit seiner Aufgabe wächst, wie er größer wird, wenn man Großes von ihm erwartet, so erneuert sich auch der Maßstab einer Nation, sobald sie das eigene Haus des homogenen Volkstums verläßt. Japan *hat* dieses Haus verlassen, hat Koreaner, Chinesen, Mongolen, Russen in seinen erweiterten Grenzen. Es wird sich darauf vorbereiten müssen, zu verhindern, daß das ethnologische Schwergewicht, das mit der Angliederung Chinesisch-Asiens sich verlagern wird, nicht auch einen übergewaltigen Fremdgeist mit sich ziehen wird, einen Geist, der im Chinesischen seine Wurzel hat. Der Kampf dieser beiden Geister, des japanischen und des chinesischen, wird vielleicht noch schärfer, noch entscheidungsvoller sein als der militärische. Denn geistig ist China nicht derselbe Moderhaufen wie in der neuzeitlichen Staatsführung.

Die weiße Welt – und besonders ihr verjüngter Teil, die drei Säulen in Europa – kann nur hoffen, daß Japan auch geistig seiner Aufgabe gewachsen sein wird, daß nicht ein langsames Dahinkränkeln an eigenen Minderwertigkeitskomplexen eintreten wird, das die Tatkraft lähmt. Aber Japan hat ja an dem Schicksal des Deutschland von 1918 gelernt, hat vor allen Dingen gelernt, daß die undurchbrechbare Phalanx der nationalen Geschlossenheit mehr wert ist als Eroberungen, denen die innere Grundlage fehlt. Japan hat eine Menge von Aspirationen, die es durchzusetzen entschlossen ist. Aber seine größte – und schwierigste – Aufgabe ist, den geistigen Willen der gesamten Nation stoßkräftig zu erhalten, sich den Sinn für die Realität

zu bewahren, der allein verhindern kann, daß der Weg ins Uferlose geht. In der Beschränkung zeigt sich der Meister, nicht in der Überspannung rhetorisch glorreicher Ziele, die zum Selbstopfer hinführen.

Kanonen oder round-table?

*Manila*

„The American people does not like Japan.“ Das sagte vor wenigen Monaten Mr. Key Pittman, Vorsitzender des Senatsausschusses für Auswärtige Angelegenheiten in Washington. War das eine Augenblickslaune von Mr. Pittman? Keineswegs! Genau drei Jahre vorher, im Dezember 1935, sprach er teils gähnend, teils wutverzerrt folgendes: „Japan fürchtet nur zwei Dinge: die Flotten der Vereinigten Staaten und Großbritanniens. Sollte es sich einmal zufällig ergeben, daß die Flotten dieser beiden Mächte es für notwendig erachten sollten, annähernd zu gleicher Zeit in den pazifischen Gewässern nahe der japanischen Inselwelt Manöver abzuhalten, dann würde Japan vernünftigen Erwägungen zugänglich sein, ohne daß ein Schuß abgefeuert würde oder ein Menschenleben verlorengegangen wäre. Ich bin es sterbensmüde, Japans Spiel weiter zuzusehen. Wir müssen uns über unsere zukünftige Politik endlich entscheiden und eine feste Haltung einnehmen.“—Senator Pittman, der Vertreter von Nevada, ist nicht irgendwer in den Staaten. Er stammt aus dem Westen, ist vollgesogen mit antijapanischem Zorn. In seiner Gegend domizilieren ja diese fleißigen Ameisen, diese 145000 Obst- und Gemüsebauern, diese strebsamen, bescheidenen, immer dienstbereiten und immer höflichen Hotelangestellten. Er kennt sie ja recht gut, dieser Mr. Pittman. Weiß, wie vorteil-

haft sie von seinen eigenen Landsleuten abstechen, weiß aber auch, wie enorm zäh sie sind. Mit nichts kamen diese Ameisen herüber, krabbelten sich hoch, besaßen bald über zwölf Prozent des kalifornischen landwirtschaftlichen Bodens! Das ist der *eine* Grund für den Haß, den der ehrenwerte Vorsitzende des Auswärtigen Senatsausschusses so undiplomatisch und ungehobelt in brüskierende Worte kleidete.

Der andere? Das Wissen um Japans Ziel. Die Furcht davor, daß dieser ehemalige Zwergstaat eines Tages aus den Fluten des Pazifischen Ozeans aufsteigen und Amerika verschlingen könne. Also wieder die „Gelbe Gefahr“? Gewiß, nur amerikanisiert, noch mehr dramatisiert und noch mehr entstellt als ihr einstiges europäisches Gegenstück. „Das amerikanische Volk mag Japan nicht leiden.“ In Tokio lächelte man, als man dies hörte. Denn ein Feind, der seine Feindschaft offen zugibt, ist nur halb so gefährlich wie ein versteckter, lächelnder, äußerlich liebenswürdiger Feind, der seine Abneigung unter einem Wust von wohldurchdachten Freundlichkeiten begräbt. Amerika ist Japans Feind, das zu wissen, dazu brauchte die Welt wahrlich Mr. Pittman nicht; das beweist schon jedem einigermaßen intelligenten Sekundaner ein Blick auf die Karte des Pazifik. Dieses Meer wimmelt von amerikanischen, englischen und französischen Inselgruppen, die ausgezeichnete Drosselungspunkte gegen Japan sind. Und hinter diesen Inselgruppen, die äußerlich so phantastisch friedlich und schön sind, verbirgt sich der große Shylock. Die großen Geldmacher von Wallstreet und von Lombardstreet. Dahinter verbirgt sich aber auch der große Prestigemacher von Paris, der große Wüsten-, Insel- und Ländersammler aus nationaler Leidenschaft. Hinter Australiens dürrer Gesicht

sieht man Englands feisten Businesskopf, hinter Hawaii's natürlicher Schönheit den langen Sam. Und hinter den Marquesas und Paumotu, dem friedlich-elegant schlummernden Tahiti, die geschminkte Marianne. Dieses Triumvirat ist sicherlich keine schöne Komposition, es sind nicht gerade die repräsentativsten Vertreter der weißen Welt, die sich hier versammelt haben, damit „niemand anders“ seinen Fuß hierhersetze. Aber sie sind da. Die Welt — und besonders die japanische Welt — muß mit ihnen rechnen, denn sie haben nicht die Absicht, freiwillig jemals wieder hier fortzugehen. Das ist der zweite Grund.

Aber es gibt noch andere. Japan wurde um dieselbe Zeit groß wie am anderen Ufer die Vereinigten Staaten. Nur fehlte ihm Reichtum. Was in Japan Hunger war, das war in Amerika Überfluß. Überfluß an Raum, an Kapital, an Rohstoffen, an tausend Möglichkeiten der rapiden Entwicklung. Was in Japan Schwäche war, das war in Amerika Stärke. Ein enormes wirtschaftliches Fundament diente diesem Amerika zur Formung des „amerikanischen Pazifik“. Es dient dazu, Festlandasien wirtschaftlich an Amerika zu ketten, so wie fast die halbe Welt. China, selbst Japan, das ja alles brauchte, waren so glänzende Handelspartner, waren so gut auf den Dollarreigen eingedrillt, daß wirtschaftlich wirklich der Pazifik amerikanisch wurde. Unbestritten amerikanisch. Trotz der englischen, trotz der französischen Besitzungen dort, die letzten Endes nichts anderes waren als Annex des Mutterlandes. Amerika war es, das Japan weckte, das seine Kriegsschiffe hinüberschickte, um die japanischen Häfen gewaltsam zu öffnen. Damit Big Business auch hier Geschäfte machen könne. Amerika war es, das bei jeder Gelegenheit Japan die Flügel beschnitt, es in seiner na-

türlichen Entwicklung hemmte, schließlich — durch seine Einwanderungsgesetze — es zur Kuli-Nation degradierte. Japan weiß das — und vergißt nicht. Japan weiß um Amerikas Reichtum, weiß, daß die Amerikaner für jedes japanische Schlachtschiff mit Leichtigkeit drei andere bauen können, ohne sich finanziell weh zu tun. Japan weiß, daß Amerika alle wichtigen Rohstoffe in seinen Grenzen hat, alles mit Ausnahme von Zinn und Gummi. Japan weiß, daß die Vereinigten Staaten Kontinental- und Seemacht sind, daß sie aus ihrem eigenen Kontinent die Kraft schöpfen, auch das Meer zu beherrschen. Und vielleicht ist es gerade diese letztere Erkenntnis gewesen, die Japan den Weg nach seinem eigenen Kontinent gewiesen hat, den Weg nach der Mandschurei, den langen, langen Weg nach China. Vielleicht hat Japan, das hellhörige, weitsichtige, aufmerksame Japan, erkannt, daß eine Seeherrschaft ohne ein starkes kontinentales Rückgrat heute kaum noch denkbar ist. Sieht Japan nicht, mit welchen riesigen Schwierigkeiten England zu kämpfen hat, um sein Imperium notdürftig zusammenzuhalten? Sieht es nicht, wie schwach Englands europäische Stellung ist, obwohl doch England gerade aus seiner europäischen Stellung heraus die Kräfte ziehen müßte, um das Imperium zu kitten? England ist, gleich Japan, nur Insel. Eine kleine, rohstoffarme, übervölkerte Insel. Darin sind sich England und Japan eins. Aber Japan hat sich sehr schnell, nachdem es Großmacht wurde, seine kontinentale Rückendeckung gesichert, hat einen Fuß auf diesen Kontinent gesetzt, nicht um nun kontinental zu werden, sondern im Gegenteil, um vom Festland aus das Meer, *sein* Meer, nur desto fester zu beherrschen. Japan hat immer dem Pazifik die Augen, dem asiatischen Festland den Rücken zgedreht. Das wird auch

nicht anders werden, wenn dieses Festland japanisch ist oder zumindest seiner Jurisdiktion untersteht.

Man kann eigentlich gar nicht fragen: warum sind Japan und Amerika Feinde?, sondern man müßte fragen: werden sie Feinde bleiben und wie wird sich diese Feindschaft äußern? oder: werden sie ihre Gegensätze einander angleichen können, friedlich am Verhandlungstisch oder meinetwegen durch Vermittler? *Darum* dreht es sich hier, *nicht* aber um die Tatsache der Feindschaft selbst, von der in Japan jedes Kind weiß, und auch in Amerika.

Ganz roh betrachtet, könnte man so sagen: Amerika hat alles, Japan nichts. Deshalb bemüht sich Japan heute, aus dem „Nichts“ ein „Etwas“ zu machen, dieses „Etwas“ aus dem Festland herauszustampfen, dadurch den krassen Unterschied in der Besitzverteilung zu mildern. Man könnte es so ausdrücken, aber es wäre nicht vollständig. Japan will in Asien nicht nur „Besitz“ erwerben, will nicht nur materielle Güter aufstapeln, Rohstoffquellen erschließen und das Festland dem japanischen Handel sichern. Sicherlich will es das *auch*, vielleicht sogar in erster Linie. Aber es will noch etwas anderes. Es will wirtschaftliche Stärke und Unabhängigkeit, um politisch herrschen zu können, dort herrschen zu können, wo sein Lebensraum ist. Und zu diesem Lebensraum zählt es auch den Westpazifik, zählt es vor allem die Philippinen, die ein Dorn in seinem Fleische sind. *Japan will Macht*, nicht um der Macht willen, sondern um seine nationale Existenz sichern zu können. Deshalb gebraucht es heute dieselben diplomatischen Phrasen, wie sie der Westen vor ihm brauchte. Deshalb spricht Japan heute von der „Sicherung des asiatischen Friedens“, von der „Zusammenarbeit der asiatischen Mächte“, von der „Anerkennung der

gemeinsamen hohen Ideale“. Das ist die Sprache des Friedens, aber die beste Methode, „um den Krieg zu verhindern“.

Amerika und England toben seit drei Jahren. Sie drohen mit gemeinsamen Flottendemonstrationen, drohen mit dem Ausbau ihrer romantischen Südseeinseln, drohen mit einer weiteren Verstärkung ihrer pazifischen Flotte. Getan aber haben sie nichts davon. Sie haben zu bluffen versucht.

Japan eroberte und unterwarf die Mandschurei: Amerika hat nichts dagegen unternommen.

Japan zerriß das Washingtoner Flottenabkommen, das seine Flottenstärke im Verhältnis zu der Englands und der Vereinigten Staaten auf 5:5:3 beschränkte. Amerika hat nichts dagegen unternommen.

Japan setzte zum Tigersprung an, eroberte die wichtigsten Provinzen Chinas, riegelte Kontinental-Asien vom Pazifik so gut wie ganz ab: Amerika hat nichts dagegen unternommen.

Japan trat in die ideologische Front Deutschlands und Italiens ein, wandte sich abrupt gegen Sowjetrußland: Amerika hat nichts dagegen unternommen.

Japan sandte seine Söhne nach Mexiko, wo sie im Staate Sonora Baumwolle anbauten: Amerika tat nichts dagegen.

Japan baute Schlachtschiff auf Schlachtschiff, ging sogar bis zur äußersten Grenze von 45000 Tonnen: Amerika tat nichts dagegen.

Japan militarisierte sich in einem Maße wie nie zuvor: Amerika tat nichts dagegen.

Japan unterband fast gänzlich den amerikanischen (und englischen) Handel in China: Amerika tat nichts dagegen.

Japan versenkte sogar ein amerikanisches Kriegsschiff auf dem Jangtse: Amerika tat nichts dagegen.

Aber Amerika hält Reden und schreibt scharfkantige Noten. Noten des Protestes, Noten der Ermahnung, Noten voll von Überheblichkeit, voll von doktrinären Ermahnungen, „die amerikanischen Interessen im Fernen Osten zu respektieren“. Im Kongreß in Washington jagt ein gigantischer Aufrüstungsvorschlag den anderen, gießt Wasser auf die Mühle von Big Business, dem schon viel zu lange Frieden war. Amerika, so hat es selbst durch den Mund seiner Berufenen gesagt, will Japan, will aber auch Deutschland und Italien „zwingen, die Sittlichkeit und Gerechtigkeit, wie sie den Friedensverträgen entspricht, anzuerkennen“. Amerika redet also von „zwingen“, redet also von Gewalt, von *Krieg! Redet* davon, wohlverstanden. In Amerika ist man heute gerade in den Kreisen, die ex officio schweigen sollten, sehr redelustig, schon mehr geschwätzig. Sie reden von Gewalt und wissen doch nicht einmal, ob sie selbst diese Gewaltprobe lebend überstehen werden. Was Deutschland und Italien anbetrifft, so sind die Worte und Taten des Führers und des Duce so eindeutig für jeden, der Ohren hat zu hören und Augen, um sich zu überzeugen, daß darüber hier kein Wort mehr gesagt zu werden braucht.

Aber Japan? Was wissen wir von dem militärischen Japan, von seiner Flotte und seiner Luftwaffe? Nicht viel und doch ungeheuer viel. Die Ereignisse im Pazifik und an seinem Westrande sprechen doch Bände. Japan ist in den dreißig Jahren des Friedens nicht schwächer geworden, hat sich nicht auf seinen Lorbeeren ausgeruht. Es hat aufmerksam beobachtet, in Philadelphia genau so gut wie in Belfast und Glasgow, kennt die Stärken und Schwächen seiner Feinde von morgen. Nicht nur militärisch, auch politisch. Japan ist autoritär bis in die Fingerspitzen, wenn auch nicht volksautori-

tär, sondern abgeleitet aus der Theokratie. Dieses Japan lacht über die Kongresse, die Unter- und Oberhäuser, die Senate, die Senatsausschüsse und was sonst noch alles. In derselben Zeit, die ein Gesetzesvorschlag in den Vereinigten Staaten braucht, um durch die verschiedenen Lesungen durchgepeitscht zu werden, bis er dann verstümmelt das Licht der Welt erblickt, hat Japan fünf neue Torpedoboote, zehn schnelle Aufklärungsfahrzeuge gebaut, allermodernste Typen, wie sie moderner nicht in Philadelphia oder Belfast gebaut werden können. In derselben Zeit, die Amerika braucht, um sich über die Militarisierung der Markus- und Wake-Inseln schlüssig zu werden, hat Japan die Befestigung der Bonin-Inseln längst vollzogen. Das Tempo hat sich nach Japan hin verlagert, je mehr Amerika sich bürokratisiert. Die amerikanische Klubsesselbürokratie kann mit dem Tempo der Autorität nicht mehr mit. Das ist eines der Leiden, an denen Mr. Franklin D. Roosevelt kränkelt.

Keiner von den beiden Antagonisten, weder Japan noch Amerika, *wollen* den Krieg. Aber darauf kommt es heute nicht mehr an. Heute können, gerade im Lebenskampf mit den Demokratien, Interessen entscheiden, die mit den Volksinteressen durchaus nicht mehr identisch sind. Ganz besonders in den Vereinigten Staaten, die heute vielleicht mehr denn je an kapitalistischer Übersättigung leiden, sieht man in einem Krieg nicht mehr so sehr das schreckliche Ende allen diplomatischen Fiaskos, als vielmehr ein „Bomben“-Geschäft, vielleicht noch die einzige Möglichkeit, die eigene aufgeblähte, jetzt amputationsbedürftige Industrie vor der Beschneidung zu retten. Das amerikanische Volk hat keine Reibungsflächen mit dem japanischen Volk, und trotzdem wird die Welt noch erleben, daß es im Pazifik Kampf geben wird. Ob-

wohl der Raum hier so ungeheuer ist, obwohl die Antagonisten mehr als 10000 Kilometer auseinander liegen, obwohl das größte Meer der Welt zwischen ihnen liegt, das die Leidenschaften abkühlen könnte, trotz alledem werden diese Leidenschaften von interessierter Seite aufgebauscht und bis zur Siedehitze gesteigert. Nicht von japanischer Seite aus, denn Japans Maxime ist, nur Krieg zu führen um etwas, was „nur durch Krieg zu erreichen“ ist. Was aber *kann* Japan durch einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten erreichen? Vielleicht die Philippinen, Guam, vielleicht auch Hawaii. Aber ist das einen Krieg wert? Lohnt das den Einsatz von Hunderttausenden von Menschen, von kostspieligen, nur unter den größten nationalen Opfern erbauten Kriegsschiffen? Lohnt das das Risiko eines *verlorenen* Krieges?

Nein. *Wenn* Japan in Ruhe gelassen wird, *wenn* die umliegende Welt nichts dagegen unternimmt, daß Japan sich in Asien sein Haus zimmert, *wenn* England und Amerika den japanischen Sperrkreis in Asien anerkennen, *de facto*, wenn auch nicht *de jure*, dann wird der Friede im Pazifik noch einmal erhalten bleiben. Dann dient das maritime Wettrüsten auf beiden Seiten dieses Meeres wirklich nur der „Aufrechterhaltung des Friedens“. Dann hat China allerdings auch keine Chance mehr, sich den japanischen Armen zu entwinden. England und Amerika haben Zeit und Gelegenheit genug gehabt, Chinas „Unabhängigkeit“ zu verteidigen, *wenn sie gewollt hätten. Aber sie haben nichts getan*, wodurch die Dinge auf die Spitze getrieben worden wären. Denn England hat seine Sorgen in Europa, im Mittelmeer, in Indien, in seinem ganzen gewaltigen Empire. Es wird China ebensowenig verteidigen, wie es Abessinien verteidigt hat. Und auch Amerika wird dies nicht tun.

Beide Mächte wahren seit drei Jahren jetzt ängstlich den Sperrkreis, der über Ostasien hängt. Und sie tun gut daran, ihn zu wahren.

Gewiß: Beide pazifischen Generalpächter, sowohl England wie die Vereinigten Staaten, waren nicht leicht dazu zu bringen, Japan den Weg in Asien freizugeben. Wäre Europa ruhig und sklavisch gewesen, wie es bis 1933 war, wäre das Mittelmeer weiterhin ein englischer See, wäre Abessinien weiterhin ein „unabhängiger“ Staat geblieben, wäre Indien weiter folgsam, die amerikanische Wirtschaft in Ordnung und die dortige gigantische Arbeitslosigkeit nicht vorhanden gewesen, mit einem Wort: wenn alles nach dem Willen dieser Generalpächter der Welt gegangen wäre, dann würde Japan nicht nur mit Tschiang Kai-schek zu tun gehabt haben, sondern auch mit den „bedrohten“ Shylocks. Die beste Unterstützung, die Japan in seinem heutigen Vormarsch in Asien genießt, ist das deutsche Erwachen, ist der italienische Kampf um Lebensraum, ist das innere amerikanische Chaos, ist die Unfähigkeit Franklin D. Roosevelts. Alle diese Komponenten des Niedergangs der angelsächsischen Weltmächte haben den Weg Japans in Ostasien geebnet, haben politische Schwierigkeiten, die sonst für Japan groß gewesen wären, abgeschwächt, haben nicht nur die japanischen Waffen, sondern auch den japanischen Lebenswillen geschärft. Wir wissen, daß dieses Japan ein scharfer Beobachter ist, wissen, daß man in Tokio die Schwächen der Großen genau kennt. Japan hat sich oft in seiner kurzen modernen Geschichte die Hände binden lassen, hatte in Shimonoseki, in Portsmouth, in Washington diplomatische Niederlagen erlitten, die es in Kauf nehmen mußte, weil der Westen geeint — relativ geeint! — und Japan noch auf den untersten Stufen der Leiter zur Welt-

macht war. Das ist vorbei. Vorbei sind die Zeiten, wo die Großen über die japanischen Interessen entschieden, vorbei die Zeiten, wo man in Tokio auf die Worte lauschte, die in Washington, London, Petersburg und sonstwo gesprochen wurden. Vorbei auch die Zeiten, wo Japan *Rücksichten* nahm. Japan, Italien und Deutschland sind durch Rücksichtnehmen auf alle Welt stehengeblieben, sogar zurückgeschritten. *Heute* ist in ihrem Wortschatz das Wort „Rücksicht“ ein Fremdwort. Es ist ersetzt durch das Besinnen auf die legitimen nationalen Lebensnotwendigkeiten.

Japan nimmt die Mandchurei, nimmt Hopei, Tschili, Schansi; nimmt Schantung, Kiangsu, Honan; nimmt Suijün und dann das Furchtbarste: es nimmt die heiligen Stätten des Goldenen Kalbes, nimmt Schanghai, Kanton, Nanking, nimmt sogar das 700 Kilometer landeinwärts liegende Hankau! Es nimmt damit praktisch ganz China. Weiter: es nimmt die Insel Hainan, nimmt die Spratly-Inseln, die nur noch 1000 Kilometer, 540 Seemeilen von Singapore, dem Stacheldrahtverhau Asiens, entfernt sind! Es zerbrach damit die sakrosankte allbritische Leiter von Gibraltar nach Hongkong, pflanzt zwischen die britischen Sprossen zwei japanische Fanghaken. Doch weiter: es macht aus Hongkong, der „Königin des Fernen Ostens“, der langjährigen Beherrscherin Chinas, eine von der Außenwelt fast abgeschnürte Insel, legt den britischen Handel, der von dort aus strahlenförmig China überspannte, fast völlig lahm, zerschlägt die „britischen Interessen in Ostasien“, als wären sie aus faulem Holz. Es legt die britischen Protestnoten in die Schublade, zu all den anderen, die, fein säuberlich gebündelt, in einem Fach liegen mit der Aufschrift: „Erledigen sich durch Liegenlassen!“ Dieses Japan! Es trennt das französische

sische Indochina — das übrigens nur formell französisch, in Wirklichkeit und in seiner wirtschaftlichen Struktur ganz chinesisch ist — von den amerikanischen Philippinen, riegelt es von diesen durch Hainan und die Spratly-Inseln ab, ebenso wie von Britisch- und Niederländisch-Borneo. Die Philippinen selbst liegen schon mitten im japanischen Meer, im mare nostrum Tokios, sind im Rücken von den japanischen Karolinen, dem japanischen Jap, den japanischen Marianen und den japanischen Marschall-Inseln von Hawaii abgeschnürt, sind Fremdgut innerhalb des asiatischen Sperrkreises.

Strategisch bereitet Japan also eine Umklammerung vor, die ihresgleichen nicht kennt. Wenn wir das Bild auf der Karte betrachten, finden wir eine riesige japanische Zange, die sich um das südliche Ostasien legt, eine Zange, die alles das zum Absterben verurteilt, was sich an Fremdgut in ihr befindet. *Noch* besteht die kleine Achse Hongkong—Manila, noch auch die große Singapore—Hawaii. Wer die Japaner kennt, der wird davon überzeugt sein, daß sie erst die kleinen Brocken verspeisen, bevor sie sich an die dicken heranmachen. Dabei sind Hongkong und Manila nicht einmal kleine Brocken, sondern sie sind, wenigstens jetzt, Prestigestücke westlicher Macht. Hongkong verkümmert, Manila versackt. Beide wissen nicht, wo sie morgen hingehören werden. *Heute* sind sie noch Vorposten großangelsächsischer Macht, Außenbastionen großkapitalistischer und superimperialistischer Regsamkeit. Aber morgen? Japan braucht nicht viel Zeit, um ein Ziel zu erkennen und es zu erreichen, sofern dieses Ziel *erreichbar* ist und kein Wolkenkuckucksheim. Im Umfassen, Unterminieren, Durchdringen, zangenartigen Umklammern ist Japan groß. Wird es Hongkong und Manila

ebenso unterminieren und unklammern, damit zum Absterben verurteilen wie das ehemalige China, das trotz seiner numerisch riesigen Armeen auch nicht *einen* Erfolg gegen die japanischen Divisionen erringen konnte?

Manila ist bezaubernd. Das Zusammenspiel von tropischer Üppigkeit und modernem zivilisatorischem Fortschritt, wie man ihm hier begegnet, ist sehr anziehend. Hochmoderne Piers aus Eisenbeton, breite, ausgezeichnete Straßen, ebenso ausgezeichnete Hotels mit dem „american plan“, ein großartiges, natürlich im klassischen Tempelstil erbautes Regierungsgebäude à la Capitol in Washington, nur nicht ganz so präntiös, ausgezeichnete Verkehrsmittel, Verkehrsampeln, ein reizender Zoologischer Garten, eine sehenswerte, architektonisch bemerkenswerte Kathedrale, buntes, viel spanisch sprechendes Volk: alles das macht zunächst einen ausgezeichneten Eindruck auf den Ankömmling. Über dieser amerikanisch-zivilisierten Stadt mit ihren 400000 Einwohnern aber liegt ein altspanischer Schleier, ein Hauch von Fremdartigkeit in diesem asiatischen Raum, in den sie sich so gar nicht einzufügen scheint. Wenige Schritte hinter dem blasierten Tun der zivilisierten Stadt stößt man auf die großen Siedlungen der Filipinos, der „Eingeborenen“, die so tun, als ginge sie das geschäftige Treiben in Manila-City gar nichts an. Sie leben noch so, wie ihre Vorfahren vor fünfhundert Jahren gelebt haben mögen: primitiv, zufrieden und unbeschwert von den politischen Sorgen ihrer Herren. Sie leben inmitten ihrer schwarzen Schweine, ihrer zahlreichen Kinder, ihrer Büffel, in primitivsten Bambushütten und sind doch glücklicher als die weißen Señores in der weißen Stadt.

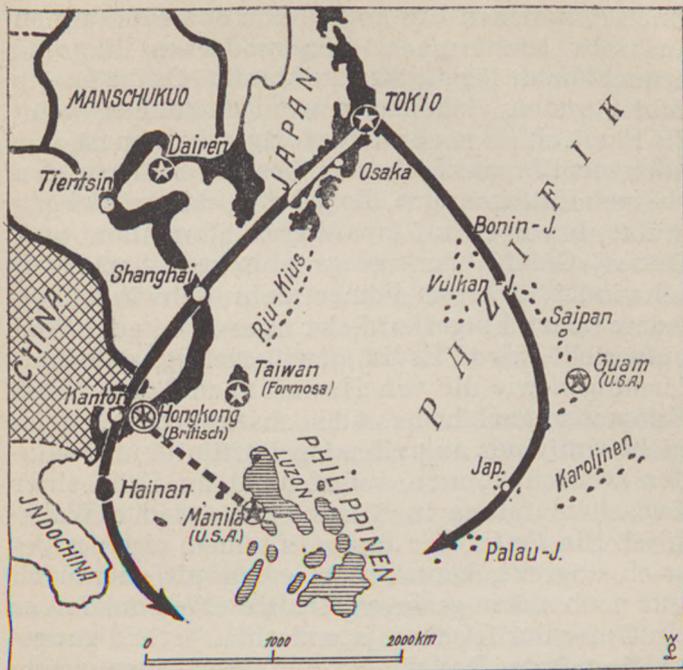
Die Philippinen sind reich. Und das bewog auch den amerikanischen Admiral Dewey, die spanische

Flotte vor Manila zu vernichten und die 7000 Inseln unter seinen „Schutz“ zu stellen. Das war vor genau vierzig Jahren. Und in diesen vierzig Jahren — das wird jeder zugeben müssen, der Manila und die Philippinen je gesehen hat — haben die „Americanos“ manches geleistet. Haben aus Manila einen glänzend ausgestatteten Vorposten des Westens gemacht, ein Handelsemporium par excellence. Sie haben aus diesen Inseln, die drei Jahrhunderte hindurch im Dornröschenschlaf dalagen, geistig und wirtschaftlich fast wie tot, nicht nur Reichtum gezogen, sondern auch Wohlstand dorthin gebracht. Sie haben eine große Zuckerindustrie begründet, haben die Hanfproduktion vervielfacht, den Tabakbau wesentlich gefördert. Sie haben die Segnungen der Zivilisation dorthin gebracht, haben den Señores dort das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit unter dem Sternenbanner eingepflichtet, haben ihnen vor Augen geführt, wie vorteilhaft es für sie ist, Americanos zu sein, „Commonwealth of the Philippines“, mit allen Schikanen großzügiger amerikanischer Selbstverwaltung. Sie haben, mit einem Wort, in das Volk der Philippiner das Opium des materiellen Sicherheitsgefühls geträufelt, in dieses Volk, das unter spanischer Herrschaft diesen Fortschritt nicht kannte. Die Filipinos waren niemals heldisch. Erst den amerikanischen Aufwiegeln gelang es, dieses Volk zu Aufständen gegen ihre spanischen Herren anzustacheln, denn Amerika, das große, immens reiche Amerika hatte Bedarf für diese Inseln, die wie ein Schloß vor der chinesischen Tür lagen. Und das *ist* auch die Hauptbedeutung Manilas: das Tor nach China zu beherrschen. Gewiß verachtet die Welt nicht seinen Hanf, seinen Zucker, seinen Tabak, der ausgezeichnet ist. Aber noch weniger verachtet die Welt die strategische Lage, die so beherrschend ist, daß

Manila im Verein mit Hongkong gleich einem Seil ist, das jeder überspringen muß, der von Europa-Indien kommend nach Ostasien will. Das ist ein Seil, das Japan vom Süden seines Lebensraumes abschnürt, ein Seil, das die japanischen Energien drosselt, sie ablenkt, zur Umgehung zwingt.

Japan hat die Umgehung durchgeführt. Es hat die beiden Punkte, wo dieses Seil vorher befestigt war, angesägt, so daß es immer schlaffer und schlaffer herunterhängt. Es hat das Hinterland Hongkongs und das Hinterland Manilas fest in der Hand. Hat mit der Zange das Seil losgekniffen. Das ist auch eine der Folgen der Auseinandersetzung in China, eine Folge, die sowohl Hongkong wie auch Manila in *fremder* Hand fast unhaltbar macht. Hongkong lebte von China, lebte sogar ausgezeichnet von ihm, bis Japan kam und die Schnur um Hongkongs Hals legte. Und Manila? Die Filipinos haben ihre Kleidungsstücke, ihre Schuhwaren, selbst ihre Haushaltsgegenstände fast ausschließlich in Japan gekauft, wo alles viel billiger war als in Amerika, im „Mutterland“. Sie waren — und sind — ja Nachbarn von Japan, Nachbarn von China, aber nur ganz entfernte Stiefkinder von USA. Das „Mutterland“ mußte zwar, sehr zum Ärger der amerikanisch-kubanischen Zuckerproduzenten, den philippinischen Zucker laufend abnehmen, mußte infolgedessen stark gedrückte Preise in Kauf nehmen, aber das war ihm die Sache doch wert. Waren doch diese Inseln die letzte hervorragende Sprosse auf der amerikanischen Leiter nach China. Und China war doch ein Lieblingskind von Big Business!

Heute aber schwimmt China fort, schwimmt immer mehr im japanischen Meer, entfernt sich immer mehr von dem amerikanischen Manila, das nicht mehr länger Schlüssel ist, sondern eine im



### Der Zangengriff

Entfernungen: Hongkong–Manila 1100 km. Taiwan–Nordspitze Luzon 380 km.  
 Tokio–Manila 3250 km. Jap.–Manila 2000 km. Manila–Hawaii 8000 km.  
 Manila–San Francisco 11600 km.

Ernstfall unendlich schwer zu haltende Außenbastion. Amerika braucht die Philippinen nicht, Japan braucht sie aber dringend. Denn ein feindliches Manila – und auch ein feindliches Hongkong – sind für Japan militärisch unerträglich. Beträgt doch die Entfernung zwischen Manila und dem chinesischen Festland nur 1100 Kilometer, das heißt, die Amerikaner können von Manila aus in zwei bis drei Flugstunden den chinesischen Boden erreichen. Noch schlimmer ist aber, daß die geographische Nähe des japanischen Stammlandes

einen feindlichen Luftangriff von den Philippinen aus sehr leicht macht. Ein modernes Flugzeug braucht heute für die Strecke Manila—Osaka knapp acht Stunden, vielleicht in wenigen Jahren, wenn die Flugtechnik noch weiter fortgeschritten ist, nur noch vier! Japans Sicherheit bestand bisher in den riesigen Entfernungen, die jeder Feind zurücklegen mußte, bevor er auf japanisches Stammland traf. Dieses Gefühl der geographischen Sicherheit schwindet in Japan immer mehr, schwindet mit jedem neuen Flugrekord, der irgendwo in der Welt aufgestellt wird. Es ist gewiß richtig, daß Entfernungen wie die von Hawaii nach Tokio (6200 Kilometer) auch heute und in absehbarer Zeit noch nicht von einer angreifenden Luftflotte überwunden werden können, selbst nicht im Falle einer Zwischenlandung in Guam oder auf der Wake-Insel. Ein Feind, der Japan in seinem eigenen Bereich angreift, kommt dort erschöpft oder doch nur noch mit so geringen Kraftreserven an, daß er ein Opfer der frischen japanischen Verteidigungskräfte würde. Das wissen die Amerikaner genau, sie wissen aber auch, daß die Japaner, auf die ja der umgekehrte Fall genau in der gleichen Weise zutrifft, sich dessen ebenfalls bewußt sind. Das ist die Wohltat des riesigen Pazifik, daß er jeden Angriff so unendlich erschwert, so aussichtslos erscheinen läßt. *Bis auf die Philippinen!* Denn diese beherrschen nicht nur die chinesische, jetzt ja von Japan kontrollierte Küste, sondern sie bestreichen auch Taiwan, ja Japan selbst. Das Industrieviertel von Osaka ist damit von Süden her verwundbar geworden, von seiten des Todfeindes, von seiten der Vereinigten Staaten, die heute mehr denn je an dem *strategischen* Besitz der Philippinen festhalten, „um sich zu verteidigen“, wie sie sagen.

Sie versprachen den Philippinen die Unabhän-

gigkeit für 1944, haben aber schon mehr als einmal an dieser Zusage herumgedoktert, sie durch tausend Klauseln und Bedingungen und Reservate wertlos gemacht. Wertlos für die „philippinischen Nationalisten“, die es seltsamerweise auch gibt. Wo in aller Welt gäbe es heute keine Nationalisten? Sicherlich überall da, wo Amerikaner oder Engländer eine Zeitlang die Herrschaft ausgeübt haben. Denn das sicherste Mittel, ein Volk zur nationalen Besinnung zu bringen, besteht darin, es eine Zeitlang von außen zu unterdrücken. Und warum sollte es auf den Philippinen anders sein als in aller Welt?

Man hat sich oft den Kopf darüber zerbrochen, warum die Vereinigten Staaten den Philippinen wohl die Unabhängigkeit anboten. Was steckte dahinter? Welches war die Falle dabei? Saß nicht in ziemlicher Nähe England auf seinem indischen Vulkan? Was aber sollten die Inder denken, wenn sie sahen, daß die Filipinos, ein inferiores Völkchen von 13 Millionen Menschen (Indien hat 370 Millionen!), schon nach 43jähriger Fremdherrschaft wieder frei wurden, während sie, die hochstehenden, altkultivierten Inder, schon seit anderthalb Jahrhunderten unter der Fremdherrschaft saßen und keine Chance hatten, davon loszukommen? Der amerikanische Grund für diese Großzügigkeit war nicht Menschenliebe oder gar Respekt vor dem Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang anderer Völker, sondern materialistische Gier, ein Gebiet loszuwerden, das durch seine Zollfreiheit alle Waren, insbesondere Zucker, Silber und Tabak, billig nach den Vereinigten Staaten werfen konnte, während man dort selbst kaum noch wußte, wo man die eigenen Erzeugnisse, das Silber von Montana, den Tabak von Virginia und den Zucker von Kuba und vom Mississippi, unter-

bringen sollte. Manila wurde eine so heftige Konkurrenz der inneramerikanischen Wirtschaft, konnte durch seine billige Arbeitskraft ein so erhebliches Dumping betreiben, daß die USA., wollten sie nicht ihre eigene Produktion nach und nach lahmlegen, zwischen sich und den Philippinen einen Damm aufrichten mußten. Und dieser Damm konnte nur „Unabhängigkeit“ heißen. So bezahlen die Philippinen diese ihre Unabhängigkeit – die sie aber noch nicht haben – mit einem wirtschaftlichen Niedergang, wenn Japan nicht so freundlich – und so klug – ist, sich ihrer Erzeugnisse anzunehmen.

Aber vorderhand ist es noch nicht so weit. Die wirtschaftlichen Regungen der Amerikaner, die zu dem „großzügigen“ Angebot an die Filipinos führten, haben inzwischen wieder kriegerisch-strategischen Erwägungen Platz gemacht, haben die Segel vor den Kriegshetzern gestrichen, deren „große Zeit“ jetzt gekommen scheint. Der „Präsident“ der Philippinen, der ehrenwerte Manuel Quezón, übrigens ein alter Freiheitskämpfer, schreibt sich die Finger blutig, um zu wissen, woran er in Washington ist. Aber Washington ist schleierhaft wie ein sibyllinisches Orakel. Im Januar 1939 konstituierte sich dort ein „Ausschuß zur Ausarbeitung der wirtschaftlichen Übergangsbestimmungen zur Herstellung der Unabhängigkeit der Philippinen“. Wie die „United Press“ dazu meldete, sei die Beibehaltung „spezieller wirtschaftlicher Beziehungen“ unter Gewährung von Vorzugszöllen für die Philippinen bis 1960 (!) vorgesehen. Die Einfuhrzölle auf philippinische Erzeugnisse würden jährlich um 5 Prozent erhöht werden. Begründet werde dieser Vorschlag damit, daß „die plötzliche Loslösung der Philippinen eine zu große wirtschaftliche Belastung darstellen würde“. Das ist selbstverständlich nur

Phrase. Den Vereinigten Staaten ist viel daran gelegen, die wirtschaftlich stark produktiven Inseln loszuwerden; es liegt ihnen aber *noch* mehr daran, die sehr stark befestigte Bai von Cavite nach wie vor als Flottenstützpunkt benutzen zu können. Und das können sie eben am besten, indem sie zwar den Filipinos formell die Unabhängigkeit zusichern, die Zölle staffelartig heraufschrauben, aber *de facto*, ähnlich wie die Briten in Ägypten, das militärische Heft in der Hand behalten. Man sieht mit dem einen Auge auf die eigene notleidende Zucker- und Tabakwirtschaft, mit dem anderen aber schielt man nach Japan. Und so laviert man weiter hin und her, her und hin. Und das Endergebnis von alledem wird sein, daß die Americanos in dem schönen Manila bleiben und in Zamboanga ihre militärischen Übungen abhalten. Die Filipinos können sich also darauf freuen, in einer kommenden Auseinandersetzung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten den ersten Prellbock abzugeben, wenn sie es nicht vorziehen, die Americanos zum Teufel zu jagen.

Aber Taiwan ist ja so nah! Lumpige 380 Kilometer, also eine einzige Stunde im Bomber! Und es starrt von Befestigungen, ganz besonders an seiner südlichsten Spitze, die Luzon so nah ist. Das imperial denkende Japan würde sich kaum allzu große Skrupel daraus machen, die 13 Millionen Filipinos, von denen 90 Prozent katholisch sind, in sein Reich einzuverleiben, obwohl keinerlei ethnologische, sprachliche, kulturelle oder geschichtliche Bindungen vorhanden sind. Beherrscht nicht auch England 400 Millionen Menschen, mit denen es nicht das geringste gemeinsam hat? Die imperiale Idee kennt keine Homogenität, kennt einen kolonialen Nationalismus nur als überaus lästige Begleiterscheinung jeder imperialen Herrschafts-

ausübung. Die Filipinos werden darum Japan nicht schwerer im Magen liegen als vorher den Vereinigten Staaten, die ja selbst nur ein Gemengsel aller möglichen Nationalitäten, Konfessionen und Weltanschauungen darstellen. Sie werden aber Japan zehnmal nützlicher sein, als sie es je Amerika sein konnten, dem die philippinische Ehe schon seit langem lästig war. Japan wird sie niemals lästig werden, denn die Philippinen sind ebensogut ein Stück Asiens wie Japan selbst. Und ihre Rohstoffe und Produkte sind ausgezeichnet. Der ganze Unterschied wird dann darin bestehen, daß die amerikanischen Garnisonen von japanischen abgelöst werden, daß die Filipinos japanische statt amerikanische Autos, japanische statt amerikanische Zahnpasta und japanische statt amerikanische Radioapparate kaufen. Ist das so wichtig?

Nein, aber wichtig ist für Japan der *Besitz*, der fraglose, durch keine Rücksichten gestörte oder behinderte Besitz. Wichtig ist für Japan, daß dieses altspanische Inselreich nicht länger den Vereinigten Staaten gehört oder England, sondern ihm selbst. Es wird wegen der Philippinen niemals einen Krieg beginnen, denn der Einsatz lohnt das enorme Risiko nicht. Aber es wird aufmerksam beobachten, sorgfältig deduzieren und im entscheidenden Augenblick nicht zaghaft sein. Das können wir heute getrost sagen.

Die Filipinos wissen selbst sehr gut, wie schwer sie die eigene Unabhängigkeit verdauen werden. Sie wissen sehr gut, daß diese Unabhängigkeit nicht von sehr langer Dauer sein wird. Sie kennen ihr Temperament, sie kennen aber auch ihre exportbedürftige Wirtschaft, die immer an einen Großstaat anlehnungsbedürftig ist. Die Zahl der Filipinos, die freiwillig die amerikanische Herrschaft weiter ertragen wollen, die sie der Unabhängigkeit

vorziehen, ist gewiß nicht klein. Vielleicht haben sie sogar die Mehrheit aller Stimmberechtigten im Parlament. Aber darauf wird es nicht ankommen. Es ist unbestreitbar, daß die Philippinen, einmal „unabhängig“, eine große Gefahr für den westpazifischen Frieden sein werden, ein ständiger Stein des Anstoßes aller interessierten Großmächte. Dieses Volk *kann* einfach seine Unabhängigkeit gegen einen Großstaat nicht verteidigen, *kann* gar keinen eigenen „Staat“ begründen und aufrechterhalten, der dieses Wort verdient. Ein unabhängiges Manila wird eine ständige schleichende Krise sein, ein vollgepfropft Pulverfaß in unmittelbarer Nähe des asiatischen Zündstoffes. Kleine Nationen haben manchmal das Pech, große Explosionen zu verursachen, das ist nun einmal so. Ob die Philippinen das Schicksal haben, eine ostasiatische Tschecho-Slowakei zu werden? Und wird dann Japan die Rolle Deutschlands analog hier weiterentwickeln? Wer weiß? Auf jeden Fall sind die Philippinen reif für den round-table, nicht aber reif für einen Krieg, der ihrethalben entbrennen könnte.

*Kann überhaupt ein Krieg im Pazifik entbrennen?* Wenn man diese Frage gestellt bekommt, dann muß man schon sagen: Ein Krieg *kann* immer ausbrechen, aus den verzerrtesten Ursachen heraus. Wenn man aber die hier möglichen Ursachen analysiert, dann muß man die Frage doch eher verneinen, wenigstens für absehbare Zeit. Wir haben schon gesehen, daß früher, *bevor* Japan seine *asiatische* Aufgabe in Angriff nahm, im Pazifik die Fäden verwirrend einander kreuzten. Nicht planmäßig, wie ein Weberschiffchen, sondern bizarr, quer und quer. Japan tendierte damals nach Süden, nach Osten, tendierte nach Australien, nach der Sundasee, nach Hawaii, nach

Kalifornien, nach Mittel- und Südamerika. Japan placierte überall dort seine überschüssigen Menschen, fahndete jeden Tag aufs neue nach Ansiedlungsmöglichkeiten für die Neugeborenen. Da gingen die pazifischen Interessenzonen wirr durcheinander, völlig ungeordnet, völlig unklar und völlig unübersehbar. England stieß von Singapore aus nach Norden vor, nach China, Amerika stracks nach Westen. Und jeder baute sich seine Himmelsleiter, auf der er am zweckmäßigsten in das Reich der Mitte kommen konnte. So entstanden alle diese Festungen im blauen Meer, so entstand Hawaii, Guam, Singapore, Port Darwin, entstand Sarawak, Hongkong und Cavite. Da stand im Hintergrund das chinesische Geschäft, das sie alle reizte. Und heute?

Das Geschäft ist ihnen entrissen, England und Amerika aus China so gut wie verdrängt. Sie liefern zwar Waffen, aber das ist doch nur ein kümmerliches Geschäft im Vergleich zu den früheren Umsätzen! Sie protestieren gegen den japanischen Tigersprung, aber vergebens. Und dann zogen England und Amerika in aller Stille die Konsequenzen: sie begannen, sich wieder mehr ihrem eigenen Raum zu widmen. England seinem australischen Stiefkind und Amerika seinem „Bruder in der Monroe-Doktrin“. Sieht die Welt darin nicht eine fühlbare Entspannung im Pazifik? Praktisch ein Sieg des round-table über die Unvernunft der zwecklosen Kanonade? Gewiß, *noch* hat keiner der großen Anrainer des Pazifik am round-table gesessen; *noch* hat keiner der Antagonisten mit dem andern um die Dinge geredet, um die es sich hier handelt. *Noch* hat auch keiner von ihnen offiziell zugegeben, daß er das jemals zu tun gedenkt. Und doch beweisen uns die Tatsachen der letzten zwei Jahre, daß man hier in sich geht: Japan nach

Asien, die Vereinigten Staaten nach Südamerika und England nach Australien. Niemand dürfte entgangen sein, wie sehr heute die Vereinigten Staaten ihren ibero-amerikanischen Bruder umwerben. Die zahllosen Worte und die feierliche Entschliebung von Lima sind uns ja noch allen im Gedächtnis. Wir erinnern uns aber auch, daß England sich dazu durchgerungen hat, sein australisches Aschenbrödel etwas besser herauszuputzen, nicht nur, damit ihm Japan dieses Stiefkind nicht eines schönen Tages entführt, sondern aus einer imperialen Regelung heraus. Freilich bemüht sich England auch, dasselbe Australien mit Waffen- und Flugzeugfabriken vollzustopfen, soweit man von „vollstopfen“ in Australien überhaupt reden kann. Der „Daily Telegraph“ meldete am 30. Dezember 1938, daß „auf Anregung des britischen Luftfahrtministeriums in Australien eine leistungsfähige Flugzeugindustrie aufgebaut werden solle, die zur Herstellung der modernsten Typen in der Lage sei“. In der Meldung hieß es dann am Schluß: „Mit dieser Industrie im Rücken kann die australische Luftwaffe sehr gut an der aktiven Verteidigung von Singapore teilnehmen. Von der Sicherheit dieser Stützpunkte hängt die Operationsbasis der britischen Flotte in den fernöstlichen Gewässern ab.“

Weiter: Vier Wochen später tagte eine australische Ministerkonferenz in Sidney, auf der Mr. Hughes, der Bundesminister des Auswärtigen, folgendes meinte: „Australien kann sich nicht ruhig und beschaulich hinsetzen, seit September schon gar nicht. Eine Politik ist im Entstehen, die Australien im innersten Mark und in den Grundfesten seiner Existenz erschüttern kann.“ — Die „Times“ knüpfte daran den beruhigenden Kommentar, daß die Clyde Engineering Company bereits dabei sei,

die Produktion von Zivil- und Militärflugzeugen aufzunehmen, es sei eine Arbeitsgemeinschaft mit Armstrong-Siddeley Motors, mit Airspeed Limited, der Phillips and Powis Aircraft Company und der Heston Aircraft Company abgeschlossen worden. „Australia must prepare.“

Dieser Weg zur „Stärkung Australiens“ ist ganz gesund für England. Lange hat die Welt gewartet, bis sich die Tore zu dem Verwunschenen Kontinent öffneten. Zwar öffnen sie sich heute erst für die Kriegsindustrie, aber das wird der Anfang sein für die Erweckung dieses so lange vernachlässigten Kontinents. Ein Zeichen, daß man in England den japanischen Wink verstanden hat, der da besagen sollte: Hands off Asia!

Die „demokratische“ Welt regte sich zwar gewaltig über München und Prag, Schanghai und Nanking, Tirana und Addis Abeba auf. An diesen Ecksteinen einer neuen Weltordnung maß sie ihre eigene Schwäche, aber auch ihr eigenes Unvermögen, sich gegen eine Entwicklung anzustemmen, die naturnotwendig und gewaltsam war wie eine Lawine. Sie sah auf ihre schönen, ängstlich behüteten Länder, sah auf ihre fast leeren Kontinente und blickte dann nach oben, von wo die Lawine zu kommen drohte. Die pazifisch-demokratische Welt — das ist England, USA., Frankreich — erkannte im letzten Augenblick die Notwendigkeit, in ihrem eigenen Hause nach dem Rechten zu sehen. Wenn sie auch zunächst glauben mögen, dies am besten mit Tanks und Bombenflugzeugen tun zu können, es ist doch immerhin der Anfang zur Selbstbesinnung der Saturierten. Kein Mensch, Japan am allerwenigsten, beabsichtigt, Australien an sich zu reißen, oder Neuseeland, oder Kalifornien. Denn Japan hat sein Ziel ebenso gefunden wie Deutschland und Italien. Und dieses Ziel heißt

eben *nicht* Australien, heißt *nicht* Java, heißt auch *nicht* Siam. Das Ziel heißt einfach und klar: Asien. Soweit es erreichbar ist.

Australien hat 150 Jahre hindurch die Rolle eines fünften Rades am englischen Weltwagen gespielt. England brauchte diesen Kontinent nicht. Seine Wolle, sein Weizen, zeitweise auch sein Gold waren ihm angenehm, aber nicht notwendig. Es hätte diese Wolle, diesen Weizen und dieses Gold — dessen Ergiebigkeit übrigens längst aufgehört hat — in anderen Teilen seines Empire genau so gut beziehen können, dazu brauchte es Australien nicht. Aber Australien war nun einmal da. Wie ein Hund, der sich zwar überfressen hat, trotzdem aber niemand an seinen Haufen von Knochen herankommen läßt, ohne die Zähne zu fletschen und gefährlich zu knurren, so gebärdete sich Großbritannien, als Japan auch nur wagte, den australischen Knochen von weitem anzusehen. Da wetzte England die Zähne und umgab diesen recht schäbigen Knochen mit einem hohen Stacheldrahtverhau, damit es niemand einfallen solle, sich ihn zu holen. Es ist die Sucht des Besitzens, weiter nichts. Keine wirtschaftliche, politische oder sonstige Notwendigkeit zwingt England dazu, Australien zu halten. Nichts an diesem Knochen ist für England lebenswichtig. Und trotzdem hält es ihn in seinen Pranken. Vergrößert seinen Warenaustausch mit dem Commonwealth. Schickt sogar Siedler herüber, darunter über 15000 Juden. Baut nicht nur die australischen Wehrkräfte, seine Flottenstützpunkte, seine Waffen- und Munitionsfabriken aus, sondern eine ganze eigene Schwerindustrie. Australien soll auf eigene Füße gestellt werden, damit es im Notfall Singapore verteidigen kann. Früher las man umgekehrt. Da hieß es, Singapore sei dazu da, das östliche Empire zusammenzuhalten. Heute

muß dieses Empire Singapore stützen! Eine bezeichnende Umkehrung der Vorzeichen!

108 Millionen Schafe hat Australien, eine Wollproduktion, die fast ein Viertel des gesamten Weltbedarfs decken kann. Japan braucht viel Wolle zur Verarbeitung. „Japan ist aber Australiens Feind!“ Und so geht die Wolle nicht in erster Linie nach Japan, sie geht um die halbe Welt herum, geht nach England, nach den Vereinigten Staaten, die selbst davon genug haben. Der Wollpreis sinkt infolgedessen ständig. Aber was macht das? Australien hat eine Welle schlechtester Konjunktur, „weil Japan der Feind ist!“ Und so geht England daran, Australien allmählich seiner Wolle zu entwöhnen, macht Anstalten, den Kontinent zu industrialisieren. Als ob es in der Welt nicht genug Industrieländer gebe! Australien soll Autos produzieren, dabei erstickt die amerikanische Autoindustrie in einer unverkäuflich hohen Produktion. Australien soll sich eine Maschinenindustrie zulegen, dabei zerreiben sich die europäischen und amerikanischen Maschinenfabriken in einem zermürbenden Konkurrenzkampf um den Absatzmarkt. *Australien soll sogar neuerdings Zellwolle herstellen, obwohl 108 Millionen Schafe hier herumlaufen, die ihre Wolle gern los sein möchten.* Australien soll Kanonen, Stahl, optische Instrumente, Textilien, nahtlose Röhren, Kragenknöpfe und Giftgase herstellen, soll sich also würdig in die Reihe der Industriestaaten einreihen. Das alles begreift man nur, wenn man hier keine wirtschaftliche Perspektive zugrunde legt, denn sonst wäre es ja Wahnsinn, sondern wenn man daran denkt, daß England die australische Monroe-Doktrin verkündet hat: Hands off Australia!

So sagen sie alle. Der eine sagt: Hands off Asia! der andere: Hands off Australia! Und der Dritte

im Bunde? Er hat schon vor mehr als einem Jahrhundert seinen Bannkreis gezogen, hat schon im Jahre 1823, also als Australien noch waschechte Strafkolonie, als Japan noch nicht einmal „entdeckt“ war, seine „Doktrin“ verkündet, hat erklärt, daß ganz Amerika, von Alaska bis Feuerland, *ihm* gehöre, ihm allein! Hands off America! das ist *sein* Schlachtruf.

Aber so heilig wie dem Amerikaner die Monroe-Doktrin, so selbstverständlich und unantastbar dem Engländer *sein* Australien, *sein* Neuseeland ist, so heiß streitet Japan für *sein* Asien. England und Amerika haben ja dieses Japan aus ihren Sperrzonen entfernt, halten es ängstlich draußen. Drei Sperrzonen gibt es heute, die amerikanische, die anglo-australische und die japano-asiatische. Das hat die Lage im Pazifik vereinfacht, sogar erleichtert, weniger kompliziert gemacht. Und daraus mag die Welt getrost folgern, daß der Pazifik heute weniger Zündstoff enthält denn je, daß seine Konfliktstoffe heute leichter zu überschauen, also auch leichter zu lösen sind. Und mit ihrer leichteren Lösungsmöglichkeit ist auch im Augenblick die Gefahr eines Zusammenstoßes hier in den Hintergrund getreten. Wie lange sie im Hintergrund bleiben wird, hängt dabei weniger von den Problemen ab, die der Pazifik oder seine Randgebiete stellen, als von der Entwicklung jener negativen, rein destruktiven, ultrakapitalistischen Kräfte, die in den großen „Demokratien“ am Werk sind, um unter der Maske der „Aufrechterhaltung des Status quo“ das große Geschäft zu betreiben. Krieg wird im Pazifik wie auch sonstwo in der Welt nur dann entstehen, wenn diese Kräfte die Oberhand behalten, wenn sie es zuwege bringen, weiter ihre Völker zu betrügen.

„Oberstes Gebot Japans ist es, seine Herrschaft über

den westlichen Pazifik sicherzustellen.“ Der japanische Marineminister Yonai<sup>1</sup>), der das sagte, dachte dabei nicht an die Schafe Australiens, vermutlich auch nicht an das Zinn in Malaya oder die Ananashaine auf Oahu. Das ist für Japan nicht identisch mit dem Begriff „westlicher Pazifik“. Dieser Begriff ist nichts anderes als das nordwestliche Karree zwischen der Datumsgrenze und dem Äquator, also fast genau ein Viertel des pazifischen Raumes. Das ist *Japans* Raum. Bis dahin reicht die Brandungswelle Asiens, bis dahin aber auch der Arm Tokios. Praktisch füllt Japan heute schon diesen Raum aus, mit Ausnahme kleiner Inselchen, etwa der Markus- und der Wake-Insel, vor allen Dingen aber Guam. Guam und die Philippinen fallen unter den japanischen Schlachtruf: Hands off Asia! Kommende Streitigkeiten werden sich daher um diese beiden, bisher amerikanischen Besitzstücke konzentrieren, die für Japans Ruhe und Sicherheit ebenso unerträglich sind wie das Vorhandensein eines Einbrechers unter dem Bett eines harmlosen, friedfertigen Bürgers. Denn auch *der* wird nicht eher seine Ruhe und seinen Schlaf finden, bis der ungebetene Gast entfernt ist. Ich glaube, so sieht auch das Japan von heute die amerikanischen Philippinen, das amerikanische Guam und die amerikanische Markus-Insel an.

England hält in einem fort round-table-Konferenzen mit seinen Dominienkindern ab, sucht in ihnen das Reichsgefühl zu stärken, das gemeinsame Gefühl allbritischer Zusammengehörigkeit. Seine exponiertesten Kinder, Australien, Neuseeland und Tasmanien, waren seit jeher die treuesten Muttersöhnchen, die sich nur ungern von der großen Schürze freimachten. Auch Amerika setzt sich an den runden Tisch, läßt sich in Lima so-

<sup>1</sup> Admiral Yonai ist jetzt japanischer Ministerpräsident.

gar dazu herab, von einer all-amerikanischen Solidarität zu sprechen. Und die Ibero-Amerikaner lauschten dem, was ihnen Mr. Cordell Hull zu sagen hatte, wenn auch nicht fasziniert, immerhin aber doch aufmerksam. Sie ließen sich von ihm all die Gefahren ausmalen, die ihrer Freiheit, ihrer Unabhängigkeit und ihrer wirtschaftlichen Entwicklung drohe. Sie ließen sich von ihm auseinandersetzen, daß ihre einzige Rettung in dem engeren Anschluß an den großen Bruder bestehe. Ist das eine zufällige Parallelität, daß England und Amerika ihre pazifischen Kinder um sich versammeln und sie zur Anhänglichkeit ermahnen? Ist das vielleicht die Vorbereitung für den kommenden großen Streit, für den Ringkampf der Giganten? Ich glaube aber, daß sich trotz der politischen Exzentrík, die so oft gerade angelsächsischen Köpfen entspringt, in puncto Japan die Einsicht durchgerungen hat, daß es besser ist, Asien sich selbst zu überlassen und sich auf die Erhaltung des Status quo *im* Pazifik zu beschränken. Mr. Roosevelt hat allerdings erklärt, daß auch die Philippinen zu dem amerikanischen Verteidigungssystem gehören, daß vielleicht sogar Guam befestigt werden solle. Aber das ist nicht so entscheidend. Einem Japan, das Asien kontrolliert, wird man nicht so leicht einen Einbrecher unter das Bett legen. Man wird sogar vielleicht die Worte Mr. Pittmans widerrufen. Wer weiß? Die amerikanischen Köpfe, besonders die der Berufspolitiker, sind unberechenbar, voll von „Exzentrík“, voll von „Späßen“, für die allerdings, außer ihnen selbst, niemand Verständnis hat.

Mr. Walter Lippman, ein bekannter Journalist in den Staaten, schrieb kürzlich über die Möglichkeit eines kommenden Krieges und die wahrscheinliche Rolle Japans und der Vereinigten Staaten in die-

sem: „Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten von Anfang an mit einem Japan rechnen müssen, das wahrscheinlich auf der anderen Seite steht, wirft alle Berechnungen derjenigen über den Haufen, die meinen, Roosevelt könne, wie Wilson 1917, eine amerikanische Armee nach Europa werfen. Selbst wenn das amerikanische Volk das wünschen sollte, so ist es doch nicht durchzuführen. 1917 konnten wir den Pazifik unbeschützt lassen und die ganze militärische Macht auf den europäischen Kriegsschauplatz konzentrieren, weil Japan auf der Seite der Alliierten war. Heute aber muß schon in Friedenszeiten die amerikanische Flotte entweder im Pazifik bleiben oder doch schleunigst wieder dorthin zurückkehren. Ohne die amerikanische Kriegsflotte aber kann kein amerikanisches Heer den Atlantik überqueren.“ — Dazu zur Illustration folgende Meldung der „United Press“: „Der Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses empfahl dem Plenum die Annahme einer Budgetvorlage, die dem Kriegsministerium im nächsten Rechnungsjahr für Flußregulierungen, Hafendarbeiten usw. 305 Millionen Dollar bewilligt. 24,7 Millionen Dollar sind dabei für die Panamakanalzone bestimmt, wovon 14,7 Millionen der Beschleunigung des Programms der Stärkung der Verteidigungsanlagen in der Kanalzone dienen. Die Arbeiten sollen bis zum Juni 1941 durchgeführt werden.

Die vier modernen amerikanischen 10000-Tonnen-Kreuzer ‚Brooklyn‘, ‚Savannah‘, ‚Philadelphia‘ und ‚Honolulu‘, die dem neugebildeten Atlantikgeschwader angehören und auch nach der kürzlichen Umgruppierung der amerikanischen Flotte an der Ostküste bleiben sollten, erhielten am Mittwoch, dem 10. Mai 1939, vom Marinedepartement Marschorder nach dem *Stillen Ozean*. Sie werden noch in dieser Woche von New York auslaufen.

Das amerikanische *Atlantik*geschwader besteht sodann nur noch aus drei veralteten Schlachtschiffen, sieben Zerstörern und verschiedenen kleineren Einheiten.“

Dann zur selben Zeit folgende Meldung des Londoner „Daily Telegraph“: „In Singapore wird eine Konferenz von Stabsoffizieren der drei östlich von Singapore stationierten Flottengeschwader stattfinden. Es ist wahrscheinlich, daß an diesen Besprechungen, die eine Zusammenfassung der Verteidigungsmaßnahmen in Fernost für den Ernstfall zum Gegenstand haben, auch die Kommandanten des australischen und neuseeländischen Geschwaders teilnehmen werden. Im Ernstfall wird eine — noch geheimgehaltene — Zahl von Schlachtschiffen, die heute noch in anderen Meeren stationiert sind, nach dem *Stillen Ozean* abgehen. So viel kann aber gesagt werden, daß die Entsendung dieser Kriegsschiffe das Kräftegleichgewicht im Ostatlantik und im Mittelmeer nicht zuungunsten Englands beeinträchtigen wird. Sämtliche britischen Geschwader östlich von Suez werden im Kriegsfall zu einer Einheit zusammengefaßt werden.“

Scheint es nicht so, als wolle sich — wenigstens nach diesen Meldungen — das militärische Interesse Englands und Amerikas auf den Pazifik konzentrieren? Müßte man daraus nicht folgern, daß diese Mächte offenbar *nicht* bereit sind, Asien laufen zu lassen? Es scheint so, gewiß, aber es ist nicht so. England besitzt hier den Dorn von Hongkong, Amerika den Dorn von Manila, den Dorn von Guam. Diese Dornen wollen sie offenbar in Japans Fleisch sitzen lassen, betrachten sie als gutes Handelsobjekt für Zugeständnisse in China selbst. Denn Australien wird ebensowenig von Japan bedroht wie die Philippinen oder gar Hong-

kong. Um *diese* Imperienteile zu schützen, brauchten England und Amerika keine starken Flotteneinheiten in den Pazifik zu senden, denn der beste Schutz dieser Gebiete ist der Krieg in China. Denn Japan kann nicht gleichzeitig in China Krieg führen und gegen England und Amerika zu Felde ziehen. Die japanische Energie ist groß, groß auch sein Hunger, aber weder Energie noch Hunger reichen aus, um das Land zu einer offenbaren Tollkühnheit zu verführen. Im Maßhalten liegt Japans Weg in die größere Zukunft, in der weisen Mäßigung der Ambitionen, in ihrer Anpassung an das Erreichbare. Die westliche Welt sollte Japan nicht überschätzen, sollte in ihm keinen Universalaggressor sehen, sondern einfach ein Land, das seinen Hunger stillen will und sichere, natürliche Grenzen anstrebt.

Bis vor kurzem hat der round-table im Pazifik nur eine kümmerliche Rolle gespielt. Hier herrschte die Gewalt vor allem anderen, und die diplomatische List. Durch List wurde Hawaii amerikanisch. Durch Gewalt die Philippinen. Durch Gewalt Australien, Tasmanien und Neuseeland englisch. Durch Gewalt wurde Japan „entdeckt“, dem Westen erschlossen. Durch Gewalt wurde China die Rolle eines kommerziellen Ausbeutungsobjekts erster Klasse zudiktirt. Durch Gewalt wurde die Mandschurei China genommen. Durch Gewalt wird China heute mit dem neuasiatischen Gedanken bekannt gemacht. Durch Gewalt suchen die beiden angelsächsischen Pazifikmächte hier zu imponieren, durch Entsendung starker Flotteneinheiten, durch den Ausbau Singapores zur stärksten Seefestung der Welt, durch die Militarisierung Hawaiis, Manilas, Guams, Hongkongs, Port Darwins. Durch Gewalt wurde Deutsch-Neuguinea, Neupommern und Samoa australisch-neuseeländisch.

Durch Gewalt wurde Kalifornien amerikanisch, durch brutale Hinterlist das amerikanische Panama geschaffen, Kolumbien dieser Provinz geraubt. Wahrlich, die Gewalt regierte hier im Pazifik „headlong“. Alles „regelte“ sich hier durch Gewalt, so gut wie nichts durch das Sitzen am round-table. Gewalt, List, Betrug und Unterdrückung haben dem Pazifik sein heutiges Gesicht gegeben. Wird er es wieder durch Gewalt ändern?

Wo soll denn der Verhandlungstisch stehen, an den sich die pazifischen Mächte setzen sollen? In Canberra, Tokio oder Honolulu? Und was will man an diesem Tisch beraten? Welche Objekte will man denn noch verschachern, die nicht schon längst — durch Gewalt — den Eigentümer, oder doch wenigstens den Besitzer, gewechselt hätten? Will man noch über „China“ sprechen oder über Hainan? Über das geliebte Schanghai vielleicht? Darüber zu sprechen hätte wenig Sinn. Es könnte sich doch nur noch darum handeln, unter welchen Bedingungen die jetzigen Besitzer Chinas einen Handel dort dem Westen zugestehen. Alles andere regelt nicht der round-table, sondern Tokio selbst. Was hat es für einen Sinn, über Dinge zu konferieren, die längst auf andere Weise geregelt sind? Gewiß, der Pazifik könnte noch eine Menge Gesprächsthemen für solche Konferenzen liefern, aber die innere Skepsis, mit der *alle* Partner sich an den runden Tisch setzen würden, ist eine schwere Barriere für jedwede diplomatische Verständigung in diesem Meer und seinen Randgebieten. Hier herrscht das gewaltsame *Fait accompli*, die uneingeschränkte Herrschaft des Starken über den Schwachen, kaum gemildert durch diplomatische Floskeln, die nur den Wert haben, nachher zu sanktionieren, was vorher die *Stärke* erreichte.

In einer hochstehenden japanischen Zeitschrift

fand ich kürzlich eine Parodie auf eine roundtable-Konferenz im Pazifik, die ich deshalb im Wortlaut hier folgen lasse, weil sie illustriert, wie man in Japan über solche Konferenzen denkt und wie man ihren mutmaßlichen Ausgang einschätzt.

DIE FÜNFMÄCHTEKONFERENZ  
VON SOERABAJA

Teilnehmer:

General Okayama, für die Kaiserlich Japanische Regierung.

Ministerpräsident Sin Ma-yong, für die Kaiserlich Mandchurische Regierung.

General Long, Gouverneur der Philippinen, für die Regierung der Vereinigten Staaten.

Mr. Hepburn, Ministerpräsident des Australischen Bundes.

Mr. Dickins, Ministerpräsident von Neuseeland.

M. Delamotte, Gouverneur von Franz.-Indochina.

Präsident:

Señor Virgilio Manzanares, Präsident der Republik Ecuador.

---

Sr. Manzanares: „Caballeros, mir ist die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden, dieser Versammlung zu präsidieren. Mir ist diese Aufgabe in erster Linie zugefallen, weil mein Land, obwohl es Anrainer des Pazifik ist, doch keine Aspirationen in diesem Meer oder an seinen Küsten verfolgt. Ich fühle mich in folgedessen frei von irgendwelchem interessierten Ehrgeiz, fühle mich prädestiniert, ausgleichend zu wirken, wenn die Gegensätze, die immerhin auftauchen könnten, unüberwindlich erscheinen. Ich danke der ehrenwerten Versammlung für das mir erwiesene hohe Vertrauen, das ich zu rechtfertigen fest entschlossen bin. Das Wort hat zunächst der Herr Delegierte der Vereinigten Staaten, General Long.“

General Long: „Gentlemen: Daß überhaupt eine pazifische Friedenskonferenz zusammengetreten ist, ist an sich schon ein Zeichen für den starken Friedenswillen, der alle Völker rings um den Stillen Ozean beseelt. Aus der Tagesordnung geht hervor, daß alle diejenigen Probleme freimütig und im Sinne einer weitgehenden Verständigung erörtert werden sollen, die Anlaß geben könnten zu einer Entfremdung der pazifischen Nationen . . . Ich möchte zunächst einige Worte über die Stellung meines Landes zur philippinischen Frage sagen. Gentlemen, Sie wissen zweifellos, daß die Philippinen im Jahre 1898 aus dem spanischen Reichsverband herausgelöst und unter den Schutz meines Landes gestellt wurden. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was Amerika alles für diese Inseln getan hat. Wir haben den Filipinos die Segnungen der Zivilisation gebracht, haben ihnen ein Gefühl der Sicherheit, des Vertrauens in unsere Macht und der Befriedigung über ihre eigene Entwicklung gebracht, haben ihnen Autos, Grammophone, Zahnstocher, Seidenstrümpfe, Kaugummi, Eisenbahnen, sogar einen Sinn für Kultur gebracht...“

General Okayama (unterbrechend): „Kultur ist ganz was anderes, werter Herr . . .“

General Long (fortfahrend): „Wir haben aus den Filipinos eine Nation geformt, ein Volk mit eigenem nationalen Gepräge, mit Selbstbewußtsein und mit genügend Verständnis für die selbstlose Freundschaft des großen amerikanischen Volkes. Wir wollten von den Filipinos nichts. Wollten ihren Zucker ebensowenig wie ihren Tabak. Das alles haben wir in unserem eigenen, großen Lande, haben es im befreundeten Kuba, wo unser Volk Milliarden Dollars in Zuckerplantagen investiert hat. Die Filipinos, spanisch-stolze Menschen, haben unser Wirken dort einmütig anerkannt. Vor gar nicht langer Zeit hat das philippinische Parlament aus sich heraus eine Entschließung angenommen, wonach der Herr Präsident der Vereinigten Staaten gebeten werden soll, die Schutzherrschaft über ihr Land nicht schon im Jahre 1944 aufzugeben. Meine Herren, die Filipinos *wollen*

gar nicht frei sein, *wollen* gar nicht unabhängig sein! Warum nicht? Weil sie mit Recht befürchten, daß ihre Unabhängigkeit nur eine Eintagsblüte sein wird, nur der Übergang zu einem anderen Status, der ihrem nationalen Geschmack weit weniger entspricht als der jetzige. Gentlemen, in Washington hat man das philippinische Problem lange und sehr sorgfältig studiert. Der Präsident meines Landes hat verschiedentlich unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, daß die Vereinigten Staaten unter den gegenwärtigen Umständen nicht beabsichtigen, die Filipinos schon im Jahre 1944 einem ungewissen Schicksal auszuliefern, das heißt einem Schicksal, das uns wohl allen ziemlich klar ist. Die Vereinigten Staaten erfüllen auf den Philippinen, wie auch anderswo, eine hohe und heilige Mission. Sie sind gegenüber der Menschheit dafür verantwortlich, daß das tapfere und edelmütige Volk der Philippiner nicht schutzlos einer Zukunft ausgeliefert wird, die ihnen nur Unheil, der pazifisch-asiatischen Welt aber nur Unfrieden und weiteres Zerwürfnis bringen kann.“

General Okayama: „Ich bitte den ehrenwerten Delegierten der Vereinigten Staaten, diese nach seiner Ansicht unheilvolle Zukunft der Philippinen etwas näher zu erläutern. Wir sind hier zusammengekommen, um klar und deutlich zu reden, nicht schöne Worte um den heißen Brei zu machen.“

General Long: „Sir, wir beide sind Militärs und leiten daraus wohl das Recht her, offen heraus unsere Meinung zu sagen. Well, dann lassen Sie mich Ihnen folgendes sagen. Wenn die amerikanischen Truppen morgen die Philippinen verlassen, dann sind übermorgen die Ihren dort, Herr General Okayama! Stimmt es? Well, Sie betrachten diese Inseln als die Vordertür Ihres neuen chinesischen Hauses und glauben, daß, solange *wir* diese Vordertür in Besitz haben, Sie Ihr Haus nicht ordnen können. Ich sage: *Ihr* Haus, will damit aber nicht sagen, daß ich das Besitzrecht Ihres Landes auf China nun anerkenne. Eine solche Anerkennung werden die Vereinigten

Staaten niemals aussprechen! China ist ein freies, großes Land, es war sogar eine Demokratie, bevor Ihre Truppen, Sir, in das Land einfielen . . .“

General Okayama: „Ich protestiere gegen diesen Ausdruck auf das feierlichste! Es dürfte selbst Ihnen, Herr General Long, allmählich bekannt sein, daß gerade die Tätigkeit Ihres Landes und Englands in China für dieses Land so ruinös war, daß Japan als asiatische Nation und Vormacht sich verpflichtet fühlte, den weiteren Verfall und die weitere Versklavung eines großen asiatischen Landes mit allen Mitteln zu verhindern! Haben vielleicht die Vereinigten Staaten, die sich heute so gern auf die Demokratie und die freie Selbstbestimmung der Völker berufen, Texas, Utah, Kalifornien, Nevada, Arizona und New Mexico mit friedlichen Mitteln an sich gerissen? Haben sie nicht vielmehr das damals ohnmächtige Mexiko brutal gezwungen, diese wertvollen Gebiete herauszugeben? Mit Waffengewalt gezwungen? Verdankt nicht sogar Ihr Panama-Kanal seine Existenz der Gewalt und dem Verrat? . . .“

Präsident Manzanares (intervenierend): „Caballeros, es hat keinen Sinn, sich gegenwärtig alte und neue Sünden vorzuwerfen, damit kommen wir nicht weiter. Wir wissen, daß wir alle Menschen sind, mit Schwächen und Fehlern, aber auch mit Tugenden und Vorzügen. Wir wollen – ich bitte Sie darum – nicht in der Vergangenheit wühlen, alte Dinge wieder auffrischen. Das ist so zwecklos! Was gewesen ist, ist nicht mehr zu ändern. Wir wollen uns der Gegenwart und der Zukunft widmen, damit haben wir wahrlich genug zu tun!“

General Long: „Gentlemen, den Standpunkt meines Landes kennen Sie. Amerika wünscht die unbedingte und integrale Aufrechterhaltung des Status quo im Pazifik. Amerika hat auf jeden Fall nicht die Absicht, die Philippinen, Guam, die Markus- oder Wake-Insel oder sonst irgend etwas herauszugeben, was ihm rechtmäßig gehört. Amerika hat diese Gebiete rechtmäßig durch Verträge erworben. Es sieht in ihnen die Pfandstücke seiner eigenen Sicherheit in

diesem Meere, die Garantien für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit ... Amerika hat Milliarden auf den Philippinen investiert, im friedlichen Handel, wohlverstanden, viele Hunderte von Millionen auf den Hawaiiis, hat diesen ganzen Gebieten erst die Möglichkeit gegeben, sich zu entwickeln, mehr zu werden als bloße Kolonien. In Manila – bitte überzeugen Sie sich davon! – besteht fast hundertprozentige Selbstverwaltung, ein tüchtiges, zielbewußtes Parlament, das die öffentliche Meinung widerspiegelt ...“

General Okayama (dazwischenfahrend): „General Long, Sie brauchen uns die Vorzüge der amerikanischen Herrschaft auf den Philippinen oder sonstwo nicht zu schildern, wir sind darüber genauestens informiert! Aber wenn ich Sie recht verstanden habe, lehnen Sie jede Änderung des Status quo ab?“

General Long: „Yes, Sir!“

General Okayama (mit der Faust auf den round-table schlagend): „Dann stehen Sie mir doch nicht die Zeit mit Ihrem Gerede! Wenn Sie hierhergekommen sind, um mir das zu sagen, dann bedaure ich es, überhaupt gekommen zu sein. Wenn schon ‚verhandelt‘ werden soll, dann ist es wohl sinnlos, wenn der eine Partner von vornherein erklärt, zu keinem Zugeständnis bereit zu sein! Das hätten Sie unserem Botschafter in Washington genau so gut sagen können ... Wir sind hier nicht in Versailles, Herr!“

Mr. Hepburn (beschwichtigend): „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß es vernünftiger wäre, wenn wir uns gegenseitig etwas weniger auf die Hörner nehmen würden? Wir sind doch alle (er räuspert sich vernehmlich) friedliche Leute, nicht wahr? (Alle stimmen zu. Gemurmelt des Beifalls.) Well, warum sollten wir nur immer das in den Vordergrund schieben, was uns trennt? Machen wir es doch einmal umgekehrt! Very simple, Gentlemen. Sagen wir zum Beispiel: Wir alle wollen hier herrschen! (Allseitiger Beifall.) Sagen wir weiter: Wir alle lieben Ruhe und Frieden! (Händeklatschen.) Weiter: jeder von uns ist überzeugt, daß die Politik seines eigenen

Landes die einzig wahre ist! (Wieder Beifallsgemurmel). Well, Gentlemen, *da* ist die Plattform auf der Sie sich einigen können. Vier, meinerwegen fünf Großmächte beraten darüber, was werden soll. Aber dann nehmen Sie doch einfach als Ausgangspunkt den Status quo! Alles so, wie es jetzt ist. Das heißt: China japanisch, Mandschukuo japanisch . . .“

Sin Ma-yong (ihm in die Rede fallend): „Ich protestiere! Mandschukuo, das alte Kaiserreich, ist nicht japanisch, sondern vollkommen unabhängig! Seine Majestät der Kaiser pflegt lediglich mit dem Göttlichen Tenno einen gleichberechtigten Austausch der gegenseitigen Meinungen . . .“

Mr. Hepburn (fortfahrend): „Ich wollte Sie nicht beleidigen, Mr. Sin Ma-yong. Also schön, Mandschukuo ist mit Japan eng befreundet (ist es recht so?), die Philippinen sind amerikanisch, Hainan japanisch, Guam amerikanisch . . .“

General Okayama: „Nein, niemals!“

Mr. Hepburn: „*Vorläufig* ist es doch noch so, Sir! Sie haben ja Bonin, Taiwan, haben sogar die Spratly-Inseln, die Karolinen, Marianen, Palau. Ist der Status quo denn nicht wunderbar? *Ist* Japan nicht bereits ein riesiges Empire? Das wollen Sie doch, General Okayama, nicht wahr? Warum dünkt Ihnen denn dieser Status quo so unerträglich?“

General Long: „Der ehrenwerte Deligierte des Australischen Commonwealth hat sich sicherlich bemüht, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Und doch muß ich nochmals betonen, daß Amerika den Status in China nicht anerkennt. Amerika leidet außer England wohl am meisten unter der Vernichtung seines legitimen Handels in China und ist *nicht* bereit, diese Beeinträchtigung seiner Interessen in Ostasien widerstandslos und *tatenlos* hinzunehmen.“

General Okayama: „Was will das besagen: tatenlos, Sir? Wollen Sie damit andeuten, daß die Vereinigten Staaten glauben, wirklich noch eine Möglichkeit zu haben, gegen den neuen Status in China anzurennen? Wollen Sie damit sagen, geeignete Mittel zu besitzen, um dagegen anzugehen?“

General Long: „Sir, was ich glaube, ist hier Nebensache. Wichtig ist nur, was ich *weiß*. Und dazu gehört vor allen Dingen, daß ich auch etwas von den wirtschaftlichen Zusammenhängen verstehe. Wir Amerikaner sind alle Kaufleute, selbst wir Militärs haben eine Ader, die nur vom Dollar durchflossen wird. Die Welt hat uns so oft vorgeworfen, in der einen Hand trügen wir das Schwert, in der anderen das Orderbuch. Ich sage Ihnen, meine Herren, nehmen Sie getrost an, daß es nicht anders ist. In China führte Japan das Schwert, wir aber das Orderbuch. Kann diese Arbeitsteilung nicht wieder eingeführt werden?“

General Okayama: „Soll das ein Vorschlag sein, General Long?“

General Long: „Meinetwegen fassen Sie es so auf!“

General Okayama: „Sie wollen damit offenbar sagen, daß Amerika bereit ist, über den Stand der Dinge in China mit sich reden zu lassen, wenn Japan auf die *Handelsinteressen* Ihres Landes Rücksicht zu nehmen bereit ist?“

General Long: „So ähnlich, Sir! Amerika ist in erster Linie daran gelegen, sein chinesisches Geschäft nicht zu verlieren. Bedenken Sie doch, General Okayama, daß wir bereits Europa verloren haben!“

General Okayama: „Das ist Ihre Angelegenheit. Wenn Sie Ihr Geschäft in allen Teilen der Welt so aufbauen, daß es bei der geringsten Änderung des Status quo zum Teufel geht, dann haben Sie es eben *falsch* aufgebaut! Aber die Frage, die Sie damit angeschnitten haben, eignet sich vorzüglich für eine Besprechung innerhalb einer Expertenkommission. Ich für meine Person muß gestehen, daß ich es lieber sehen würde, wenn Handelsfragen in einem anderen Milieu erörtert würden...“

M. Delamotte (gestikulierend): „Messieurs, mein Land sieht die chinesische Angelegenheit *nicht* in erster Linie vom Standpunkt des Handels aus an. Denken Sie doch an das Prestige der großen weißen Nationen! Denken Sie doch an die schwindende Gloire unserer Völker hier in Ostasien! Was soll denn aus unserem Indochina werden, wenn nebenan das Ja-

panische Imperium sitzt? Was soll aus der Kultur in Asien werden, die wir dorthin gebracht haben? Ich sehe schon, wie eines Tages ganz Indochina, auch Siam, unhaltbar sein wird! Wo soll das enden, wenn *jeder* ungestraft erobern und in Besitz nehmen kann? War das nicht bis vor kurzem noch das Privileg unserer großen Nationen? Messieurs, denken Sie an die Mission des Westens! Denken Sie an den untergehenden Stern unserer Vorherrschaft!“

General Long (zu Mr. Dickins flüsternd): „Unser französischer Freund scheint immer noch nicht begriffen zu haben, worum es eigentlich geht! Was sind diese Frenchmen doch für komische Leute! Reden von Prestige und vermischen sich im gleichen Atemzug mit Negern und Malaien! Haben Sie da Worte für?“ (Dann laut): „Unser französischer Freund hat mir ganz aus dem Herzen gesprochen. Wir alle sind uns klar darüber, daß etwas geschehen muß, um Ruhe und Ordnung in diesem Teil der Welt wiederherzustellen. Es scheint mir aber doch, daß die Tatsachen lauter sprechen als die Stimme eines prestigevollen Ehrgeizes. Was bliebe uns von unserem Prestige übrig, wenn wir den Kopf in den Sand stecken und so tun, als liefen die Chinesen noch immer als freie, bezopfte Menschen herum? Müssen wir nicht berücksichtigen, daß Japan tatsächlich *auch* viel für die Zivilisation in China tun kann? Kann Japan – ich hätte besser sagen sollen: *wird* Japan nicht auch *uns* einen Dienst erweisen, indem es 500 Millionen Chinesen immer steigendes Interesse an den Produkten unserer Zivilisation einflößt? Ich bin davon überzeugt, daß Japan unsere Mitarbeit gebrauchen kann. Ich bin aber auch davon überzeugt, daß Japan weiß, was ihm diese Mitarbeit wert ist.“

General Okayama: „Meine Herren, wir streifen jetzt sehr das kommerzielle Gebiet. Sie, General Long, scheinen darauf auszugehen: China gegen Philippinen? Sie wollen aus Ihrer stillschweigenden Anerkennung unserer Vormacht in China einen Kuhhandel machen? Wollen von uns die Philippinen garantiert erhalten? Da werden Sie lange warten, Sir!

Japan garantiert in seinem eigenen Lebensraum keine fremden Interessen, sondern nur seine eigenen! Sie, General Long, und Ihr Volk werden niemals in der Lage sein, den Stand der Dinge in China irgendwie zu ändern! Sie können von Japan nicht erwarten, daß es mitten im asiatischen Raum sogenannte „amerikanische Interessen“ garantiert. Wenn Sie wünschen, am Aufbau der chinesischen Wirtschaft mitzuarbeiten, so bin ich gern bereit, diesen Ihren Wunsch an meine Regierung weiterzuleiten. Das hat aber mit der Frage der Zukunft der Philippinen nicht das geringste zu tun! Ich lehne jede Verquickung ab! Bedenken Sie, General Long: Sie haben selbst gesagt, daß Ihr Land die philippinischen Produkte nicht braucht. Alle Welt weiß das. *Aber Japan braucht sie!* Überlegen Sie doch: ewig können Sie die Philippinen nicht halten, das wissen Sie so gut wie ich. Wir haben China total in Besitz. Darüber ist nicht zu reden. *Sie* aber haben die Philippinen total in Besitz. Darüber ist auch nicht zu streiten. Wir aber behalten China auf ewig, während Sie aus den Philippinen heraus müssen, früher oder später. Sehen Sie das ein? Ausgezeichnet! Dann mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Japan erklärt sich bereit, dem amerikanischen Handel gewisse Erleichterungen beim Aufbau der chinesischen Wirtschaft zu geben; dem amerikanischen Handel zu gestatten, sich – unter unbestrittener japanischer Kontrolle – an der chinesischen Wirtschaft zu beteiligen. Dafür tritt Amerika die Philippinen an Japan ohne jede rechtmäßige Beschränkung ab. Das wollte ich Ihnen sagen. Und es ist mein letztes Wort.“

General Long: „Ihr letztes, Sir? Das ist bedauerlich, denn über das, was Sie eben gesagt haben, ließe sich eine ganze Menge reden . . .“

General Okayama: „So habe ich das nicht gemeint. Ich habe damit sagen wollen, daß dies das äußerste Entgegenkommen ist, das die japanische Regierung zu bringen bereit ist.“

Sr. Manzanares: „Mir scheint, General Long, daß dieser

- Vorschlag des ehrenwerten Herrn japanischen Vertreters durchaus der Beachtung wert erscheint.“
- General Long: „Well, Sir, besonders wohl dann, wenn die Regierung von Ecuador bereit ist, den Besitz der Galápagos-Inseln auf die Vereinigten Staaten zu übertragen?“
- Sr. Manzanares: „Davon habe ich nichts gesagt, Señor. Wir sprechen hier über die Philippinen, nicht über die Galápagos.“
- General Long: „Nein, das eine schließt aber das andere nicht aus, scheint mir.“
- Sr. Manzanares: „Señor, ich bin nicht hierhergekommen, um mit Ihnen über einen integralen Bestandteil der ecuadorianischen Republik zu sprechen, sondern um den Vorsitz dieser Konferenz zu übernehmen, die sich ausschließlich mit pazifischen Dingen zu beschäftigen hat. So lautet der Hauptpunkt der Tagesordnung.“
- General Long: „Well, bilden denn die Galápagos-Inseln nicht auch einen Teil des Pazifik? Ich war dahin informiert, daß sie im Pazifik lägen?“
- Sr. Manzanares: „Sie liegen darin, Señor, und sie werden noch weiter darin liegen, darauf können Sie sich verlassen! Ich lehne an dieser Stelle jede Diskussion über die Inselgruppe der Galápagos ab.“
- General Long: „*An dieser Stelle?* Das befriedigt mich sehr. Ich werde mich freuen, meiner Regierung davon Mitteilung machen zu können, daß Sie, Herr Präsident, *an dieser Stelle* nicht über die Galápagos-Frage unterhandeln wollen. Ich danke Ihnen sehr.“
- General Okayama: „Ist der Herr amerikanische Delegierte mit seinem südamerikanischen Kollegen inzwischen fertig? Dann bitte ich zu meinem Vorschlag Stellung zu nehmen, der wohl wichtiger ist als die Frage der Galápagos.“
- General Long: „Sir, nichts ist hier wichtig und unwichtig. Wenn Sie von der ‚Abtretung der Philippinen‘ sprechen, dann wird mir doch wohl die Möglichkeit offenstehen, mich anderwärts nach Kompensationen umzusehen?“

General Okayama: „Ich will Sie nicht hindern, General, zu tun, was Sie für richtig halten, um zu einer Verständigung zu gelangen . . .“

General Long: „Well, von einer ‚Abtretung‘ der Philippinen an Japan kann natürlich nicht die Rede sein, General Okayama. Bedenken Sie die Zusammensetzung der Bevölkerung! Es sind immerhin 13 Millionen Menschen, nicht nur Filipinos, sondern auch fast 12000 Weiße . . .“

General Okayama: „Wir werden deren Rechte respektieren . . .“

General Long: „Gewiß werden Sie das. Aber bedenken Sie die Einstellung der eingeborenen Bevölkerung! Viele davon sprechen spanisch, gehören der katholischen Konfession an, sind an die weiße Herrschaft gewöhnt . . .“

General Okayama: „Alles Dinge, mit denen Japan fertig wird. Machen Sie sich darüber keine Sorgen, General Long! Japan achtet und schützt fremde Religionen. Müssen wir das nicht auch gerade in China tun, wo mehr als 20 Millionen Mohammedaner und über 3 Millionen Christen leben? Seien Sie versichert, daß Japan sich an solchen Dingen nicht stößt. Aber es ist ja letzten Endes ganz gleichgültig, ob Sie eine ‚Abtretung‘ vornehmen oder lediglich Ihr ‚Desinteressement‘ erklären. Japan würde es genügen, wenn die Vereinigten Staaten, der Australische Bund und Frankreich sich an den Philippinen desinteressieren und eine Besetzung der Inseln durch Japan nicht als *Casus belli* auffassen würden . . .“

General Long: „Ich glaube auch, daß Ihnen das völlig genügen würde. Aber wie stehen meine ehrenwerten Freunde aus Australien, Neuseeland und Indochina zu der Sache?“

Mr. Hepburn: „Der australische Commonwealth könnte einer Besetzung der Philippinen durch Japan *nicht* untätig zusehen. Australien müßte einer solchen Besetzung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln widersprechen. Australien betrachtet die Philippinen als *nicht* im japanischen Interessenbereich liegend.“

General Okayama: „Waren Sie es nicht, Mr. Hepburn, der vorhin erklärte, man müsse alles das in den Vordergrund rücken, was uns alle verbindet? Nun, ich stehe auf dem Standpunkt, daß die *japanischen* Philippinen mein Land dem Ihrigen nur noch näher bringen!“

Mr. Hepburn: „Ja, ja, aber gerade Ihre unmittelbare Nähe, Sir, ist ein Ding, über das man verschiedener Ansicht sein kann.“

General Okayama: „Oh, wirklich? Was wollen Sie damit sagen, Herr?“

Mr. Hepburn: „Ich will Sie gewiß nicht beleidigen, General, aber nehmen Sie es mir nicht übel: man nennt Sie bei uns den Tiger, und die unmittelbare Nachbarschaft eines Tigers ist doch manchmal unangenehm. Das wollte ich damit sagen. Ein Tiger hat manchmal eine so unberechenbare Art, seinen Hunger zu stillen.“

General Okayama: „Das ist es also, wie? Unser Hunger?! Zum Teufel, wer hat denn unseren Hunger großgezüchtet und stets verhindert, daß wir uns einmal sattessen konnten? Sie, Mister Hepburn, und Ihresgleichen! Sie reden schwülstige Phrasen von Verständigung, Sie reden davon, daß man das Trennende vergessen soll. Aber in dem Augenblick, wo Sie eine trennende Schranke zwischen Japan und Ihrem Lande beseitigen sollen, verweigern Sie Ihre Zustimmung! Das ist Ihre Theorie und Ihre Praxis! Japan kennt Ihre Ausreden und gerade weil es sie kennt, hat es zum Schwert gegriffen und sich sein Recht *geholt*! Sie, Mr. Hepburn, brauchen einen ganzen, riesigen Kontinent für Ihre paar Millionen Menschen, wir aber, mein Herr, müssen uns jeden Quadratmeter Boden mit dem Schwert in der Faust erkämpfen! *Das* ist der Unterschied! Bleiben Sie meinetwegen auf Ihrem leeren Kontinent sitzen, Sie dürften vielleicht beobachtet haben, daß Japan sich inzwischen einen *vollen* erobert hat! Pochen Sie weiter auf Ihre vermeintlichen Rechte, dann nehmen Sie es Japan aber nicht übel, wenn es die seinen wahr! Wenn Sie die Besetzung der

Philippinen durch Japan als *Casus belli* betrachten, dann können Sie diesen Krieg haben! Glauben Sie aber, daß Sie in einem solchen Krieg große Chancen hätten? Ich glaube, darüber sind selbst Sie sich im klaren, daß ein solcher Krieg nichts anderes sein würde als ein ziemlich einseitiges Abschlachten! Und *wer* abgeschlachtet wird, ist Ihnen wohl auch klar. Japan bietet Frieden, aber einen Frieden, der für es erträglich ist. Merken Sie sich das!“

M. Delamotte: „Frankreich ist an den Philippinen nur indirekt interessiert und trotzdem würde mein Land es nicht gern sehen, wenn Japan diese Inseln besetzte. Auf der anderen Seite ist das Wort ‚Krieg‘ ein sehr harter Ausdruck für den Unwillen, mit dem Frankreich diesem Vorgang zusehen würde. Sie, General Okayama, werden verstehen, daß sich mein Land, bevor es in dieser Frage eine definitive Erklärung abgibt, erst mit England ins Benehmen setzen muß.“

General Okayama: „Setzen Sie sich ruhig mit Ihrem Freund ins Benehmen, Herr, ich habe nichts dagegen. Ich bin es aber satt, immer gegen eine Einheitsfront der reichen Nationen anzuprallen. Sie haben doch begriffen, daß Amerika die Philippinen nicht *ad infinitum* behalten will und kann, nicht wahr? Nun, dann ist es Ihre Sache, sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten darüber klar zu werden, was Sie tun wollen. Einen Widerspruch Australiens nehme ich zur Kenntnis, erkenne ihn aber durchaus nicht an. Gerade Australien hat das wenigste Recht, anderen Nationen, die sich an die Sonne drängen, Vorschriften zu machen. Aber vielleicht orientiert sich der Herr australische Delegierte doch vorher noch einmal in London, bevor er mir den Fehdehandschuh hinwirft?“

Sr. Manzanares: „Ich habe den Eindruck, daß die Interessen der einzelnen Konferenzteilnehmer doch zu weit auseinandergehen, als daß eine Lösung innerhalb dieser Konferenz erreichbar erschiene. Ich schlage deshalb vor, daß die einzelnen Regierungen dieserhalb direkt miteinander in Verbindung treten,

um jede mögliche Ursache einer kriegerischen Auseinandersetzung im Stillen Ozean zu vermeiden.“

General Okayama: „Und ich habe den Eindruck, daß jede Erörterung am runden Tisch solange zwecklos ist, als bei verschiedenen der pazifischen Anrainer der Eindruck besteht, Japan sei hier nur geduldet. Lassen Sie sich gesagt sein, Mr. Hepburn und M. Delamotte, wahrscheinlich auch Mr. Dickins, daß Japan sich durchaus nicht geduldet hier vorkommt! Durchaus nicht! Japan war hier, als Sie in Europa noch nicht einmal Nation waren! Warum zwingen Sie mich dazu, Ihnen das zu sagen? Sie sagen, wir wären ein Tiger. Ich aber sage Ihnen, wir sind *nur dann ein Tiger, wenn wir einen Feind niederschlagen gezwungen sind! Nur dann!* Werden Sie sich das merken? Nein, Sie werden fortfahren, Japan zu diffamieren, es in den Augen Ihrer Völker und der ganzen Welt herabzusetzen! Sie werden vermutlich auch fortfahren, Japan nach Möglichkeit weiter einzuengen und einzupressen, in seinem *eigenen Raum, in den Sie erst hineingekommen sind, als Japan bereits ein Jahrtausend seiner pazifischen Existenz hinter sich hatte! Da erst kamen Sie!!* Und jetzt schreiben Sie Japan vor, was ihm zukommt! Begreifen Sie denn nicht die ganze Arroganz ihres Spiels? Begreifen Sie nicht, wie unlogisch Sie sind? Und wie borniert?“

Sr. Manzanares: „Mäßigen Sie sich, General Okayama! Wir sind hier, um zu verhandeln, nicht um zu verurteilen!“

General Okayama: „Zum Teufel mit Ihrem Verhandeln! Sie haben Japan so oft um die Früchte seiner Siege gebracht! *Einmal zu oft*, ehrenwerte Gentlemen! Einmal zu oft! Die Kwantung-Halbinsel haben Sie uns entrissen, Tsingtau. Oh, wenn ich daran denke! Sie haben uns in einen Krieg gegen Deutschland hineingelockt, haben uns versprochen, dafür Schantung zu geben. Und als wir es mit unserem Blut erobert hatten, da ruhten Sie nicht eher, als bis wir es wieder räumten! Sie runzelten die Stirn, drohten mit Ihrem Unwillen: und Japan parierte. Aber, meine

Herrn Delegierten, das war das *alte* Japan, das heute nicht mehr existiert! Heute können Sie Ihre Stirn runzeln, soviel Sie wollen, Sie können so lange mit Ihrem Unwillen drohen, wie Sie mögen: das *erwachte* Japan wird sich dadurch nicht mehr einschüchtern lassen! Das gebe ich Ihnen mit auf den Weg! Das ist vielleicht die praktischste Nutzenwendung, die Sie aus dieser Konferenz mit nach Hause nehmen: daß Japan heute weiß, was es will. Kommen Sie mir nicht mit Ihren ‚wohlerworbene[n] Interessen‘! Es gibt keine älteren und wohlerworbene[n] Interessen als die japanischen, sowohl im westlichen Pazifik wie in Asien. Sie mögen sich tausendmal an Ihre Philippinen, an Ihr Guam und an Ihre Handelsinteressen in China klammern: ich sage Ihnen, daß Sie, *wenn Sie Frieden wollen*, mit Japan zu verhandeln haben! Und bei diesen Verhandlungen sitzt das Größere Japan mit an Ihrem Tisch, aber kein Japan mehr, das sich freundlich lächelnd Ihre Beschimpfungen anhört!“

General Long: „Well, Sir, Ihre Rede hat ihren Eindruck auf mich nicht verfehlt. Es wird mir eine Freude sein, meiner Regierung darüber berichten zu können.“

Mr. Hepburn: „Ich lege Wert darauf festzustellen, daß es mir durchaus fernlag, den ehrenwerten Herrn japanischen Delegierten oder sein großes Vaterland zu beleidigen. Nichts lag mir ferner als das. Ich bin auch überzeugt, daß sich Mittel und Wege finden werden, um zwischen den vielfältigen Interessen der verschiedenen Nationen einen billigen Ausgleich herbeizuführen. Nichts würde meine Regierung lebhafter begrüßen als ein zufriedenes, sichergestelltes und am allgemeinen Frieden der Welt mitarbeitendes Japan.“

Mr. Dickins: „Auch ich kann nur die Erklärung abgeben, daß meine Regierung an einer allgemeinen Befriedungsaktion aktiv mitzuarbeiten bereit ist. Ich habe sicherlich wertvolle Anregungen auf dieser Konferenz erhalten, über die ich sehr sorgfältig nachdenken werde.“

Sr. Manzanares: „Dann, Caballeros, bleibt uns wohl im Augenblick nichts anderes zu tun als zu überlegen, wie die Wege, die sich hier als gangbar herausgestellt haben, weiter beschritten werden können. Opfer werden wir alle bringen müssen. Die einen werden ihre Forderungen ermäßigen, die anderen an der Erfüllung der gerechten Forderungen mitarbeiten müssen.“

General Long: „Ja, mein lieber Präsident, die Schwierigkeit dabei ist nur, welche Forderungen alle Parteien als ‚gerecht‘ ansehen, nicht wahr? *Noch* aber stehen alle Türen offen; *noch* bietet der Pazifik genügend Möglichkeiten, das Äußerste zu vermeiden, denke ich. Aber ich glaube auch, daß der Rahmen einer round-table-Konferenz das denkbar ungeeignetste Feld ist, auf dem solche Streitfragen befriedigend geregelt werden könnten. Mir scheint vielmehr, daß direkte Besprechungen von Regierung zu Regierung der geeignetere Weg sind, um Klarheit zu gewinnen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, General Okayama?“

General Okayama: „Ich habe bereits gesagt, daß Japan bisher auf allen Konferenzen, die es besuchte, schlecht abgeschnitten hat, einschließlich der Flottenkonferenz in Ihrer Hauptstadt, General Long! Ich würde deshalb einen direkten Meinungs austausch unter den interessierten Ländern dem ominösen round-table vorziehen!“

Sr. Manzanares: „Dann hätte diese Konferenz ja *ein* positives Ergebnis gezeitigt, nämlich das folgende: Alle anwesenden Delegierten sind sich vollkommen darin einig, daß die bestehenden Schwierigkeiten durch direkten Meinungs austausch von Regierung zu Regierung überwunden werden sollen. Alle anwesenden Delegierten sind sich ferner darin einig, daß keinerlei Differenzen bestehen, die nicht mit friedlichen Mitteln bereinigt werden *könnten*. Das ist immerhin *ein* Ergebnis, wenn auch kein übertrieben bedeutendes. Und mit dieser Feststellung, meine Herren Delegierten, schließe ich die Konferenz von Soerabaja. Ich wünsche Ihnen eine gute Heimfahrt!“

Es ist nur eine Parodie. Und doch ist sie ein Reflex der Wirklichkeit. Überall in der Welt redet man von Krieg, überall aber auch von unabdingbaren Rechten. Der round-table wird diese Rechte sicherlich *nicht* durchzusetzen vermögen, aber auch der Krieg vielleicht nicht. Der Weg liegt, wie fast überall, in der Mitte — auch im Pazifik.

#### Die friedliche Küste

*Lima, Peru*

Im Grand Hotel Bolívar ist Tanztee. Sehr mondän und sehr international. Die eleganten Frauen dieser heiteren Stadt geben das Rondo zu einem Milieu des Friedens, der Lebenslust, des sonnen-durchfluteten Südens. Hier schwebt unsichtbar Carmen, die Leidenschaft Andalusiens, gemildert durch den Einfluß Amerikas. Asien scheint hier unendlich weit entfernt zu sein, durch Welten von diesem Südamerika getrennt, das von den Erschütterungen des Pazifik so gut wie nichts verspürt.

Die Musik spielt einen paso doble. Die „band“ ist ganz amerikanisch, ebenso amerikanisch wie das Lippenrot der Damen, der Douglas-Fairbanks-Schnurrbart der Herren, der ganze Ton der Konversation. Diese Stadt, dieses Land Peru und der ganze südamerikanische Kontinent scheinen eine Insel des Friedens zu sein, eine Insel mitten im brandenden Meer der politischen Turbulenz. Gewiß, ab und zu sind Revolutionen hier, aber wie harmlos, wie kinderspielzeugartig sind sie doch im Vergleich zu jenem gewaltigen asiatischen Ringen um die neue Idee und die neue Macht! Auch hier kämpfen Rivalitäten miteinander, Interessengegensätze, politische und soziale Ambitionen. Denn Südamerika hat seine soziale Skala von Europa geerbt. Die Besitzenden und die Entrech-

teten: sie entsprechen dem alten europäischen Vorbild. Was man hier im Bolívar tanzen sieht, flirten und leichte Konversation machen, das ist die *crème de la société*, das sind dieselben Leute, die auch in Schanghai und Tientsin, Batavia und Manila den Ton angeben. Hier in Lima regiert die Sonne. Sonne heißt auf spanisch „sol“, und so heißt auch die Landeswährung. Wer hier viel „Sonne“ hat, genießt das Leben, genau so wie der, der genügend Dollars, Taels oder Yüan hat, um sich das Dasein anderwärts erträglich zu machen.

Lima! Das ist ein Begriff für den Frieden dieses ganzen großen Kontinents. Asien hat seinen Dschingis Chan, Nordamerika seinen Washington und Südamerika seinen Bolívar gehabt. Es sind heute noch diese Großen, die ihren Kontinenten das Gepräge geben. Daran ändert nichts die Tatsache, daß Dschingis Chan heute japanisch ist, George Washington im Museum steht und das Einigungswerk Simón Bolívars zerfallen scheint. Ihr Geist aber lebt noch. Vielleicht weniger in den Regierungsbüros als in der Seele ihrer Völker. Lima ist typisches Südamerika. Typisch in seiner heiteren Ruhe, seiner Gelassenheit, seiner Rassenindolenz. Hier ist alles leicht, scheint sogar alles ungefährlich. Drüben, in Asien, herrscht die Schwere, die Sorge, das Kämpfen um ein bißchen Sonne. Hier ist Sonne im Überfluß, Heiterkeit des Lebens, Nonchalance selbst im Alltag. Das ist alles nicht kopierbar, das gehört zu diesem Kontinent des Unfertigen, wo doch alles vorhanden ist, was der Mensch zu seiner Glückseligkeit braucht. Nicht einmal eine Vormacht hat dieser glückliche Kontinent, keinen Staat, der die absolute Herrschaft über die anderen anstrebte. Jawohl, es gibt riesengroße und ganz kleine Staaten hier, aber die Natur hat dafür gesorgt, daß die Riesengröße auf der

einen, die Winzigkeit auf der anderen Seite sich gegenseitig neutralisieren, aufheben, sozusagen. Brasilien ist ebensowenig *die* Vormacht hier wie Argentinien. Das sind zwar wirtschaftsstarke Staaten, gute, sogar zum Teil ausgezeichnete Organisationen der staatlichen Gemeinschaft, und doch fehlt ihnen die Dynamik der Größe. Man verwechselt Größe nicht mit weitem Raum, mit Expansion oder dem Drang nach äußerer Herrschaftsausübung, denn dann müßte ja in erster Linie die nordamerikanische Union solche Größe besitzen. Aber Größe ist nur da, wo eine *Idee* sie formt. Sie kann in der Seele kleiner Staaten wohnen und den großen doch völlig mangeln. Diese Größe ist in Südamerika nicht zu Hause, dazu ist hier alles zu leicht, zu schnell und mühelos erreichbar. Größe muß kämpfen, muß Ecken abschleifen und Widerstände überwinden. Aber hier, in Lima, in Peru, in ganz Südamerika fehlen diese Ecken, fehlen diese Widerstände. *Es ist eben alles da!*

Das ist es, was diesen Kontinent von allen anderen des Pazifik auszeichnet: es ist alles da. Menschen, ein vielfältiges, je nach Bedarf heißes, laues oder kaltes Klima, ein enorm reicher, rohstoffsprießender Boden, eine berauschende Landschaft, Raum in Hülle und Fülle und selbst Menschen, die nicht nur für die Vorzüge der Zivilisation, sondern auch für die Tiefen der Kultur empfänglich sind. Dieses Südamerika wurde eigentlich gar nicht „gemacht“, entstand nicht im immerwährenden Wechsel schmerzhafter Reibungen und fühlbarer Bedrohungen: es war einfach da. Als Simón Bolívar seinen Einigungsfeldzug führte, fand er den Boden geebnet, fand nur Widerstände, die der Engländer mit „pitty“ bezeichnet. So war der Schlachtruf Bolívars mehr als ein Einigungsruf an die süd-

amerikanischen Menschen, es war ihre Erweckung aus dem Hades des Feudalismus. Vordem hatte es geheißt: „Viva el Rey!“, jetzt hieß es: „Viva la Libertad!“ Das war die Wandlung dieses Kontinents aus dem Fegefeuer des Absolutismus in die Sonne der Moderne. Grenzen bildeten sich und wurden wieder verwischt; manchmal waren sie Eintagsblüten, manchmal das Produkt drakonischen Cäsarismus, immer aber der Ausfluß einer völkischen Lebensbejahung, die ganz anders aussieht wie das asiatische „Spiel um Grenzen“. Die Grenze ist in Südamerika Symbol, ist schon fast Fetisch. Um sie konzentrieren sich die Energien der Völker hier. Die Grenze ist souverän und die Völker ziehen in den Krieg, um sie zu schützen. Das ist ganz wie in Europa, ganz wie in aller Welt. Nur in Asien ist es nicht so. In Asien ist die Grenze nichts. Niemand in China weiß, wo die Grenzen des eigenen Landes verlaufen, niemand weiß etwas darüber zu sagen, ob Hsinking chinesisch, russisch oder „selbständig“ ist, niemand kennt die staatsrechtliche Struktur Ostturkestans, das zwar auf den Landkarten gelb ist, aber mehr nach Samarkand blickt als nach Nanking. Das ist in Südamerika nicht möglich, ist sogar unvorstellbar, weil hier die Grenze sich mit dem Prestige eines hochgezüchteten Nationalstolzes identifiziert.

Amerika und Europa werden durch den Atlantik verbunden, werden fast zu einer Einheit verschmolzen, gehen leicht ineinander über. Die Wellen des Ozeans trennen hier nicht, sondern sie schaffen Gemeinsamkeiten, schaffen einen fast einheitlichen Kulturgeist, formen einen sich ergänzenden Wirtschaftsrahmen, formen überhaupt ein verwandtes Leben. Asien und Amerika aber? Sie liegen himmelweit auseinander nicht nur in Seemeilen, sondern auch in der Ethik, in der voll-

kommenen Fremdartigkeit aller Daseinsformen, in der Unverständlichkeit der geschichtlichen Evolution. Asien und Südamerika sind so völlig einander unverwandt, daß es kein Zufall und auch keine bemerkenswerte Erscheinung ist, daß Südamerika zwar formell in seinem westlichen Teil dem pazifischen Raum angehört, aber auch dies *nur* geographisch. Der Pazifik ist Südamerikas sicherste und unbestrittenste Grenze, die nie umkämpft worden ist und zu werden braucht. Nicht ein Jota von Kraft hat dieser Kontinent aus dem pazifischen Raum gewonnen, alles dagegen aus dem atlantischen Energiezentrum, das man Europa nennt. Und weil es so ist, weil Südamerika seinen Rücken dem Pazifik zudreht, mit dem Leben dort nichts zu tun hat, mutet es uns so europäisch-andalusisch an, finden wir in seiner Kultur einen Niederschlag unserer eigenen. Südamerika ist mit tausend dicken Seilen an Europa gekettet, aber kaum mit einem hauchdünnen Faden an Asien.

Der paso doble ist beendet. Die Paare kommen zu ihren Tischen zurück. Kein Herr tanzt hier mit einer fremden Dame, das ist ein ungeschriebenes Gesetz in diesem Kontinent, wo man die Frau mit allen Finessen einer chevaleresken Romantik umwirbt und verehrt. Auch darin ist Asien anders. Da ist die Frau Dienerin des Mannes, daran hat auch die krasseste Emanzipierung nichts geändert. In Asien herrscht der Mann bis zur Diktatur, das ist in Tokio nicht anders als im kümmerlichsten Dorf in Kiangsi. Selbst die „entgegenkommenden Damen“ in den südamerikanischen Vergnügungskarrees werden noch ritterlich angehaucht, oft sogar noch in Liedern besungen. Der Gaucho in der Pampa und der Bergarbeiter in Potosí freuen sich auf ihren sábado, wo sie mit ihrer nicht immer ganz tugendhaften „carísima“ zusammen sein werden.

Und diese carísimas werden angehimmelt, man bewundert die elegante Leichtigkeit, mit der sie ihren Bolero tanzen, die Grandezza, mit der sie abends auf dem Paseo herumpromenieren. Das ist das alte, traditionelle Spanien, gekreuzt mit amerikanischer Verve. Das ist ebenso unnachahmlich wie die Sonne, die hier scheint. Und doch ist es dieselbe Sonne, die auch Asiens Steppen bescheint. Sollte man es glauben?

Südamerika ist der ruhende Pol des Pazifik, friedlich, unbekümmert, sorglos und zufrieden. Die verzehrenden Feuer Asiens dringen ja nicht bis hierher an diese „friedliche Küste“, die einen Kontinent des Reichtums sorgfältig verbirgt. Und als habe die Natur dies so gewollt: hinter dieser Küste steigt ein riesenhoher Bergwall empor und verbirgt vollends, was dahinterliegt, riegelt die südamerikanische Welt sorgsam und restlos von dem „Meer der Sorgen“, vom Pazifik ab. Könnte man sich ein besseres Zusammenspiel denken, als wir es hier finden, ein Zusammenspiel zwischen der souveränen Natur und ihren Vasallen, den Menschen? In Asien dagegen ist die Natur nicht souverän, beherrscht den Menschen nicht in demselben Maße wie hier. In Japan toben die Vulkane: und trotzdem hängt das Volk der Japaner mit einer Liebe und Anhänglichkeit an seinen engen, stets vom Untergang bedrohten Inseln, die rührend und gleichzeitig bewundernswert anmutet. In China vernichten die Riesenströme Hunderttausende von Menschenleben, Hunderttausende von Existenzen: und trotzdem sind diese Ströme das Herz des Landes, das Zentrum allen Lebens. In Sibirien herrscht die eisige Tundra, herrscht menschenfeindlich der Kältepol der Erde: und trotzdem reißen dort die Menschen Reichtum aus dem erstarrten Boden. Asien! Unnahbarer Kontinent der unglaublichsten,

feindseligsten Gegensätze! Kontinent der Erbar-  
mungslosigkeit, der Geheimnisfülle und der Tragik!

In Asien kämpfen die Menschen nicht nur um Sonne, sie kämpfen überhaupt um einen Daseinszweck, um einen *Sinn*, einen *Inhalt*. Und dieser erbarmungslose, zähe Kampf kennt keine Grenzen, weder staatspolitische noch ethnologische: der diametrale Gegensatz zu dem grenzgebundenen Südamerika, dem Kontinent der klassischen Grenzkomensationen. Gerade jetzt wieder streiten sich vier Staaten hier um ihre Grenzen: Ecuador mit Peru, Bolivia mit Paraguay. Und in beiden Fällen steht hinter dem Konflikt das große, überwältigende Nordamerika, das dem Südkontinent jetzt wieder seine „große Liebe“ schenkt. In Lima erzählte man sich, daß die Vereinigten Staaten Absichten auf die Galápagos-Inseln hätten, die zu Ecuador gehören. Wenn sie die Inseln haben wollten, müßten sie Ecuador auf dem Festland Kompensationen geben, und das ginge nur auf Kosten Perus, denn Kolumbien war ja bereits vor 36 Jahren um seine Provinz Panamá geschröpft worden. Peru sollte also jetzt Gebietsteile am Amazonas an Ecuador herausrücken, wogegen es sich beharrlich und mit Waffengewalt sträubte. Und der andere Konflikt, den die Welt unter dem Namen „Chaco-Krieg“ kennt? Auch da schickten die Vereinigten Staaten zwei unabhängige südamerikanische Völker gegeneinander in den Krieg, um ihre Ölinteressen vorzutreiben. Das sind nur Beispiele für die enorme Gegensätzlichkeit zwischen Asien und Südamerika, jenem Asien, das Mammutkriege führt, um eine neue Idee vorwärtszutragen, und jenem Südamerika, das sich vom Norden aus in einen dagegen winzig erscheinenden Separatismus hineinlancieren läßt. Überhaupt ist dieser Kontinent das klassische Anwendungsgebiet der nord-

amerikanischen Formel: divide et impera. Sie zerreiben sich in kleinlichen, blutigen Grenzkriegen, diese Südamerikaner, und sehen nicht, wie im Hintergrund der lachende Dritte steht, der im Dunklen seine Fäden zieht: das anonyme Großkapital von Wallstreet.

Hat Amerika das gleiche Spiel nicht auch in Asien versucht, als es die Hawaiiis, die Philippinen, die Handelsherrschaft in China an sich riß, als es versuchte, Japan in die Reihe seiner Handelsheloten zu zwingen? Was Kommodore Perry in Japan tat, ist doch nichts anderes als die militärische Parallele zu dem Vorgehen der Standard Oil und der American Smelting in Südamerika: Niederzwingen des Schwächeren mit den Mitteln der Opportunität. Und trotz allem: Südamerika hat bis heute seinen Reichtum nur angekratzt, leidet unter der Herrschaft des Nordens nur scheinbar. Der Reichtum dieses Kontinents ist eben *noch* zu groß, als daß er sich in einem Jahrhundert erschöpfen ließe. Deshalb lebt man heute hier gut, sogar ausgezeichnet, sieht nur sehr wenig Elend und dann auch nur das Elend der eingeborenen Indianer, die ja nur noch eine Gastrolle von begrenzter Dauer geben. Der weiße Herr setzt sich immer mehr durch: er beherrscht die Küsten, den Handel, die gesamte Produktion, ist Meister und Träger der Zivilisation, stellt die dünne Kulturschicht, die es hier gibt, und ist, last but not least, Beherrscher der Politik. Aber diese Politik neutralisiert sich, hebt sich selbst auf, denn die Interessen dieses Kontinents gehen nach innen, nicht nach außen, sind nicht, wie die nordamerikanischen, expansiv im Grundton. Das ist der Unterschied zwischen Nord und Süd — wenigstens *noch*. Es mag sein — obwohl es äußerst zweifelhaft erscheint —, daß auch das argentinische Kapital

eines Tages den Weg in die Welt antreten wird, wenn erst die Industrialisierung des Landes, die heute noch in den Anfängen steckt, im wesentlichen abgeschlossen sein wird. Aber das werden — vielleicht — erst kommende Generationen erleben, die aber dann auf eine andere Welt stoßen werden, die sich der Kapitaldiktatur nicht mehr beugt.

Lima ist typisch für Südamerika, darum kann man diesen Erdteil gerade hier am schnellsten erfassen. Lima hat die älteste Kulturstätte südlich des Isthmus, eine 400 Jahre alte Universität, noch von Pizarro begründet. Lima ist quasi das Bildungszentrum des weiten südamerikanischen Raumes, zwar in heftiger Konkurrenz mit Bogotá und Quito, diese aber doch in mehr als einer Hinsicht in den Schatten stellend. Otto Nordenskjöld<sup>1)</sup> faßt seine Eindrücke über diese Stadt in folgenden Worten zusammen: „An keinem Platz Südamerikas habe ich ein so starkes Gefühl echt südamerikanischen Wesens empfangen wie in dieser Stadt mit ihrer für einen Europäer so wundersam fremden Umgebung, mit ihrem reichpulsierenden Leben unter den Erinnerungen alter Kultur und mit ihrer Bevölkerung, wo der indianische Einschlag in den altspanischen Typen sich in klarer Weise geltend macht.“ — Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als Lima und Hsinking oder Lima und Osaka. Hsinking ist das japanisierte Indianapolis, eine Stadt von morgen, die in ihren opulenten Stadtplan noch erst hineinwachsen muß. Dort ist alles auf die Zukunft berechnet, auf eine Zukunft, die mit absoluter Gewißheit kommen wird. Dort ist alles, was von staatspolitischer Wichtigkeit ist, erstaunlich jung, erst von gestern, ist „Japan-made“, ist der Vorbote eines entstehenden Imperiums. Durch die schnurgeraden, asphaltierten Stra-

<sup>1)</sup> Otto Nordenskjöld, Südamerika. Strecker & Schroeder Verlag.

Ben der mandschurischen Hauptstadt weht bereits dieser Wind von imperialer Größe, von der Macht eines jung-erwachten Volkes. Nichts davon findet man in Lima. Zwar auch Schachbrettstraßen, hübsche Plätze, große Hotels und Bankpaläste, aber das ganze Milieu ist doch selbstzufriedener, gesättigter, weniger draufgängerisch als dort drüben in dem aufgerüttelten Asien. Lima — und mit ihm ganz Südamerika — denkt nicht darüber nach, wie es satt werden kann, denn satt werden sie hier alle, der eine so, der andere so, sondern darüber, wie der Sättigungsprozeß am raffiniertesten ausgestaltet werden kann. Oder, mit anderen Worten: Südamerika, das nicht mehr Einwohner hat als Japan, dabei aber dreißigmal soviel Raum wie dieses, bemüht sich, ohne sich in eine Klausur à la Australien zu begeben, den Lebensstandard seiner 83 Millionen Einwohner dem Reichtum seiner 18 Millionen Quadratkilometer anzupassen. Es will also allmählich in diesen Riesenraum hineinwachsen, will ihn, wenn es geht, ausfüllen, sich mit ihm identifizieren. Wenn es nicht anders geht, mit Hilfe Europas und des Nordkontinents. *Das* ist Südamerikas Ziel auf weite Sicht, also ein Ziel, das für die Welt bei weitem weniger aufregend ist als das japanisch-asiatische, das sich im Rahmen „friedlicher“ Entwicklung kaum erreichen läßt.

Überall in diesem riesigen Lande stößt man gleichzeitig auf die Spuren des Unfertigen und doch Alten, des Brandneuen und doch immer Gemäßigten. Denn dieser Erdteil ist weder fertig noch geht er aus seinen eigenen Grenzen heraus. Wie gesagt: er hat ja alles, warum sollte er in die Welt vorstoßen? Europa und Asien, die Welt überhaupt wird noch lange Zeit vor Südamerika Ruhe haben, wird noch lange Zeit in diesem Kontinent eine wohlthuende Ruhe und eine doch nicht erschlaf-

fende Saturiertheit finden. Es ist kein Zufall, daß gerade hierhin sich die japanischen Einwanderermassen wandten, als man sie im Norden abwies. Es ist auch kein Zufall, daß gerade Südamerika als der „Kontinent der Zukunft“ bezeichnet wird, weder Zufall noch ohne Berechtigung. Dieser Erdteil ist heute noch ein Reservoir für die eingegengte Menschheit und wird es voraussichtlich noch lange sein. Das ist die große Anziehungskraft dieses Kontinents, daß man hier weder zur Klausur hinneigt noch zur gewollten Expansion.

„Die friedliche Küste.“ Wo gibt es heute in der Welt eine Parallele für dieses weltabgewandte Ufer, wo höchstens kleine Intrigen die behagliche Atmosphäre des Sattseins unterbrechen? Dies ist in der Tat die einzige Küste des Stillen Ozeans, wo keine gigantischen Machtpläne sich austoben und das Bild verändern. Und das merkwürdigste daran ist, daß sich daran in absehbarer Zeit nichts ändern wird, denn keiner der Großen hat sein begehliches Auge auf diese Küste geworfen, niemand ist bisher auf den Einfall gekommen, hier plötzlich „alte Interessen“ zu entdecken, die es zu wahren gelte. Ein Kontinent des Friedens, schlummernd und doch wach, erstaunlich wach; groß und doch in manchem so klein, so „pitty“, so unpolitisch und gerade deswegen vielleicht in Dingen des nationalen Stolzes so kompromißlos.

Europa und Asien formen einen *neuen Geist*, formen neue *Ideale*, Amerika aber — nördlich und südlich des Äquators — konserviert die alten Überlieferungen von der Unantastbarkeit des *Individuums*. Ist es nicht merkwürdig? Die ältesten Kontinente wenden sich immer mehr neuen nationalen, ethischen Gedanken zu, die jüngsten Landmassen aber, von denen vor 500 Jahren die kultivierten Völker noch nichts wußten, die damals

noch ein Dasein unbekannter „Wildheit“ führten, sie machen sich zu Konservatoren alter, überlebter, angeschimmelter Individualrechte, die in der Vergötterung des Materialismus ihr höchstes Gut sehen! Sie nennen es „Demokratie“, und doch ist es nichts anderes als die Sanktionierung der individualistischen Schrankenlosigkeit. Auch dieses Südamerika ist schrankenlos, nicht nur räumlich und in seinen Zukunftsaussichten, sondern in der Unbekümmertheit seiner Lebensauffassung. Es ist weniger Flachheit, als vielmehr das genügsame Leben an einer reichen Oberfläche. Der Mensch wird hier nicht gezwungen, kämpferisch zu sein, er ist einfach Ausbeuter eines von der Natur dargebotenen Reichtums. Südamerika zählt darum zu jenen „Besitzenden“, zu jenen Kontinenten und Ländermassen, die weniger nehmen als geben. Es ist ein *spendender Kontinent*, der seinen Menschen einen weiten Rahmen gewährt. Und gerade das ist auch der Grund, warum Südamerika so unpazifisch, so ganz und gar atlantisch-europäisch ist, warum es dem turbulenten „Stillen“ Ozean den Rücken zukehrt, dagegen aus dem atlantischen Bereich seine besten Kräfte zieht.

„Die friedliche Küste.“ Hier findet die Not, der Hunger und der Krieg keinen Resonanzboden, ja, kaum Verständnis. Man ist von alledem, was im Pazifik vor sich geht, ja so weit entfernt, viel weiter als nur einige tausend geographische Meilen. Eine tiefe, unüberbrückbare Kluft trennt diesen Kontinent von dem asiatischen, die nicht nur von den unendlichen Wassern des Ozeans ausgefüllt wird, sondern weit mehr noch von einer grundlegenden Verschiedenartigkeit der ganzen Lebensauffassung. China und Südamerika sind zwar die beiden Hohlräume des Pazifik, aber in den ersten ergoß sich die japanische Raumnot, der ja-

panische Lebenswille, der japanische Riesen hunger. In dieses Südamerika aber ergießt sich nichts. Denn der Norden kennt ja weder Hunger noch Raumnot, kennt nur den Willen zur zinstragenden Expansion. Das ist der Unterschied. Und auch Europa, das eingeengt, sieht in diesem Kontinent kein Vakuum, keinen Gefahrenherd für sich selbst, sondern ein Reservoir der Zukunft. Und das ist die große Chance Südamerikas: es kann allen etwas bieten, und allen dasselbe. China aber bietet der weißen Welt nur gewisse und zudem noch begrenzte Handelsmöglichkeiten, bietet aber Japan *alles*. Und darum *mußte* Japan nach China gehen, darum *mußte* aber auch die Wirksamkeit des Westens in China in Fiasko endigen. Wird die Welt das jemals einsehen?

Wohin man auch in diesem Kontinent kommt, ob nach La Paz, der turmhoch gelegenen Hauptstadt des autoritären Bolivien, ob nach Santiago de Chile, nach Viña del Mar, Montevideo oder Barranquilla, Caracas oder Mar del Plata: überall regiert hier der innige Glaube an die reichtumsschwere Zukunft. Es sind ja nicht nur die Weizenberge, die Viehmillionen, das unschätzbare Edelh Holz, die kaum angekratzten Metallvorkommen der Bergländer, die ungeheure Vielfältigkeit reichtumspendender Pflanzen: das ist nur die materielle Grundlage südamerikanischen Lebens. Mehr noch als alle Quellen dieses Bodens, dieser Natur, sorgt der Nimbus dieses Kontinents für seine leicht verständliche Zufriedenheit: er gibt dem Menschen keine Rätsel auf, sondern liegt offen vor ihm, trotz seiner undurchdringlichen Urwälder, seiner himmelhohen, heute noch kaum betretenen Cordilleren, seiner Riesenströme, deren Ursprung man erst gestern finden konnte. Aber was wichtiger ist als die geographisch einwandfreie Quelle

des Amazonas, das ist die durchaus ungeographische Einheitlichkeit dieses Kontinents in jeder einzelnen seiner Lebensäußerungen. Spanisch ist die Kultur, spanisch die Tradition, spanisch die Regsamkeit der Menschen hier, spanisch die ganze Luft, das ganze Milieu, wo immer man auch sei. Spanisch-heiter und spanisch-stolz der Lebensaspekt, die Gefühle, die Daseinsauffassung, alles. Ein Peruaner sagte mir einmal, sein Land sei eine spanische Konserve in einer amerikanischen Büchse. Und was für Peru gilt, das gilt auch für alle anderen Länder dieses homogenen Erdteils, sogar für Brasilien, das aus dem Nachbarland Spaniens seine Kraft zog. Amerikanisches Iberien! América del Sur nennen sie es hier selbst, Amerika des Südens, das heißt ein Amerika, das durch die iberische Kultur, die iberische Leichtigkeit der Daseinsauffassung und die iberische Beschwingtheit der Ethik weit weniger starr und materialisiert ist als der Yankee-Norden, der nur seine Geschäfte kennt.

Südamerika lächelt auch, aber anders als Japan, überhaupt anders als Asien, wo eine uns kaum begreifliche Geheimnisfülle dahinter verborgen liegt. Südamerika lacht wie ein geborenes Sonnenkind, wie ein kontinental gewordenes Lieblingskind des Schicksals. Japan muß dieses Schicksal ja noch erst zwingen, muß es korrigieren, Südamerika barg es lachend in seinem Schoß. Und deshalb werden Asien und das Amerika des Südens niemals Feinde werden. Deshalb wird aber dieses Amerika sich auch niemals mit dem Pazifik vermählen, sich mit ihm identifizieren oder aus ihm seine Konfliktstoffe ziehen. Dieses glückliche Amerika wird von allen unworden, vom Norden, von Europa, von der ganzen strebsamen Welt. Und allen bietet es dasselbe Willkommen, dieselbe gastfreie Auf-

nahme, dieselbe Freiheit von allen ethnischen Sorgen und Konflikten. Denn Südamerika ist groß, vielleicht größer als der kaltrechnende Norden, der in seinem eigenen Zahlenwahn zu ersticken droht.

Lima! Königin des Südens! Königin der gemessenen Schrankenlosigkeit! Königin des südamerikanischen Pazifik! Wie berauschend ist dein Strand von Miraflores, deine Eleganz von Magdalena del Mar! Wie berauschend dieser Blick vom Meere auf deine schneeigen Fünftausender, die unter einem stahlblauen Himmel daliegen wie gleißende Zuckerriesen! „Wüste“ nennt man die peruanische Küste, weil nur künstliche Bewässerung etwas Zuckerrohr, Baumwolle und Reis ermöglicht. Und doch ist diese Küste nicht nur landschaftlich ein Erlebnis, sondern sie ist auch typisches Südamerika. Urhafte Trockenheit, knollige Kakteen und Wüstengewächse, dann aber, wo Wasser blinkt, Palmen, mannshohes, messerscharfes Gras, tropischer Reichtum aus der Erde. Das ist alles so selbstverständlich hier, ebenso selbstverständlich wie die altspanischen Häuser mit ihren vergitterten Balkonen unmittelbar neben den großen Zementblöcken der Geschäftspaläste. Die Plaza de Armas, mit dem Palacio de Gobierno, dem typisch ibero-amerikanischen Musikpavillon, die Palmenalleen, wo die Limeños promenieren, der lebendige Paseo Colón, die 37 Kirchen, an deren Rangspitze eine der schönsten Kathedralen des Kontinents steht, die uralte Universität, die unmittelbare Nähe des Meeres, die Reiterstatue des Generals San Martín, das Monumento Bolívar im Parque de la Inquisición: alles das belebt und „modernisiert“ durch die Geschäftigkeit einer mit Leichtigkeit geldverdienenden großen Stadt, wo niemand das Leben allzu tragisch nimmt. Selbst die ausgeplünderten Indios, die in Cerro de Pasco

in 4300 Meter Höhe aus den Kupferminen der American Smelting Company das Erz herausbuddeln, nehmen das Leben, ihr eigenes Hundeleben nicht zu tragisch. Sie sind ebenso Kinder der Sonne wie die weißen Herren in Lima, sind ebenso stolze Peruanos wie diese. Die paar Soles, die man ihnen gibt, genügen ja, um damit ihren geringen Bedarf an Lebensgütern und ihren — nicht ganz so geringen — Bedarf an Schnaps zu befriedigen. Mehr wollen sie ja nicht. Sie sind ja „die Rasse von gestern“, sind ja untergehendes Volk, sind „Farbige“ im rein negativen Sinn. Der Indio in Südamerika blickt nicht vorwärts, sondern unentwegt nach rückwärts, in die Vergangenheit, die für sie ja größer war als die Gegenwart und erst recht größer als die Zukunft. Wer weiß, was aus diesen zerlumpten braunen Menschenkindern morgen geworden sein wird, wenn ihr Rückgrat vollends zerbrochen ist? Der Indio hier in Amerika ist nur noch geduldetes Schaustück, geduldet deshalb, weil man ihn noch braucht. Aber in Cincinnati und in Buenos Aires ist ein Indio heute eine ebenso große Seltenheit wie in Dresden oder Pisa. Amerika hat seine alten Völker vernichtet und an ihre Stelle ein neues, weißes oder doch weißliches gesetzt, das sich nur in einzelnen Nuancierungen voneinander unterscheidet. Der Weiße ist der Herrenmensch hier, der Farbige aber wird bald Museumswert haben.

Auch das ist so grundanders wie in Asien, wo der Weiße heute kaum noch etwas gilt, jedenfalls weniger als noch vor zehn, zwanzig Jahren. In Asien herrscht der uralte Menschheitsstamm, der von Anfang an hier wohnte und lebte und kämpfte. Asien wird deshalb niemals Kolonie werden oder „Dominion“, oder wie man es sonst nennen mag. Asien wird weiter vorwärtsgehen, unbeirrbar, auf-

geweckt von einem ur-asiatischen Volk, das sie alle, ein Volk nach dem anderen, aufrütteln wird. Die Welt glaube auch nicht, daß das Vierhundert-Millionen-Volk der Inder unter dem Union Jack seine Tage beschließen wird, denn dazu ist die Dynamik Indiens zu groß und der Welthunger Großbritanniens zu affektiert. Die Welt glaube aber auch nicht, daß sie über die „farbigen Völker“ noch weiterhin den Stab brechen darf, um ihnen die Ideale des Westens vorzuhalten.

Im Indianer von heute steckt kein Rückgrat mehr, das hat die Zivilisation ihm herausgeholt. Er ist heute gebückt, sklavisch in seinem Gehorsam, unwissend in seinem Wollen. Er kennt kein Ziel, dem er nachstreben könnte: sein einziges Ziel heißt: Vergessen finden vor dem unverständenen Andrang der Gegenwart. Und dieses Vergessen findet er im Alkohol, den ihm der Herr so gern gibt. *Damit* er vergesse und *sich* vergesse. Das gehört zur Politik in diesem Amerika, wie der Tank zum modernen Kriege.

Eine Wiederholung des indianischen Unterganges in Asien wird es niemals geben. Wohl aber umgekehrt: eine Renaissance dieses Asien, das nur darauf gewartet zu haben scheint, von einer besseren Zukunft etwas zu erfahren. Japan hat heute diese Mission auf sich genommen. Und wenn es diese Mission heute auch mit Kanonen und Bombengeschwadern einleitet: es wird der Tag kommen, wo diese Kanonen und diese Bombengeschwader wieder in Untätigkeit verfallen und wo sich dann aus der blutigen Saat ein neues Asien formen wird. Und dieses Asien wird größer sein als Amerika, größer als Australien, größer als Afrika und fast ebenso groß wie Europa, mit dem es weniger durch Kredite und gegenseitige Handelsoperationen, als vielmehr durch *geistige* Ver-

wandtschaft verbunden sein wird. *Das* ist die Meinung des großen Geschehens in Ostasien heute, wo ein „farbiges“ 500-Millionen-Volk von einem anderen „farbigen“ Volk gezwungen wird, sich zu besinnen. Mag sich dies heute auch in den Formen der Machtpolitik äußern, in Formen, die auf „Eroberung mit Waffengewalt“ hindeuten: es ändert nichts daran, daß die große asiatische Völkerfamilie diesen Bluterguß überwinden muß und wird und daß dieser Krieg um die Vorherrschaft in Ostasien nichts anderes ist als der Sturmlauf zur asiatischen Einigung durch den Osten.

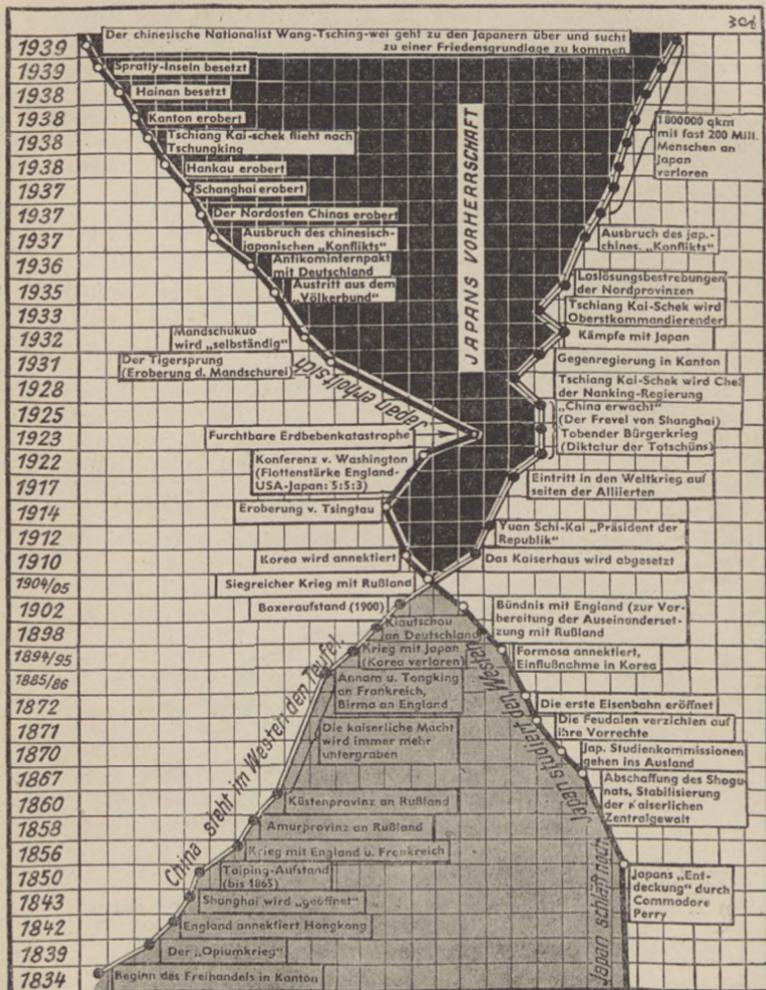
Australien steht abseits, ebenso abseits wie Südamerika. An ihnen gehen die Fluten der Neuordnung vorbei, werden vielleicht nicht einmal Spuren hinterlassen. Europa aber und Amerika stehen Gewehr bei Fuß, sehen mit gespannter Erwartung auf das, was sich in Asien formt. Wird man ihnen einen Einfluß gewähren? Werden auch sie abseits stehen, wenn die Geburtsstunde des „Größeren Ostasien“ geschlagen hat? Werden sie ihre Machtpositionen im Pazifik dazu benutzen, diese Geburt zu verhindern oder wenigstens noch einmal hinauszuschieben? Nein! Sie werden in *diesem* Asien keine Rolle mehr spielen, die ihnen entscheidende Bedeutung gäbe. Sie werden weiter Gewehr bei Fuß stehen, werden vielleicht weiter sorgsam auf ihr Prestige achten, auf ihren sakrosankten Status quo, der in Asien wertloser ist als ein Fetzen Papier. Aber eines Tages wird auch dieser Status quo zu Grabe getragen werden, ohne Ruhm und ohne Tränen, vielleicht auch sogar ohne Blut. Denn so geheimnisvoll der Pazifik auch immer sein mag, auch er wird sich den dynamischen Kräften erwachter Völker unterwerfen müssen. Es fragt sich nur *wann*. Und dieses Wann entscheidet nicht die Schlagkraft der amerikanischen oder englischen

Pazifikflotte, entscheidet auch nicht das finsterste Stirnrunzeln in London oder Washington, auch nicht der getürmte Unwillen saturierter Weltreiche, sondern *das entscheidet Asien allein*. Nicht das verkümmerte und amputierte Asien von gestern, sondern das Asien, dessen Geburt die Menschheit heute erlebt. Sie sieht nur ein Wetterleuchten am pazifischen Horizont, aber ich glaube, sie wird auf den Blitz und auf den Donner vergeblich warten. Das Gewitter war schon, als in Europa ein neuer Ideenkreis geboren ward, eine Ideenharmonie, die aus Entrechteten freie Völker schuf. Asien erlebt heute die Nachwehen dieser jüngstgeborenen Idee, nicht den Sturm selbst. Europa gab das Stichwort, Asien griff es auf. Das ist die Lektion, die der ostasiatische Krieg der Menschheit erteilt: Wetterleuchten einer neuen Zeit, nicht Umsturz, sondern kalt-logischer Aufbau. Und im Hintergrund steht die Gerechtigkeit, die die Völker verlangen und *erst jetzt* bekommen.

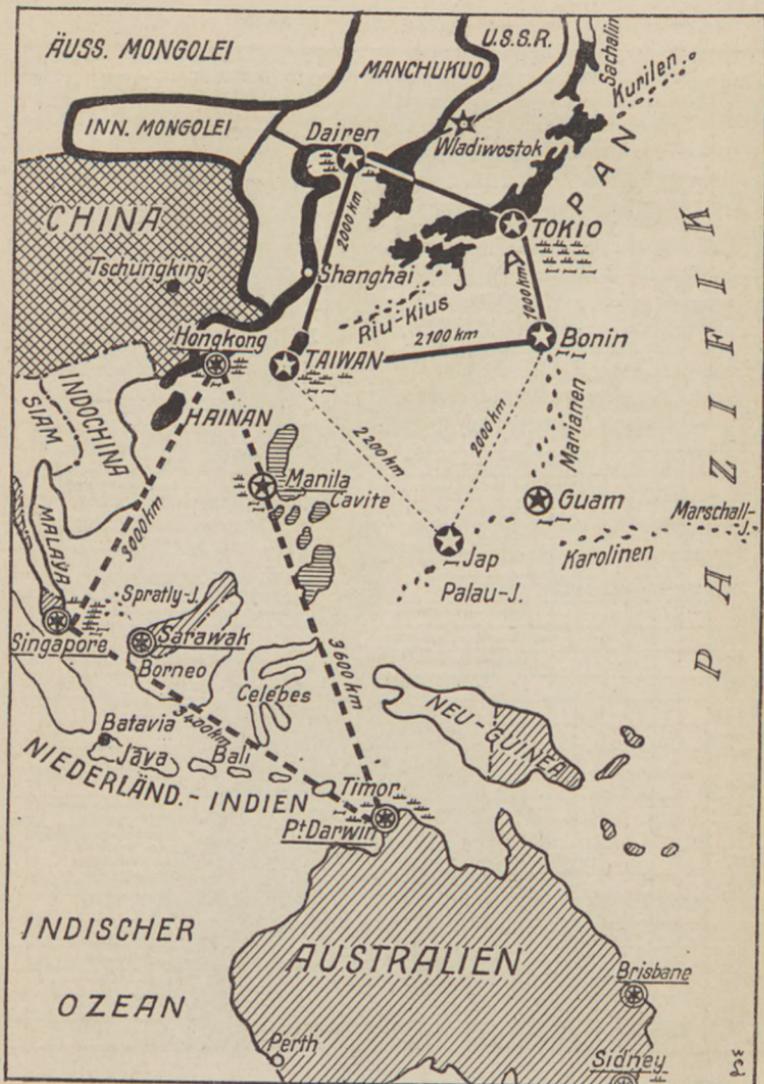
#### Zum nebenstehenden Diagramm

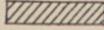
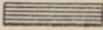
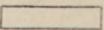
Nur die wichtigsten Ereignisse sind berücksichtigt. Die Doppellinie zeigt den Verlauf der chinesischen Staatsentwicklung, die schwarze den der japanischen an. Die absteigende chinesische Linie wird von der aufsteigenden japanischen im Jahre 1904/05 (Russisch-Japanischer Krieg) geschnitten. Die Seeschlacht von Tsushima bereitete dann den Tigersprung vor, der 26 Jahre später erfolgte: Japans Eintritt in die große Welt.

# Das historische Diagramm



Strategische Zonen im Westpazifik



-   
  
 Anglo-australische  
Besitzungen
-   
  
 Amerikanische  
Besitzungen
-   
  
 Japanische  
Besitzungen
-   
  
 Russische  
Besitzungen

Man erkennt deutlich, wie sich die beiden Machtfelder, das japanische und das anglo-amerikanische, im südchinesischen Raum treffen. Dort sind das vom Festland so gut wie abgeschnürte Hongkong und Taiwan die Exponenten, während die beiderseitigen militärischen Machtzentren, Tokio und Singapore, von dieser vordersten Linie fast gleich weit — 3000 Kilometer — entfernt sind. Die dritte Garnitur bilden dann auf der anglo-amerikanischen Seite Manila und Guam (beide amerikanisch) sowie Sarawak und auf der japanischen Dairen und die Bonin-Inseln. Militärisch sind also alle Voraussetzungen für eine hart auf hart gehende Auseinandersetzung gegeben. Es fragt sich nur, ob Japan nicht aus dem *Kontinent* genügend Kräfte zu schöpfen vermag, um die strategische Lage Englands-Amerikas hier unhaltbar zu machen.

## ANHANG

### Anwachsen der Bevölkerung Australiens von 1870 bis 1937

Australien hatte im Jahre 1870 . . . . .	1,7	Millionen Einwohner
1880 . . . . .	2,3	" "
1890 . . . . .	3,2	" "
1900 . . . . .	3,8	" "
1910 . . . . .	4,2	" "
1920 . . . . .	5,1	" "
1930 . . . . .	5,5	" "
1937 . . . . .	6,1	" "

### Anwachsen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten in derselben Zeit

Die USA. hatten im Jahre 1870 . . . . .	40	Millionen Einwohner
1880 . . . . .	49	" "
1890 . . . . .	63	" "
1900 . . . . .	76	" "
1910 . . . . .	91	" "
1920 . . . . .	117	" "
1930 . . . . .	126	" "
1937 . . . . .	130	" "

### Anwachsen der Bevölkerung Japans in derselben Zeit

Insel-Japan hatte im Jahre 1870 . . . . .	33	Millionen Einwohner
1880 . . . . .	36	" "
1890 . . . . .	40	" "
1900 . . . . .	46	" "
1910 . . . . .	51	" "
1920 . . . . .	59	" "
1930 . . . . .	64	" "
1937 . . . . .	70	" "

### Anwachsen der Bevölkerung Chinas in derselben Zeit (z. T. geschätzt)

Stamm-China hatte im Jahre 1870 . . . . .	277	Millionen Einwohner
1880 . . . . .	297	" "
1890 . . . . .	317	" "
1900 . . . . .	337	" "
1910 . . . . .	365	" "
1920 . . . . .	420	" "
1930 . . . . .	470 (?)	" "
1937 . . . . .	490 (?)	" "

# VÖLKER UND RAUM

Land	Fläche in Quadrat- kilometern	Einwohner Mill.	Be- völkerungs- dichte
Japan (Insel)	382545	70	181
Chosen (Korea)	221000	23	104
Karafuto	36000	0,33	9,2
Taiwan (Formosa)	36000	5,2	145
Pazifische Inseln	2000	0,1	47,7
Kwantung	4000	1,65	440
Japanisches Reich	681545	100	147
China			
(ohne Mandschukuo)	10362000	437 (?)	42,2
Sinkiang (autonom)	1828000	4,3	2,4
Tibet (autonom)	1215000	3,7	3,1
Chinesisches Reich	13405000	445	33,2
Mandschukuo	1303000	31	23,7
Australien			
Staatenbund	7704000	6,7	0,9
Papua	234000	0,27	1,2
Norfolk- und Lord-Howe-Inseln	—	—	—
Neuguinea	241000	0,5	2,1
Neu-Seeland	269000	1,6	5,7
Westsamoa	3000	0,05	18,3
Fidschis usw.	18000	0,2	11,2
Anglo-Australien	8469000	9,3	1,1
Vereinigte Staaten			
Mutterland	7839000	127,2	16,2
Alaska	1519000	0,06	—
Puerto Rico	8900	1,72	—
Jungfern-Inseln	300	0,02	—
Philippinen	296000	13,1	44
Hawaii	16600	0,4	—
Guam	500	0,02	—
Samoa	200	0,01	—
Vereinigte Staaten	9680500	143	14,8

15,4 Mill. Quadratkilometer  
 Ostasiatischer Block:  
 576 Mill. Einwohner

# KAMPF IN OSTASIEN

Chronologisch ab 1834

China		Japan
Beginn des Freihandels in Kanton	1834	} Japan „schläft“ noch
Beginn des „Opiumkrieges“ (England will in China am Opiumgift verdienen)	1839	
England annektiert Hongkong	1842	
Schanghai wird „geöffnet“	1843	
Der Taiping-Aufstand gegen den Westen	1850—65	
	1853	Japan „erwacht“: es wird durch den nordamerikanischen Admiral Perry „entdeckt“
	1855	Gründung der ersten Fremdsprachenschulen in Japan
Krieg mit England und Frankreich (diese Staaten wollen mit Waffengewalt ihr Geschäft in China ausdehnen)	1856—60	
Amurprovinz an Rußland verloren	1858	Die erste Konsulatsflagge wird gehißt
Küstenprovinz an Rußland (Rußland verkauft dagegen Alaska an die Ver. Staaten)	1860	
	1867	Das Shogunat abgeschafft, die kaiserliche Zentralgewalt wiederhergestellt
(Der Suezkanal wird eröffnet)	1869	
	1870	Die erste Auslandsanleihe wird aufgenommen (1 Million Pfund Sterling zu 9 Prozent!) Japan sendet Studienkommissionen ins Ausland

China		Japan
Japanisch-chinesischer Vertrag	1871	Japan schließt sein Postsystem dem Weltpostverein an Die Feudalen verzichten auf ihre Vorrechte
	1872	Die erste japanische Eisenbahn von Tokio nach Yokohama eröffnet
Errichtung des chinesischen Postwesens	1878	
Eröffnung der Kohlengruben von Kaiping		
Verliert Annam und Tongking an Frankreich und Birma an England	1885/86	
Tschiang Kai-schek, der „Befreier“, wird geboren	1887	
	1889	Das erste „Parlament“ tritt zusammen
Chin.-Japan. Krieg (Korea verloren)	1894/95	Die Insel Formosa annektiert
Kiautschou an Deutschland	1898	(Die Ver. Staaten annektieren Guam und die Philippinen)
Fremdenfeindliche Unruhen	1899	
Der Boxeraufstand	1900	
Beginn der „Reformen“	1902	Japan schließt zur Vorbereitung der Auseinandersetzung mit Rußland das „Bündnis mit England“
	1904/05	Japanisch-Russischer Krieg: die Russen zu Lande geschlagen, Admiral Togo vernichtet die russische Flotte bei Tsushima Friede von Portsmouth Japan wird Großmacht
Der „Parlamentarismus“ wird eingeführt	1907	
Das Kaiserhaus wird in die Verbannung geschickt, ein viertausend Jahre alter dynastischer Traum ausgelebt	1910	Korea wird formell annektiert
Yuan Schi-kai wird erster „Präsident der Republik“	1912	

China		Japan
	1914	Eroberung von Tsingtau
Yuan Schi-kai will Kaiser werden, stirbt aber (1916) an „gebrochenem Herzen“	1915	Japan stellt 21 Forderungen an China: es soll sich einem ostasiatischen Block gegen den Westen anschließen. China lehnt diese Forderungen ab
China tritt in den Weltkrieg ein (Zerstörung des Prestiges der Weißen in Ostasien)	1917	
Tobender Bürgerkrieg der Kondottieri (die Diktatur der „Totschüns“)	1922	Konferenz von Washington (diplomatische Niederlage für Japan, dessen Seerüstung beschnitten wird)
	1923	
China „erwacht“ (der Frevel von Schanghai)	1925	Japan erholt sich wieder
Tschiang Kai-schek wird Chef der Nanking-Regierung (die Kuomintang wird nach russischem Vorbild in eine „Volkspartei“ umgewandelt)	1928	
Bildung einer Gegenregierung in Kanton	1931	Japan erobert die Mandschurei (Der Tigersprung)
Kämpfe mit Japan in Schanghai und an der Chines. Mauer	1932	Die Mandschurei wird „selbständig“
Tschiang Kai-schek wird Oberstkommandierender (Verlust der Provinz Jehol)	1933	
Loslösungsbestrebungen der Nordprovinzen	1935	Austritt aus dem Völkerbund und Durchdringung Nordchinas
	1936	Antikomintern-Abkommen mit Deutschland
Ausbruch des Konflikts mit Japan (das „demokratische“ China erbittet Hilfe von der Reaktion des Westens)	1937	Ausbruch des Konflikts mit China
		Die Nordostprovinzen werden erobert, Schanghai und Nanking genommen

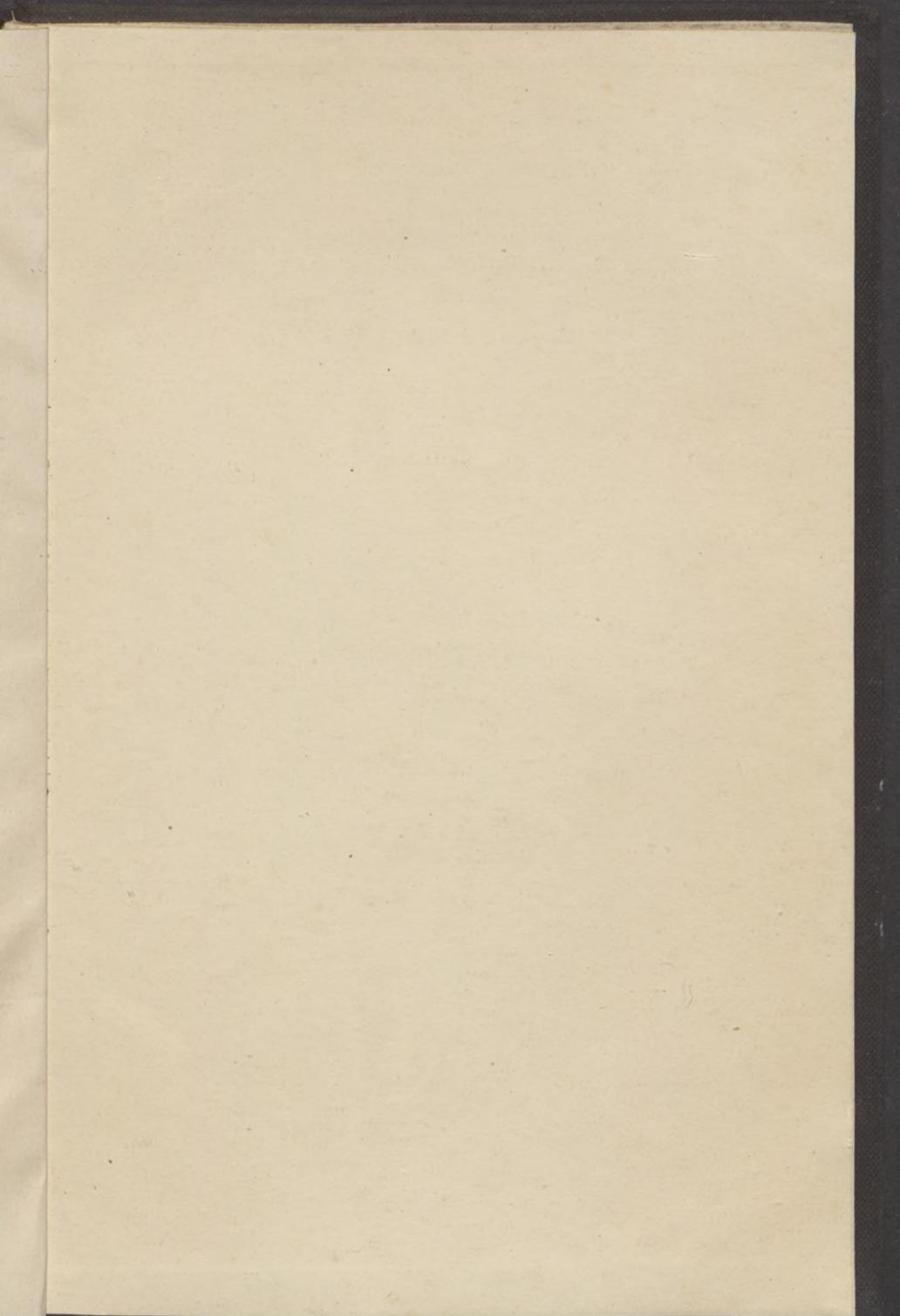
China		Japan
Tschiang Kai-schek siedelt, nachdem auch Hankau verloren ist, nach Tschungking über	1938	Hankau und Kanton genommen Grenzgeplänkel an der mandchurisch-sowjetrussischen Grenze
Wang Tsching-wei, prominentes Mitglied der Kuomintang, verläßt Tschiang Kai-schek und begibt sich in die japanische Zone	1939	Die Insel Hainan besetzt Die Spratly-Inseln besetzt Die verschiedenen Proteste der Westmächte wegen „Gefährdung ihrer Rechte in China“ zurückgewiesen
Weitgehende Unterstützung Tschiang Kai-scheks durch London und Washington (Waffen, Anleihen usw.)		Die von den USA. geplante Befestigung der Insel Guam wird in Japan als „äußerst unfreundlicher Akt“ bezeichnet und daraufhin von USA. im wesentlichen fallengelassen
Tschiang Kai-schek: „Kampf bis zum letzten Blutstropfen!“		Japan: „Die Nation wird die Waffen nicht eher niederlegen, als bis nicht China aufgehört hat, Tummelplatz demokratisch - bolschewistischer Intrigen gegen Japan zu sein!“ – „Japan hat die heilige Mission, die ostasiatischen Nationen von der Bedrückung durch den Westen zu befreien!“

Bis April 1939 sind annähernd 1800000 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von rund 200 Millionen Menschen von den Japanern erobert. — Der moderne Dschingis Chan ist unterwegs! — Europa aber spricht von einem langsamen Vorwärtsschreiten des Krieges in China!



## INHALT

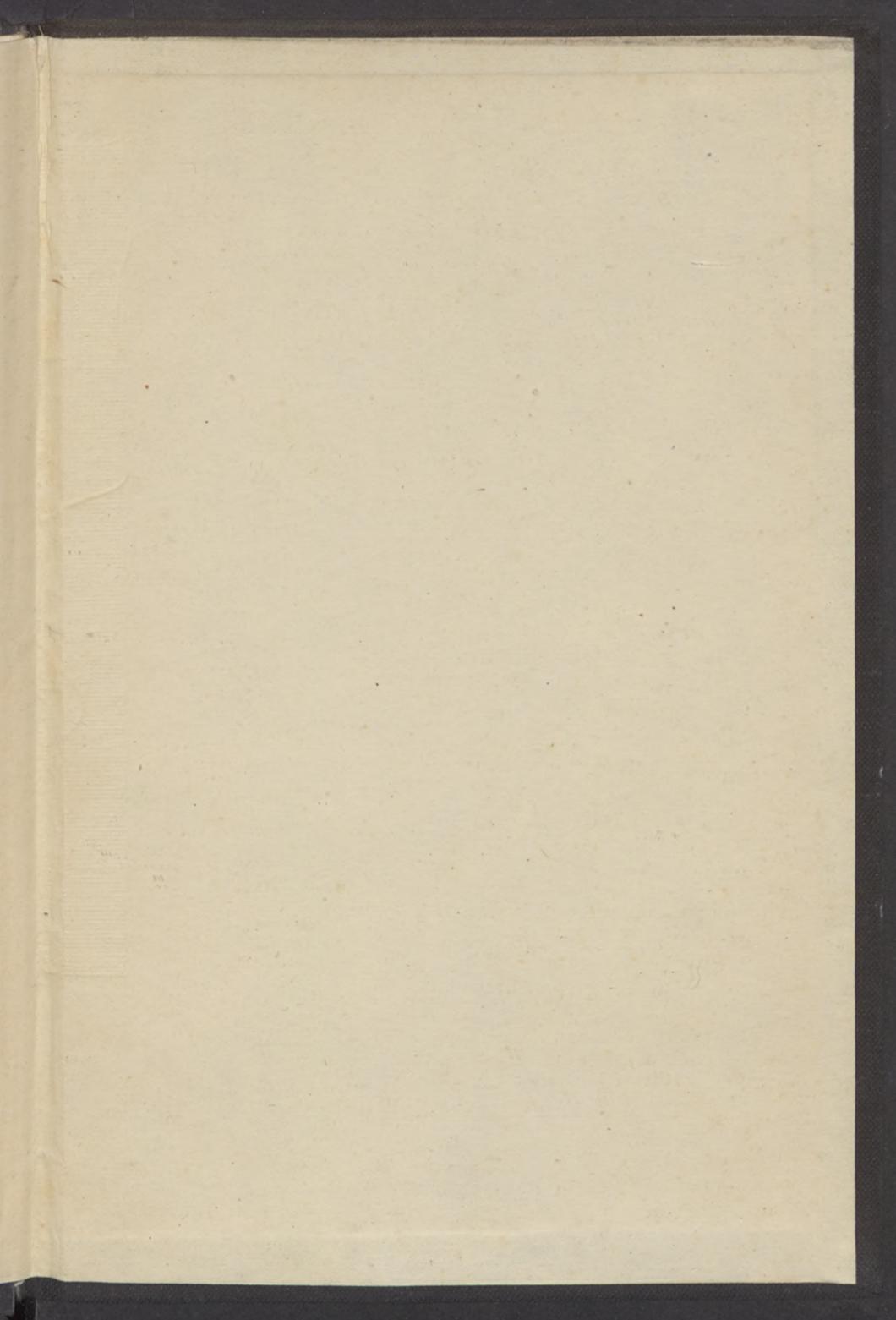
EINFÜHRUNG . . . . .	5
I. KOMPONENTEN DER MACHT	
Die weißen Herren . . . . .	7
Phlegma in Canberra . . . . .	46
Der Diamanten-Kopf. . . . .	72
II. ABGEWANDTE MASKEN	
Die Wege Dschingis Chans . . . . .	102
Der Ameisenstaat. . . . .	151
Die neuen Kammern des Reichtums . . . . .	183
III. DIE POLITIK VON MORGEN	
Das japanische Gesicht. . . . .	215
Kanonen oder round-table? . . . . .	242
Die friedliche Küste . . . . .	292



Biblioteka Główna UMK



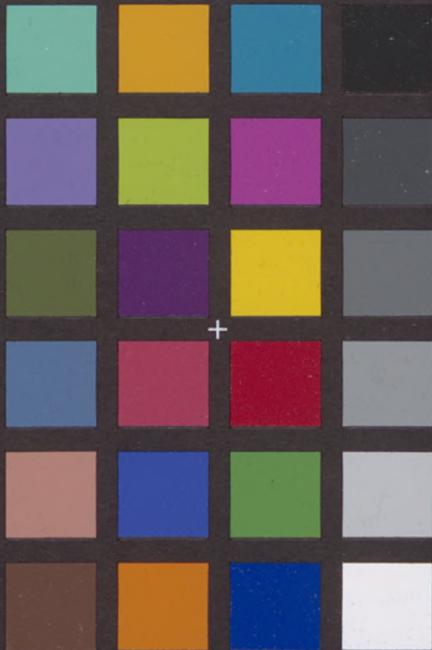
**300022099079**





x-rite

colorchecker CLASSIC



mm